

GEHÖRT MIR



HANNI WENDE



319036 7119
Goethes

Sämmtliche Werke

in 36 Bänden.

Mit Einleitungen von Karl Goedeke.

Vierter Band.

Inhalt:

Sprüche in Reimen und Prosa. — Ethisches. — Theaterreden. — Maskenzüge. — Register zu Band I—IV.



Stuttgart 1893.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Nachfolger.



475001

Inhalt.

	Seite		Seite
Einleitung von Karl Goedeke	V	Theaterreden.	
Sprüche in Reimen.		1. Prolog. Gesprochen den 7. Mai 1791	285
Gott, Gemüt und Welt (1815)	1	2. Prolog. Gesprochen den 1. Okt. 1791	286
Sprichwörtlich, desgl.	5	3. Epilog. Gesprochen den 31. Dec. 1791	287
Zahne Xenien.		4. Epilog. Gesprochen den 11. Juni 1792	289
Erste Abtheilung (1820)	28	5. Prolog zu dem Lustspiel: Der Krieg, von Goldoni. Am 15. Okt. 1793	290
Zweite Abtheilung (1821)	37	6. Prolog zu dem Schauspiel: Alte und neue Zeit, von Iffland. Am 7. Okt. 1794	292
Dritte Abtheilung (1824)	48	7. Epilog zu Gotters Gasthi. Am 24. Okt. 1800	294
Vierte Abtheilung (1827, 1836)	56	8. Prolog bei Wiederholung von: Was wir bringen. Weimar, 25. Sept. 1802	295
Fünfte Abtheilung, desgl.	71	9. Prolog. Leipzig, 24. Mai 1807	297
Sechste Abtheilung, desgl.	86	10. Prolog. Halle, 6. August 1811	299
Siebente Abtheilung, desgl.	106	11. Epilog zu Esfer, den 18. Okt. 1813	303
Sprüche in Prosa.		12. Prolog zu Eröffnung des Berliner Theaters, im Mai 1821	307
Maximen und Reflexionen. In sieben Abtheilungen	114	13. Prolog zu Deinhardsteins Haus Sach. Berlin, 13. Febr. 1828	317
Verschiedenes Einzelne über Kunst	204		
Naivität und Humor	206	Maskenzüge.	
Aphorismen	208	1. Ein Zug Bappländer. 30. Jan. 1781	319
Jungen Künstlern empfohlen	213	2. Aufzug des Winters. 16. Febr. 1781	320
Deutsches Theater	217	3. Pantomimisches Ballett. Zum 30. Jan. 1782	323
Ueber Naturwissenschaft. Einzelne Betrachtungen und Aphorismen. Fünf Abtheilungen	220		
Nachträgliches	263		
Ethisches.			
Verhältnis, Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit (1827)	273		
Geistes-Epochen (1817)	274		
Urwoorte. Orphisch (1820)	277		
Bedenkliches, desgl.	282		
Naturphilosophie (1827)	283		

IV

Inhalt.

	Seite		Seite
4. Amor. Zum 30. Jan. 1782	330	11. Maskenzug. Zum 30. Jan. 1809	312
5. Die weiblichen Tugenden. 1. Februar 1782	331	12. Die romantische Poesie. 30. Jan. 1810	313
6. Aufzug der vier Weltalter. 12. Febr. 1782	332	13. Maskenzug russischer Nationen. 16. Febr. 1810	351
7. Planetentanz. 30. Jan. 1784	333	14. Maskenzug bei Anwesenheit der Kaiserin Mutter. 18. Dez. 1818	354
8. Maskenzug. Zum 30. Jan. 1798	338		
9. Maskenzug. Zum 30. Jan. 1802	339		
10. Maskenzug. Zum 30. Jan. 1806	341	Register zu Band I—IV	399

Einleitung.

Goethes Sprüche in Reimen und Prosa begleiten sein ganzes Leben und berühren alle Richtungen und Entwicklungen desselben, sowohl die rein menschlichen und praktischen, als die künstlerischen und wissenschaftlichen. Es sind darin Ansichten und Erfahrungen, sowohl eigne als fremde, niedergelegt, wie sie sich auf den verschiedenen Stufen der Entwicklung oder bei der Lektüre als bleibende Resultate oder als auffallende, der Erwägung würdige Meinungen darboten. Es ist von Deutschen und Ausländern nachgewiesen, daß einzelne Gruppen unter den Sprüchen in Prosa aus andern Schriftstellern entlehnt wurden, und es ist nicht schwer, zu zeigen, daß andere Sprüche nur die ins Kurze gezogenen Ansichten andrer sind, wie Goethe es selbst zuweilen andeutet, zuweilen geradezu ausspricht. Jeder einzelne Spruch, wie allgemein gültig er zu sein scheinen mag, hat doch für Goethe einen möglicherweise nur bedingten Wert als Resultat oder Erwägung einer Durchgangsstufe, selbst als Erinnerungszeichen vorübergehender Verstimmung, während Goethe die Gesamtheit dieser Reime und Sprüche, wie aus dem Motto vor den Rahmen Xenien erhellt, als einen Abdruck seiner Gesamterscheinung anerkennt. So klar und schlagend jeder einzelne Spruch an sich sein mag, so würde doch eine große Menge derselben hinsichtlich ihrer Veranlassung und Absicht erst dann richtig verstanden werden können, wenn die Sammlung chronologisch geordnet

wäre. Zusammengestellt sind sie zwar erst in des Dichters späteren Lebensjahren. Er bemerkt in den Tages- und Jahreshäften 1821, daß er damals auch Zahme Kenien zusammengebracht; denn ob man gleich seine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruß und Widerwärtiges entstellen solle, so werde man sich doch im einzelnen manchmal Luft machen. Und er fügt hinzu, von kleinen auf diese Weise entstandenen Produktionen habe er die läßlichsten ausgesondert und zusammengestellt. Eine Reihe der Sprüche (wie Gott, Gemüt und Welt, Sprichwörtlich) waren jedoch schon in früheren Sammlungen der Gedichte erschienen und gehören also auch nach äußerlichen Kennzeichen einer früheren Zeit an. Aber auch der Inhalt mancher, besonders der die Farbenlehre betreffenden, weist in ältere Zeiten zurück, wie andre wiederum, z. B. der Spruch, daß jeder Mensch ein letztes Glück und einen letzten Tag erfahre, aus andern Gedichten Goethes (Epilog zu Essex) herübergenommen wurden.

Läßt sich gleich der Entstehungsgrund der einzelnen Sprüche und somit die individuelle Bedeutung derselben in der Regel nicht ermitteln, so verlieren sie dadurch nichts an ihrer Geltung, die entweder eine allgemeine ist, da sie unwidersprechliche, durchaus gültige Wahrheiten darlegen oder Sätze enthalten, die, wenn sie auch keinen Anspruch auf allgemeine Beistimmung machen können, doch zum Nachdenken und Nachempfinden anregen. Denn gewöhnlich ist der einzelne Fall, den sie betreffen, so aufgefaßt, daß die Anwendbarkeit des Spruches weit über denselben hinausgreift. Sie gleichen darin dem Sprichwort, das sich auch auf eine größere Reihe von gleichartigen Erscheinungen anwenden läßt, und stimmen dadurch mit der Lyrik Goethes überein, die auch fast ohne Einschränkung von ganz bestimmt gegebenen Anlässen des eignen oder des fremden Lebens ausgeht und sich in einer Form ausspricht, vermöge welcher die Anwendung auf eine Fülle von individuellen Erschei-

nungen möglich wird. Sie sprechen dann das Allgemeine im Einzelnen aus, wie in jenem Nachtliede (Ueber allen Gipfeln), das seinem Anlasse nach nur den sinkenden Abend und das Nahen des Schlafes schildert und diese Schilderung so formt, daß darin zugleich ein Bild des zum Ende neigenden Lebens und das Nahen des ewigen Schlafes gegeben ist. So wird, um ein Beispiel aus den Sprüchen hervorzuheben, in einem derselben die Toleranz empfohlen, 'Unser Vater' oder 'Vater unser' beten zu lassen; in diesem einzelnen Falle aber zugleich die Toleranz, den einen in dieser, den andern in jener Form sich erbauen oder selig werden zu lassen. Oder wenn in einem andern Spruch gesagt wird: draußen sei zu wenig oder zu viel und Maß und Ziel nur zu Hause, so ist der Satz nicht auf das Haus eingeschränkt, sondern unter dem Hause ist, wie ein dicht daneben stehender Spruch es andeutet, auch der Begriff des Vaterlandes und unter dem 'Draußen' der der Fremde, des Auslandes mitberührt. Und so läßt sich den Sprüchen ein allgemeinerer Sinn abgewinnen, ohne daß die Anwendung des engeren Sinnes darunter zu leiden hat. Das ist nicht mit jenem Unterlegen anstatt des Auslegens zu verwechseln, wovor ein anderer Spruch warnt, denn es gibt kein Gedicht, auch das kleinste gnomische nicht, das nicht weiter, tiefer und höher greifen müßte, als wohin die Worte desselben zu reichen scheinen. Nur durch das Begreifen einer größeren Anzahl von Erscheinungen unter die Darstellung der einzelnen wird die Darstellung wahr, während sie sonst nur die Wiedergabe der Wirklichkeit sein würde, die für die Poesie nicht ausreicht, da die poetische Form dem Stoffe, dem Gedanken, der Empfindung immer einen symbolischen Charakter ausdrückt. Bei den in Prosa überlieferten Sprüchen, denen auch die entlehnten eingereiht sind, ist der Form gemäß meistens die allgemeinere abstrakte Beobachtung und Betrachtung aufgestellt, aus der die Anwendung auf das Ein-

zelne sich theils mit Leichtigkeit von selbst ergibt, theils ausdrücklich und namentlich gemacht wird. Wesentlich stimmen aber beide Formen überein; die poetische hält scheinbar allein den gegebenen äußern oder innern Erscheinungsmoment fest; die prosaische spricht die allgemeinere Betrachtung aus, zu welcher die Beobachtung vom einzelnen Falle sich erhob. Beide Formen, nur als solche entgegengesetzt, sind bezeichnend für Goethes poetischen und prosaischen Charakter, der, wo er untersuchte, gern zu Kombinationen aufstieg, wo er darstellte, die Sachen mit Ausscheidung des Unwesentlichen allgemein faßte.

Aus dem großen Reichtum dieser Spruchsammlung — sie enthält über zweitausend Sätze — eine Art von Gesamtbild in verjüngtem Maße aufstellen zu wollen, würde einer Beschränkung vielgestaltigen Lebens unter willkürliche Gesichtspunkte gleichkommen. Gerade in dem Reichtum dieser weitemfassenden Einzelheiten beruht das Anziehende der Sammlung. Man schlägt auf, wo man will, und immer wird man festgehalten, sei es durch Tiefe und Bedeutsamkeit des Gedankens, sei es durch die Anmut der Form. Die Möglichkeit vielfacher Deutungen reizt zur Anwendung auf einzelnes; das schroff Ausgedrückte fordert zum Widerspruch, das Gefällige zur Beistimmung auf; hin und wieder auftauchende Fäden, die ein planmäßiges Gewebe anzudeuten scheinen, wollen festgehalten und verfolgt werden, bis sie wieder verlaufen und die Ueberzeugung zurücklassen, daß die Einheit nicht im Plane, sondern in der Persönlichkeit Goethes selbst zu suchen ist, die sich in allen ihren Eigentümlichkeiten darin spiegelt. Seine Sammlung ist ein Buch der rechten und echten Lebensweisheit, die Summe von Betrachtungen und Erfahrungen eines langen und inhaltreichen Lebens und zwar eines solchen, das an allen wichtigen Bewegungen der Zeit, in welche es fiel, nahen Anteil nahm und sie von erhöhtem Standpunkte aus betrachtete oder

leitete. Die Erscheinung, die aus der Totalität dieser Sprüche hervortritt, soll man zu erfassen und sich vertraut zu machen suchen, ohne am Einzelnen irre zu werden. Denn wie sich kein Teil ohne Erkenntnis des Ganzen, zu dem er gehört, richtig begreifen läßt, so auch der einzelne Spruch nicht ohne den Geist, aus dem er hervorging, und dieser wiederum, da er nur als Teil von Goethes Geiste wirkt, nicht ohne Berücksichtigung des Dichters, Forschers und Denkers, so daß diese Sprüche besonders geeignet sind, in das Studium Goethes einzuführen oder das aus dem Studium seiner Schriften und seines Lebens gewonnene Bild wieder zu erfrischen. Für die Erkenntnis seiner dichterischen Gestaltungen, die ein Leben in sich selbst haben, reicht das Studium der Sprüche zwar nicht aus, wohl aber lassen sich die Grundlagen, auf denen jene ruhen, deutlich erkennen, und manche Partieen der Sammlung sind für die nähere und richtige Erkenntnis seiner künstlerischen Grundanschauungen und seiner poetischen Technik sehr lehrreich und fruchtbringend. Denn wenn unsre dichterische Jugend auch gewohnt ist, die Erfahrungen der Meister unbeachtet zu lassen und lieber auf eigne Hand sich Wege zu suchen, so würde es ihr doch nicht zum Schaden gereichen, ihre Wege mit denen zu vergleichen, auf welchen die früheren zu ihren Erfolgen gewandelt sind. Die wenigen Sätze über dramatische Kunst, Epopöe, Roman, welche sich in der Sammlung finden, sind so tief aus der Fülle der Erfahrung geschöpft und so einfach, klar und bestimmt ausgesprochen, daß niemand, der sich mit diesen Formen beschäftigen will, sie unerwogen lassen sollte. Auch der Geschichtschreiber findet in einzelnen hingeworfenen Sätzen wichtige Fingerzeige für seine Kunst: zu schreiben, was vormals war und damals bewegte, nicht als wenn er selbst dabei gewesen. Was der Künstler im engern Sinn sich für Belehrungen über die Geschichte und das Wesen seiner Thätigkeit aus den Maximen und Reflexionen anzueignen

vermag, erhellt beim bloßen Blättern, und wie lohnend dieser Gewinn sein kann, ergibt sich, wenn man sich erinnert, wie lange Goethe sich praktisch und theoretisch mit der bildenden Kunst beschäftigt hat, und wie eingehend alle seine Betrachtungen sind, auch wo er von unrichtigen Voraussetzungen ausgehen oder auf nicht stichhaltige Resultate hinarbeiten sollte. Vielleicht daß beim Studium dieser Spruchsammlung sich mancher dann auch mehr mit Goethes naturwissenschaftlichen Studien bekannt zu machen sucht und damit befreundet, an denen man sonst, als an den Arbeiten eines bloßen Dilettanten, vorüberzugehen pflegt. Die Ausdauer, mit der er sich diesen Dingen hingibt, und die Vielseitigkeit der Wendungen, mit denen er ihnen beizukommen sucht, die Gewißheit seiner Ueberzeugung und der Ernst und Scherz, mit denen er seine Gegner behandelt, haben etwas Fesselndes. Wo und wie man dies Spruchbuch aber auch anfassen mag, bestätigt sich das Wort, das er von einem andern Buche gebraucht, daß jedes Wort, das wir allgemein auffassen und im besondern auf uns anwenden, nach gewissen Umständen, nach Zeit- und Ortsverhältnissen einen eigenen, besondern, unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat, umgekehrt aber auch, darf man hinzufügen, daß jedes individuell gesagte Wort einer allgemeineren Wirkung fähig ist.

Ueber die Maskenzüge sind noch einige besondere Worte zu sagen. Manche Dichtungen dieser Art gingen, wie Goethe selbst bemerkt, verloren; die hauptsächlichsten sind erhalten, und diese genügen, um einen Einblick in die poetischen Wintervergnügungen zu geben, die den weimarschen Hof vor Goethes italienischer Reise vor allen Hofhaltungen Deutschlands auszeichneten. Zwar hatte das weimarische Fürstenhaus schon vor Goethes Ankunft eine ausgesprochene Neigung zur Poesie bethätigt, aber mehr ein rezeptives, als produktives. Man erfreute sich an Schauspiel und Oper, wie auch andrer Orten; auch fehlte es nicht

an heimischen Poeten, welche dieser Neigung Vorschub leisteten. Aber ihre Namen sind verschollen und ihre Operetten mit ihnen. Auch war der Hof nur Publikum. Mit Goethes Eintritt in die weimarische Hofwelt änderte sich das. Der Dichter machte die Aristokratie und Bureaucratie, die ihm zum Theil feindlich gegenüberstand, zu Darstellern seiner poetischen Spiele und ließ ihnen die Wahl, entweder ihm dienstbar zu werden oder sich allmählich beiseite geschoben zu sehen. Sie wählten das erstere. Es wurde eine Art von Ehrenpunkt, an dem Liebhabertheater, das er gegründet hatte, thätigen Anteil zu nehmen, und eine ebensolche Auszeichnung, wenn man bei den Redouten, die gleichfalls durch Goethe in Schwung gebracht und poetisch ausgeschmückt wurden, eine redende Maske überwiesen erhielt. Diesen Redouten, die in den Winter fielen und deren Mittelpunkt der Geburtstag der Herzogin (30. Jan.) war, verdanken diese 'Maskenzüge' ihre Entstehung. Vieles darin mußte die Anteilnehmenden in ganz andrer Weise berühren als die Späteren. Wenn auch bei der Ueberlieferung, wie bei allen Programmen und Festgedichten, die für den Moment berechnet sind und im Augenblick der heitern Festfreude ihr eigentliches Leben erfüllen, manches jetzt an Bedeutung verloren hat, so behalten diese Dichtungen dennoch immer für den Dichter ihren nicht unerheblichen Wert. Man ahnt daraus und sieht auch in andern Schöpfungen für die poetischen Freuden des Hofes bestätigt, wie dies bunte zersplitterte Treiben, das eben nur als Spur und Zeichen einer damit verbundenen vielfachen Thätigkeit zu betrachten ist, die Entfaltung von Goethes höheren Kräften aufhielt oder ablenkte. Er selbst klagte oder scherzte dann wohl, daß er Wochen im Dienste der Eitelkeit zubringe. Mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen übertäube man oft eigene und fremde Not. In den früheren dieser Aufzüge übernahm Goethe selbst eine Rolle: im Aufzug des Winters, 16. Febr. 1781, stellte er

den Schlaf, Frau v. Stein die Nacht vor. 'Amor' und 'Die weiblichen Tugenden' sind nur geringe Spuren größerer Dichtungen, die erst durch die Fülle der Mitwirkenden ihren Reiz erhielten. Amor bezeichnet nur den Spruch, den Goethe zu einem großen Zauberballett beige-steuert hatte; 'Die weiblichen Tugenden' geben in ihren kurzen, für ein Band bestimmten Versen nur einen der Sprüche wieder, und zwar den Spruch der Bescheidenheit, die schließlich, nachdem die übrigen es zu thun abgelehnt, der Herzogin Kränze überreicht, welche mit jenem Spruchbande unwunden waren. In dem 'Planetentanze' holte Goethe die versäumte Feier der Geburt des Erbprinzen nach und brachte der Elternfreude seine Huldigung in allegorischer Form dar. Von höherer Bedeutung erscheint der letzte dieser Maskenzüge vom Jahr 1818, der in einer Reihe glänzender Erscheinungen und glücklicher Charakteristiken die Pflege der Dichtung am weimari-schen Hofe lebendig vor Augen führt; Wielands, Herders, Goethes und Schillers schönste Leistungen treten hier in ihren edelsten Gestalten auf, und die russische Kaiserin Mutter, der zu Ehren dieser Maskenzug gedichtet wurde, mußte gestehen, daß kein Hof der Welt unter den Seinigen so herrliche Schöpfungen der Poesie hatte entstehen sehen, wie der kleine Hof zu Weimar.

Karl Goedeke.

Sprüche in Reimen.

Gott, Gemüt und Welt.

Wird nur erst der Himmel heiter,
Tausend zählt ihr und noch weiter.

In wenig Stunden
Hat Gott das Rechte gefunden.

Wer Gott vertraut,
Ist schon auferbaut.

Sogar dies Wort hat nicht gelogen:
Wen Gott betrügt, der ist wohl betrogen.

Das Unser Vater ein schön Gebet,
Es dient und hilft in allen Nöten;
Wenn einer auch Vater unser fleht,
In Gottes Namen, laß ihn beten!

Ich wandle auf weiter, bunter Flur,
Ursprünglicher Natur;
Ein holder Born, in welchem ich bade,
Ist Ueberlieferung, ist Gnade.

Wie? Wann? und Wo? — Die Götter bleiben stumm!
Du, halte dich ans Weil und frage nicht: Warum?

Willst du ins Unendliche schreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten.

Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

Aus tiefem Gemüt, aus der Mutter Schoß
Will manches dem Tage entgegen;
Doch soll das Kleine je werden groß,
So muß es sich rühren und regen.

Da, wo das Wasser sich entzweit,
Wird zuerst Lebendigs befreit.

Und wird das Wasser sich entfalten,
Sogleich wird sich's lebendig gestalten;
Da wälzen sich Tiere, sie trocknen zum Flor,
Und Pflanzengezweige, sie dringen hervor.

Durchsichtig erscheint die Luft, so rein,
Und trägt im Busen Stahl und Stein.
Entzündet werden sie sich begegnen,
Da wird's Metall und Steine regnen.

Denn was das Feuer lebendig ergaßt,
Bleibt nicht mehr Unform und Erdenlast;
Verflüchtigt wird es und unsichtbar,
Eilt hinauf, wo erst sein Anfang war.

Und so kommt wieder zur Erde herab,
Dem die Erde den Ursprung gab.
Gleicherweise sind wir auch gezüchtigt,
Einmal gefesttet, einmal verflüchtigt.

Und wer durch alle die Elemente,
Feuer, Luft, Wasser und Erde, rennte,
Der wird zuletzt sich überzeugen,
Er sei kein Wesen ihresgleichen.

„Was will die Nadel nach Norden gefehrt?“
Sich selbst zu finden, es ist ihr verwehrt.

Die endliche Ruhe wird nur verspürt,
Sobald der Pol den Pol berührt.

Drum danket Gott, ihr Söhne der Zeit,
Daß er die Pole für ewig entzweit.

Magnetes Geheimnis, erkläre mir das!
Kein größter Geheimnis als Lieb' und Haß.

Wirßt du deinesgleichen kennen lernen,
So wirßt du dich gleich wieder entfernen.

Warum tanzen Bübchen mit Mädchen so gern?
Ungleich dem Gleichen bleibt nicht fern.

Dagegen die Bauern in der Schenke
Brügeln sich gleich mit den Beinen der Bänke.

Der Amtmann schnell das Uebel stillt,
Weil er nicht für ihresgleichen gilt.

Soll dein Kompaß dich richtig leiten,
Hüte dich vor Magnetstein', die dich begleiten.

Verdoppelte sich der Sterne Schein,
Das All wird ewig finster sein.

„Und was sich zwischen beide stellt?“
Dein Auge so wie die Körperwelt.

An der Finsternis zusammengeschrunden,
Wird dein Auge vom Licht entbunden.

Schwarz und Weiß, eine Totenschau,
Vermischt ein niederträchtig Grau.

Will Licht einem Körper sich vermählen,
Es wird den ganz durchsicht'gen wählen.

Du aber halte dich mit Liebe
An das Durchscheinende, das Trübe.

Denn steht das Trübste vor der Sonne,
Da siehst die herrlichste Purpur-Wonne.

Und will das Licht sich dem Trübsten entwinden,
So wird es glühend Rot entzünden.

Und wie das Trübe verdunstet und weicht,
Das Rote zum hellsten Gelb erbleicht.

Ist endlich der Aether rein und klar,
Ist das Licht weiß, wie es anfangs war.

Steht vor dem Finstern milchig Grau,
Die Sonne bescheint's, da wird es Blau.

Auf Bergen, in der reinsten Höhe,
Tief Rötlichblau ist Himmelsnähe.

Du staunest über die Königspracht,
Und gleich ist sametschwarz die Nacht.

Und so bleibt auch in ewigem Frieden
Die Finsternis vom Licht geschieden.

Daß sie miteinander streiten können,
Das ist eine bare Thorheit zu nennen.

Sie streiten mit der Körperwelt,
Die sie ewig auseinander hält.

Sprichwörtlich.

Lebst im Volke; sei gewohnt,
Keiner je des andern schont.

Wenn ich den Scherz will ernsthaft nehmen,
So soll mich niemand drum beschämen;
Und wenn ich den Ernst will scherzhast treiben,
So werd' ich immer derselbe bleiben.

Die Lust zu reden kommt zu rechter Stunde,
Und wahrhaft fließt das Wort aus Herz und Munde.

Ich sah mich um an vielen Orten
Nach lustigen gescheiten Worten;
An bösen Tagen mußt' ich mich freuen,
Daß diese die besten Worte verleihen.

Im neuen Jahre Glück und Heil!
Auf Weh und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen anderthalbe!

Willst lustig leben,
Geh mit zwei Säcken,
Einen zum Geben,
Einen, um einzustecken.
Da gleichst du Prinzen,
Plünderst und beglückst Provinzen.

Was in der Zeiten Bildersaal
Jemals ist trefflich gewesen,
Das wird immer einer einmal
Wieder auffrischen und lesen.

Nicht jeder wandelt nur gemeine Stege:
Du siehst, die Spinnen bauen lust'ge Wege.

Ein Kranz ist gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

Wie die Pflanzen zu wachsen belieben,
Darin wird jeder Gärtner sich üben;
Wo aber des Menschen Wachstum ruht,
Dazu jeder selbst das Beste thut.

Willst du dir aber das Beste thun,
So bleib nicht auf dir selber ruhn,
Sondern folg' eines Meisters Sinn;
Mit ihm zu irren ist dir Gewinn.

Benutze redlich deine Zeit!
Willst was begreifen, such's nicht weit.

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist;
Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist.

Die Tinte macht uns wohl gelehrt,
Doch ärgert sie, wo sie nicht hingehört.
Geschrieben Wort ist Perlen gleich;
Ein Tintenfleck ein böser Streich.

Wenn man fürs Künftige was erbaut,
Schief wird's von vielen angeschaut.
Thust du was für den Augenblick,
Vor allem opfre du dem Glück.

Mit einem Herren steht es gut,
Der, was er befohlen, selber thut.

Thu nur das Rechte in deinen Sachen;
Das andre wird sich von selber machen.

Wenn jemand sich wohl im Kleinen deucht,
So denke, der hat ein Großes erreicht.

Glaube nur, du hast viel gethan,
Wenn dir Geduld gewöhnest an.

Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

Der Vogel ist froh in der Luft gemüthet,
Wenn es da unten im Neste brütet.

Wenn ein kluger Mann der Frau befehlt,
Dann sei es um ein Großes gespielt;
Will die Frau dem Mann befehlen,
So muß sie das Große im Kleinen wählen.

Welche Frau hat einen guten Mann,
Der sieht man's am Gesicht wohl an.

Eine Frau macht oft ein böß Gesicht,
Der gute Mann verdient's wohl nicht.

Ein braver Mann! ich kenn' ihn ganz genau:
Erst prügelt er, dann kämmt er seine Frau.

Ein schönes Ja, ein schönes Nein,
Nur geschwind, soll mir willkommen sein.

Januar, Februar, März,
Du bist mein liebes Herz;
Mai, Juni, Juli, August,
Mir ist nichts mehr bewußt.

Neumond und geküßter Mund
Sind gleich wieder hell und frisch und gesund.

Mir gäb' es keine größere Pein,
Wär' ich im Paradies allein.

Es ließe sich alles trefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.

Nur heute, heute nur laß dich nicht fangen,
So bist du hundertmal entgangen.

Geht's in der Welt dir endlich schlecht,
Thu, was du willst, nur habe nicht recht.

Zücht'ge den Hund, den Wolf magst du peitschen;
Graue Haare sollst du nicht reizen.

Am Flusse kannst du stemmen und häfeln;
Ueberschwemmung läßt sich nicht mäfeln.

Tausend Fliegen hatt' ich am Abend erschlagen,
Doch weckte mich eine beim frühsten Tagen.

Und wärst du auch zum fernsten Ort,
Zur kleinsten Hütte durchgedrungen,
Was hilft es dir? du findest dort
Tabak und böse Zungen.

Wüßte nicht, was sie Bessers erfinden könnten,
Als wenn die Lichter ohne Rußen brennten.

Lief' das Brot, wie die Hasen laufen,
Es kostete viel Schweiß, es zu kaufen.

Will Vogelfang dir nicht geraten,
So magst du deinen Schuhu braten.

Das wär' dir ein schönes Gartengelände,
Wo man den Weinstock mit Würsten bände.

Du mußt dich niemals mit Schwur vermess'n:
Von dieser Speise will ich nicht essen.

Wer aber recht bequem ist und faul,
Flög' dem eine gebratne Taube ins Maul,
Er würde höchlich sich's verbitten,
Wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten.

Freigebig ist der mit seinen Schritten,
Der kommt, von der Rake Speck zu erbitten.

Hast deine Kastanien zu lange gebraten;
Sie sind dir alle zu Kohlen geraten.

Das sind mir allzu böse Bissen,
An denen die Gäste erwürgen müssen.

Das ist eine von den großen Thaten,
Sich in seinem eignen Fett zu braten.

Gesotten oder gebraten!
Er ist ans Feuer geraten.

Gebraten oder gesotten!
Ihr sollt nicht meiner spotten.
Was ihr euch heute getröstet,
Ihr seid doch morgen geröstet.

Wer Ohren hat, soll hören;
Wer Geld hat, soll's verzehren.

Der Mutter schenk' ich,
Die Tochter denk' ich.

Kleid' eine Säule,
Sie sieht wie ein Fräule.

Schlaf' ich, so schlaf' ich mir bequem;
Arbeit' ich, ja, ich weiß nicht, wem.

Ganz und gar
Bin ich ein armer Nicht.
Meine Träume sind nicht wahr,
Und meine Gedanken geraten nicht.

Mit meinem Willen mag's geschehn! —
Die Thräne wird mir in dem Auge stehn.

Wohl unglücklich ist der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht;
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht.

Du trägst sehr leicht, wenn du nichts hast;
Aber Reichtum ist eine leichtere Last.

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Was räucherst du nun deinem Toten?
Hättst du's ihm so im Leben geboten!

Ja! wer eure Verehrung nicht kannte:
Euch, nicht ihm, baut ihr Monumente.

Willst du dich deines Wertes freuen,
So mußt der Welt du Wert verleihen.

Will einer in die Wüste pred'gen,
Der mag sich von sich selbst erleb'gen;
Spricht aber einer zu seinen Brüdern,
Dem werden sie's oft schlecht erwidern.

Laß Neid und Mißgunst sich verzehren,
Das Gute werden sie nicht wehren.
Denn, Gott sei Dank! es ist ein alter Brauch:
So weit die Sonne scheint, so weit erwärmt sie auch.

Das Interim
Hat den Schalk hinter ihm.
Wie viel Schälke muß es geben,
Da wir alle ad Interim leben.

Was fragst du viel: Wo will's hinaus,
Wo oder wie kann's enden?
Ich dünkte, Freund, du bliebst zu Haus
Und sprächst mit deinen Wänden.

Viele Köche versalzen den Brei;
Bewahr' uns Gott vor vielen Dienern!
Wir aber sind, gesteht es frei,
Ein Lazarett von Mediziniern.

Ihr meint, ich hätt' mich gewaltig betrogen;
Hab's aber nicht aus den Fingern gezogen.

Noch spukt der Babylon'sche Turm,
Sie sind nicht zu vereinen!
Ein jeder Mann hat seinen Wurm,
Kopernikus den seinen.

Denn bei den alten lieben Toten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu verstehn,
Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht gehn.

Sie sagen: Das mutet mich nicht an!
Und meinen, sie hätten's abgethan.

In meinem Revier
Sind Gelehrte gewesen,
Außer ihrem eignen Brevier
Konnten sie keines lesen.

Viel Rettungsmittel bietest du! was heißt's?
Die beste Rettung: Gegenwart des Geists!

Laß nur die Sorge sein,
Das gibt sich alles schon,
Und fällt der Himmel ein,
Kommt doch eine Lerche davon.

Dann ist einer durchaus verarmt,
Wenn die Scham den Schaden umarmt.

„Du treibst mir's gar zu toll,
Ich fürcht', es breche!“
Nicht jeden Wochenschluß
Macht Gott die Beche.

Du bist sehr eilig, meiner Treu!
Du suchst die Thür und läufst vorbei.

Sie glauben, miteinander zu streiten,
Und fühlen das Unrecht von beiden Seiten.

Haben's gekauft, es freut sie daß;
Oh man's denkt, so betrübt sie das.

Willst du nichts Unnützes kaufen,
Mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

Langeweile ist ein böses Kraut,
Aber auch eine Würze, die viel verdaut.

Wird uns eine rechte Dual zu teil,
Dann wünschen wir uns Langeweil.

Daß sie die Kinder erziehen könnten,
Müßten die Mütter sein wie Enten:
Sie schwämmen mit ihrer Brut in Ruh;
Da gehört aber freilich Wasser dazu.

Das junge Volk, es bildet sich ein,
Sein Tauftag sollte der Schöpfungstag sein.
Möchten sie doch zugleich bedenken,
Was wir ihnen als Eingebinde schenken.

„Rein! heut ist mir das Glück erboßt!“ —
Du, sattle gut und reite getrost!

Ueber ein Ding wird viel geplaudert,
Viel beraten und lange gezaudert,
Und endlich gibt ein böses Muß
Der Sache widrig den Beschluß.

Eine Bresche ist jeder Tag,
Die viele Menschen erstürmen.
Wer auch in die Lücke fallen mag,
Die Toten sich niemals türmen.

Wenn einer schiffet und reiset,
Sammelt er nach und nach immer ein,
Was sich am Leben mit mancher Pein
Wieder ausschälet und weiset.

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage.

Wirst du die Krämerwage nehmen,
So wirst du dich schämen und dich bequemen.

Hast du einmal das Rechte gethan
Und sieht ein Feind nur Scheeles daran,
So wird er gelegentlich, spät oder früh,
Dasselbe thun, er weiß nicht wie.

Willst du das Gute thun, mein Sohn,
So lebe nur lange, da gibt sich's schon;
Solltest du aber zu früh ersterben,
Wirst du von Künftigen Dank erwerben.

Was gibt uns wohl den schönsten Frieden,
Als frei am eignen Glück zu schmieden?

Laßt mir die jungen Leute nur
Und ergötzt euch an ihren Gaben!
Es will doch Großmama Natur
Manchmal einen närrischen Einfall haben.

Ungebildet waren wir unangenehm:
Jetzt sind uns die Neuen sehr unbequem.

Wo Anmaßung mir wohlgefällt?
An Kindern: denen gehört die Welt.

Ihr zählt mich immer unter die Frohen;
Erst lebt' ich roh, jetzt unter den Rothen.
Den Fehler, den man selbst geübt,
Man auch wohl an dem andern liebt.

Willst du mit mir hausen,
So laß die Bestie draußen!

Wollen die Menschen Bestien sein,
So bringt nur Tiere zur Stube herein;

Das Widerwärtige wird sich mindern;
Wir sind eben alle von Adams Kindern.

Mit Narren leben wird dir gar nicht schwer,
Erhalte nur ein Tollhaus um dich her.

Sag' mir, was ein Hypochondrist
Für ein wunderlicher Kunstfreund ist.
In Bildergalerien geht er spazieren
Vor lauter Gemälden, die ihn verjieren.

Der Hypochonder ist bald furirt,
Wenn euch das Leben recht kugoniert.

Du sollst mit dem Tode zufrieden sein;
Warum machst du dir das Leben zur Pein?

Kein tolleres Verfehn kann sein,
Gibst einem ein Fest und lädst ihn nicht ein.

Da siehst du nun, wie's einem geht,
Weil sich der Beste von selbst versteht.

Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
So thu, als hättest du's nicht gezählt;
Er wird es in sein Schuldbuch schreiben
Und dir nicht lange im Debet bleiben.

Suche nicht vergebne Heilung!
Unsrer Krankheit schwer Geheimnis
Schwankt zwischen Uebereilung
Und zwischen Versäumnis.

Ja, schelte nur und fluche fort,
Es wird sich Befres nie ergeben;
Denn Trost ist ein absurdes Wort:
Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben.

Ich soll nicht auf den Meister schwören
 Und immerfort den Meister hören!
 Nein, ich weiß, er kann nicht lügen,
 Will mich gern mit ihm betrügen.

Mich freuen die vielen Guten und Tücht'gen,
 Obgleich so viele dazwischen helfen.
 Die Deutschen wissen zu bericht'gen,
 Aber sie verstehen nicht, nachzuhelfen.

„Du kommst nicht ins Ideen-Land!“
 So bin ich doch am Ufer bekannt.
 Wer die Inseln nicht zu erobern glaubt,
 Dem ist Ankerwerfen doch wohl erlaubt.

Meine Dichterglut war sehr gering,
 So lang ich dem Guten entgegen ging;
 Dagegen brannte sie lichterloh,
 Wenn ich vor drohendem Uebel floh.

Zart Gedicht, wie Regenbogen,
 Wird nur auf dunklen Grund gezogen;
 Darum behagt dem Dichtergenie
 Das Element der Melancholie.

Raum hatt' ich mich in die Welt gespielt
 Und fing an, aufzutauchen,
 Als man mich schon so vornehm hielt,
 Mich zu mißbrauchen.

Wer dem Publikum dient, ist ein armes Tier;
 Er quält sich ab, niemand bedankt sich dafür.

Gleich zu sein unter Gleichen,
 Das läßt sich schwer erreichen:

Du müßtest ohne Verdrießen
Wie der Schlechteste zu sein dich entschließen.

Man kann nicht immer zusammen stehn,
Am wenigsten mit großen Haufen.
Seine Freunde, die läßt man gehn,
Die Menge läßt man laufen.

Du magst an dir das Falsche nähren,
Alein wir lassen uns nicht stören;
Du kannst uns loben, kannst uns schelten,
Wir lassen es nicht für das Rechte gelten.

Man soll sich nicht mit Spöttern befassen;
Wer will sich für 'nen Narren halten lassen!
Darüber muß man sich aber zerreißen,
Daß man Narren nicht darf Narren heißen.

Christkindlein trägt die Sünden der Welt,
Sankt Christoph das Kind über Wasser hält;
Sie haben es beid' uns angethan,
Es geht mit uns von vornen an.

Epheu und ein zärtlich Gemüt
Sestet sich an und grünt und blüht.
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verschwinden.

Zierlich Denken und süß Erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern.

Ich träumt' und liebte sonnenklar;
Daß ich lebte, ward ich gewahr.

Wer recht will thun immer und mit Lust,
Der hege wahre Lieb' in Sinn und Brust.

„Wann magst du dich am liebsten bücken?“
Dem Liebchen Frühlingsblume zu pflücken.

Doch das ist gar kein groß Verdienst,
Denn Liebe bleibt der höchste Gewinnst.

Die Zeit, sie mäht so Rosen als Dornen;
Aber das treibt immer wieder von vornen.

Genieße, was der Schmerz dir hinterließ!
Ist Not vorüber, sind die Nöte süß.

Glücklich ist, wer Liebe rein genießt,
Weil doch zuletzt das Grab so Lieb' als Haß verschließt.

Viel Lieb' hab' ich erlebt,
Wenn ich liebelos gestrebet;
Und Verdrießliches erworben,
Wenn ich fast für Lieb' gestorben.
So du es zusammengezogen,
Bleibet Saldo dir gewogen.

Thut dir jemand was zulieb,
Nur geschwinde, gib nur, gib!
Wenige getrost erwarten
Dankesblume aus stillem Garten.

Doppelt gibt, wer gleich gibt;
Hundertfach, der gleich gibt,
Was man wünscht und liebt.

„Warum zauderst du so mit deinen Schritten?“
Nur ungern mag ich ruhn;
Will ich aber was Gutes thun,
Muß ich erst um Erlaubnis bitten.

Was willst du lange vigilieren,
 Dich mit der Welt herumvergieren?
 Nur Heiterkeit und grader Sinn
 Verschafft dir endlichen Gewinn.

Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
 Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.

Gleich ist alles versöhnt;
 Wer redlich sicht, wird gekrönt.

Du wirkst nicht, alles bleibt so stumpf.
 Sei guter Dinge!
 Der Stein im Sumpf
 Macht keine Ringe.

In des Weinstocks herrliche Gaben
 Gießt ihr mir schlechtes Gewässer!
 Ich soll immer unrecht haben
 Und weiß es besser.

Was ich mir gefallen lasse?
 Zuschlagen muß die Masse,
 Dann ist sie respektabel;
 Urteilen gelingt ihr miserabel.

Es ist sehr schwer oft, zu ergründen,
 Warum wir das angefangen;
 Wir müssen oft Belohnung finden,
 Daß es uns schlecht ergangen.

Seh' ich an andern große Eigenschaften,
 Und wollen die an mir auch haften,
 So werd' ich sie in Liebe pflegen;
 Geht's nicht, so thu' ich was anders dagegen.

Ich, Egoist! — Wenn ich's nicht besser wüßte!
 Der Neid, das ist der Egoiste;
 Und was ich auch für Wege gelassen,
 Aufm Neidpfad habt ihr mich nie betroffen.

Nicht über Zeit noch Landgenossen
 Mußt du dich beklagen;
 Nachbarn werden ganz andre Bossen,
 Und auch Künftige, über dich sagen.

Im Vaterlande
 Schreibe, was dir gefällt:
 Da sind Liebesbände,
 Da ist deine Welt.

Draußen zu wenig oder zu viel,
 Zu Hause nur ist Maß und Ziel.

Warum werden die Dichter beneidet?
 Weil Unart sie zuweilen kleidet,
 Und in der Welt ist's große Pein,
 Daß wir nicht dürfen unartig sein.

So kommt denn auch das Dichtergenie
 Durch die Welt und weiß nicht, wie.
 Guten Vorteil bringt ein heitrer Sinn;
 Andern zerstört Verlust den Gewinn.

„Immer denk' ich: mein Wunsch ist erreicht,
 Und gleich geht's wieder anders her!“
 Zerstückle das Leben, du machst dir's leicht;
 Vereinige es, und du machst dir's schwer.

„Bist du denn nicht auch zu Grunde gerichtet?
 Von deinen Hoffnungen trifft nichts ein!“

Die Hoffnung ist's, die sinnet und dichtet,
Und da kann ich noch immer lustig sein.

Nicht alles ist an eins gebunden,
Seid nur nicht mit euch selbst im Streit!
Mit Liebe endigt man, was man erfunden;
Was man gelernt, mit Sicherheit.

Wer uns am strengsten kritisiert?
Ein Dilettant, der sich resigniert.

Durch Vernünfteln wird Poesie vertrieben,
Aber sie mag das Vernünftige lieben.

„Wo ist der Lehrer, dem man glaubt?“
Thu, was dir dein kleines Gemüt erlaubt.

Glaubst dich zu kennen, wirst Gott nicht erkennen,
Auch wohl das Schlechte göttlich nennen.

Wer Gott ahnet, ist hoch zu halten,
Denn er wird nie im Schlechten walten.

Macht's einander nur nicht sauer!
Hier sind wir gleich, Baron und Bauer.

Warum uns Gott so wohlgefällt?
Weil er sich uns nie in den Weg stellt.

Wie wollten die Fischer sich nähren und retten,
Wenn die Frösche sämtlich Zähne hätten?

Wie Kirschen und Beeren behagen,
Mußt du Kinder und Sperlinge fragen.

„Warum hat dich das schöne Kind verlassen?“
Ich kann sie darum doch nicht lassen:

Sie schien zu fürchten und zu fühlen,
Ich werde das Prävenire spielen.

Glaube mir gar und ganz,
Mädchen, laß deine Bein' in Ruh:
Es gehört mehr zum Tanz
Als rote Schuh.

Was ich nicht weiß,
Macht mich nicht heiß.
Und was ich weiß,
Machte mich heiß,
Wenn ich nicht wüßte,
Wie's werden müßte.

Oft, wenn dir jeder Trost entflieht,
Mußt du im stillen dich bequemen.
Nur dann, wenn dir Gewalt geschieht,
Wird die Menge an dir Anteil nehmen;
Um's Unrecht, das dir widerfährt,
Kein Mensch den Blick zur Seite kehrt.

Was ärgerst du dich über fälschlich Erhobne!
Wo gab' es denn nicht Eingeschobne?

Worauf alles ankommt? Das ist sehr simpel!
Vater verfüge, eh's dein Gesind spürt!
Dahin oder dorthin flattert ein Wimpel,
Steuermann weiß, wohin euch der Wind führt.

Eigenheiten, die werden schon haften;
Kultiviere deine Eigenschaften.

Viel Gewohnheiten darfst du haben,
Aber keine Gewohnheit!

Dies Wort unter des Dichters Gaben
Halte nicht für Thorheit.

Das Rechte, das ich viel gethan,
Das sicht mich nun nicht weiter an;
Aber das Falsche, das mir entschlüpft,
Wie ein Gespenst mir vor Augen hüpf.

Gebt mir zu thun,
Das sind reiche Gaben!
Das Herz kann nicht ruhn,
Will zu schaffen haben.

Ihrer viele wissen viel,
Von der Weisheit sind sie weit entfernt.
Andre Leute sind euch ein Spiel;
Sich selbst hat niemand ausgelernt.

„Man hat ein Schimpf-Lied auf dich gemacht;
Es hat's ein böser Feind erdacht.“

Laß sie's nur immer singen,
Denn es wird bald verklingen.

Dauert nicht so lang in den Landen
Als das: Christ ist erstanden.

Das dauert schon achtzehnhundert Jahr
Und ein paar drüber, das ist wohl wahr!

Wer ist denn der souveräne Mann?
Das ist bald gesagt:
Der, den man nicht hindern kann,
Ob er nach Gutem oder Bösem jagt.

Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort.
Berein' und leite! Beßrer Hört.

Magst du einmal mich hintergehen,
 Merk' ich's, so laß' ich's wohl geschehen;
 Gestehst du mir's aber ins Gesicht,
 In meinem Leben verzeih' ich's nicht.

Nicht größern Vorteil wüßt' ich zu nennen,
 Als des Feindes Verdienst erkennen.

„Hat man das Gute dir erwidert?“
 Mein Pfeil flog ab, sehr schön befiedert,
 Der ganze Himmel stand ihm offen;
 Er hat wohl irgendwo getroffen.

„Was schnitt dein Freund für ein Gesicht?“
 Guter Gefelle, das versteh' ich nicht.
 Ihm ist wohl sein süß Gesicht verleidet,
 Daß er heut saure Gesichter schneidet.

Ihr sucht die Menschen zu benennen
 Und glaubt, am Namen sie zu kennen.
 Wer tiefer sieht, gesteht sich frei,
 Es ist was Anonymes dabei.

Mancherlei hast du versäumet:
 Statt zu handeln, hast geträumet,
 Statt zu danken, hast geschwiegen,
 Solltest wandern, bliebest liegen.

Nein, ich habe nichts versäumet!
 Wißt ihr denn, was ich geträumet?
 Nun will ich zum Danke fliegen,
 Nur mein Bündel bleibe liegen.

Heute geh' ich. Komm' ich wieder,
 Singen wir ganz andre Lieder.
 Wo so viel sich hoffen läßt,
 Ist der Abschied ja ein Fest.

Was soll ich viel lieben, was soll ich viel hassen?
Man lebt nur vom Lebenlassen.

Nichts leichter, als dem Dürstigen schmeicheln;
Wer mag aber ohne Vorteil heucheln?

„Wie konnte der denn das erlangen?“
Er ist auf Fingerchen gegangen.

Spruchwort bezeichnet Nationen;
Mußt aber erst unter ihnen wohnen.

Erkenne dich! — Was soll das heißen?
Es heißt: Sei nur! und sei auch nicht!
Es ist eben ein Spruch der lieben Weisen,
Der sich in der Kürze widerspricht.

Erkenne dich! — Was hab' ich da für Lohn?
Erkenn' ich mich, so muß ich gleich davon.

Als wenn ich auf den Maskenball käme
Und gleich die Larve vom Angesicht nähme.

Andre zu kennen, das mußt du probieren,
Ihnen zu schmeicheln oder sie zu verieren.

„Warum magst du gewisse Schriften nicht lesen?“
Das ist auch sonst meine Speise gewesen;
Gilt aber die Raupe, sich einzuspinnen,
Nicht kann sie mehr Blättern Geschmack abgewinnen.

Was dem Enkel, sowie dem Ahn frommt,
Darüber hat man viel geträumet;
Aber worauf eben alles ankommt,
Das wird vom Lehrer gewöhnlich verfäumet.

Verweile nicht und sei dir selbst ein Traum,
 Und wie du reiseſt, danke jedem Raum;
 Bequeme dich dem Heißen wie dem Kalten:
 Dir wird die Welt, du wirſt ihr nie veralten.

Ohne Umſchweife
 Begreife,
 Was 'dich mit der Welt entzweit:
 Nicht will ſie Gemüt, will Höflichkeit.

Gemüt muß verſchleifen;
 Höflichkeit läßt ſich mit Händen greifen.

Was eben wahr iſt aller Orten,
 Daß ſag' ich mit ungeſcheuten Worten.

Nichts taugt Ungeduld,
 Noch weniger Reue:
 Gene vermehrt die Schuld,
 Dieſe ſchafft neue.

Daß von dieſem wilden Sehnen,
 Dieſer reichen Saat von Thränen
 Götterluſt zu hoffen ſei,
 Mache deine Seele frei!

Der entſchließt ſich doch gleich,
 Den heiß' ich brav und kühn!
 Er ſpringt in den Teich,
 Dem Regen zu entfliehn.

Daß Glück ihm günſtig ſei,
 Was hilft's dem Stöſſel?
 Denn regnet's Brei,
 Fehlt ihm der Löffel.

Dichter gleichen Bären,
Die immer an eignen Pfoten zehren.

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen;
Harte Bissen gibt es zu kauen:
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen.

Ein kluges Volk wohnt nah dabei,
Das immerfort sein Bestes wollte;
Es gab dem niedrigen Kirchturm Brei,
Damit er größer werden sollte.

Sechszundzwanzig Groschen gilt mein Thaler!
Was heißt ihr mich denn einen Prahler?
Habt ihr doch andre nicht gescholten,
Deren Groschen einen Thaler gegolten.

Niederträchtigers wird nichts gereicht,
Als wenn der Tag den Tag erzeugt.

Was hat dir das arme Glas gethan?
Sieh deinen Spiegel nicht so häßlich an.

Liebesbücher und Jahrgedichte
Machen bleich und hager;
Frösche plagten, sagt die Geschichte,
Pharaonem auf seinem Lager.

So schließen wir, daß in die Läng'
Euch nicht die Ohren gellen;
Bemunft ist hoch, Verstand ist streng,
Wir rasseln drein mit Schellen.

Diese Worte sind nicht alle in Sachsen,
Noch auf meinem eignen Mist gewachsen;

Doch, was für Samen die Fremde bringt,
Erzog ich im Lande gut gedüngt.

Und selbst den Leuten du bon ton
Ist dieses Büchlein lustig erschienen:
Es ist kein Globe de Compression,
Sind lauter Flatterminen.

Bahme Kenten.

Ille, velut fidis arcana sodalibus, olim
Credebat libris; neque, si male cesserat, unquam
Decurrens alio; neque si bene: quo fit, ut *omnis*
Votiva pateat veluti descripta tabella
Vita senis. Horat. Sat. II, I. v. 30 etc.

I.

Ich rufe dich, verrufnes Wort,
Zur Ordnung auf des Tags:
Denn Wichte, Schelme solchen Schlags,
Die wirken immer fort.

„Warum willst du dich von uns allen
Und unsrer Meinung entfernen?“
Ich schreibe nicht, euch zu gefallen,
Ihr sollt was lernen!

„Ist denn das klug und wohlgethan?
Was willst du Freund' und Feinde fränken!“
Erwachsne gehn mich nichts mehr an,
Ich muß nun an die Enkel denken.

Und sollst auch DU und Du und du
Nicht gleich mit mir zerfallen;
Was ich dem Enkel zuliebe thu',
Thu' ich euch allen.

Verzeiht einmal dem raschen Wort,
Und so verzeiht dem Blaudern;
Denn jezo wär's nicht ganz am Ort,
Wie bis hieher zu zaudern.

Wer in der Weltgeschichte lebt,
Dem Augenblick sollt' er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist wert, zu sprechen und zu dichten.

„Sag' mir, worauf die Bösen sinnen!“
Andern den Tag zu verderben,
Sich den Tag zu gewinnen;
Das, meinen sie, heiße erwerben.

„Was ist denn deine Absicht gewesen,
Jetzt neue Feuer anzubrennen?“
Diejenigen sollen's lesen,
Die mich nicht mehr hören können.

Einen langen Tag über lebt' ich schön,
Eine kurze Nacht;
Die Sonne war eben im Aufgehn,
Als ich zu neuem Tag erwacht'.

„Deine Zöglinge möchten dich fragen:
Lange lebten wir gern auf Erden,
Was willst du uns für Lehre sagen?“ —
Keine Kunst ist's, alt zu werden,
Es ist Kunst, es zu ertragen.

Nachdem einer ringt,
Also ihm gelingt,
Wenn Manneskraft und Gab'
Ihm Gott zum Willen gab.



Den hochbestandnen Föhrenwald
 Pflanzt' ich in jungen Tagen;
 Er freut mich so! —! —! — Man wird ihn bald
 Als Brennholz niederschlagen.

Die Art erklingt, da blinkt schon jedes Beil;
 Die Eiche fällt, und jeder holzt sein Teil.

Ein alter Mann ist stets ein König Lear! —
 Was Hand in Hand mitwirkte, tritt,
 Ist längst vorbei gegangen;
 Was mit und an dir liebte, litt,
 Hat sich wo anders angehangen.
 Die Jugend ist um ihre Willen hier;
 Es wäre thöricht, zu verlangen:
 Komm, ältele du mit mir.

Gutes zu empfangen, zu erweisen,
 Alter! geh auf Reisen. —
 Meine Freunde
 Sind aus einer Mittelzeit,
 Eine schöne Gemeinde:
 Weit und breit,
 Auch entfernt,
 Haben sie von mir gelernt,
 In Gesinnung treu;
 Haben nicht an mir gelitten,
 Ich hab' ihnen nichts abzubitten;
 Als Person komm' ich neu.
 Wir haben kein Konto miteinander,
 Sind wie im Paradies selbänder.

Mit dieser Welt ist's keiner Wege richtig;
 Vergebens bist du brav, vergebens tüchtig,
 Sie will uns zahm, sie will sogar uns nichtig!



Von heiligen Männern und von weisen
Ließ' ich mich recht gern unterweisen;
Aber es müßte kurz geschehn,
Langes Reden will mir nicht anstehn:
Wornach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und sie nicht verachten.

Hast du es so lange wie ich getrieben,
Versuche wie ich das Leben zu lieben.

Ruhig soll ich hier verpassen
Meine Müh und Fleiß;
Alles soll ich gelten lassen,
Was ich besser weiß.

Hör' auf doch, mit Weisheit zu prahlen, zu prangen,
Bescheidenheit würde dir löblicher stehn:
Raum hast du die Fehler der Jugend begangen,
So mußt du die Fehler des Alters begeh'n.

Liebe leidet nicht Gefellen,
Aber Leiden sucht und hegt sie;
Lebenswoge, Well' auf Wellen,
Einen wie den andern trägt sie.

Einsam oder auch selbänder,
Unter Lieben, unter Leiden,
Werden vor- und nacheinander
Einer mit dem andern scheiden.

Wie es dir nicht im Leben ziemt,
Mußt du nach Ruhm auch nicht am Ende jagen:
Denn bist du nur erst hundert Jahr berühmt,
So weiß kein Mensch mehr was von dir zu sagen.

Uns holde Leben wenn dich Götter senden,
 Genieße wohlgemut und froh!
 Scheint es bedenklich, dich hinaus zu wenden,
 Nimm dir's nicht übel: allen scheint es so.

Nichts vom Vergänglichen,
 Wie's auch geschah!
 Uns zu verewigen,
 Sind wir ja da.

Hab' ich gerechterweise verschuldet
 Diese Strafe in alten Tagen?
 Erst hab' ich's an den Vätern erduldet,
 Jetzt muß ich's an den Enkeln ertragen.

„Wer will der Menge widerstehn?“
 Ich widerstreb' ihr nicht, ich lass' sie gehn.
 Sie schwebt und webt und schwankt und schwirrt,
 Bis sie endlich wieder Einheit wird.

„Warum erklärst du's nicht und läßt sie gehn?“
 Geht's mich denn an, wenn sie mich nicht verstehn?

„Sag' nur, wie trägst du so behäglich
 Der tollen Jugend anmaßliches Wesen?“
 Fürwahr, sie wären unerträglich,
 Wär' ich nicht auch unerträglich gewesen.

Ich hör' es gern, wenn auch die Jugend plappert;
 Das Neue klingt, das Alte klappert.

„Warum willst du nicht mit Gewalt
 Unter die Thoren, die Neulinge schlagen?“
 Wär' ich nicht mit Ehren alt,
 Wie wollt' ich die Jugend ertragen!

„Was wir denn sollen,
Sag' uns, in diesen Tagen?“
Sie machen, was sie wollen,
Nur sollen sie mich nicht fragen.

„Wie doch, betrügerischer Wicht,
Verträgst du dich mit allen?“
Ich leugne die Talente nicht,
Wenn sie mir auch mißfallen.

Wenn einer auch sich überschätzt,
Die Sterne kann er nicht erreichen;
Zu tief wird er herabgesetzt,
Da ist denn alles bald im Gleichen.

Fahrt nur fort nach eurer Weise
Die Welt zu überspinnen!
Ich in meinem lebendigen Kreise
Weiß das Leben zu gewinnen.

Mir will das franke Zeug nicht munden:
Autoren sollten erst gesunden.

Zeig' ich die Fehler des Geschlechts,
So heißt es: Thue selbst was Rechts.

„Du, Kräftiger, sei nicht so still,
Wenn auch sich andre scheuen.“
Wer den Teufel erschrecken will,
Der muß laut schreien.

„Du hast an schönen Tagen
Dich manchmal abgequält!“
Ich habe mich nie verrechnet,
Aber oft verzählt.

Ueber Berg und Thal,
 Irrtum über Irrtum allzumal,
 Kommen wir wieder ins Freie!
 Doch da ist's gar zu weit und breit;
 Nun suchen wir in kurzer Zeit
 Irrgang und Berg aufs neue.

Gibt's ein Gespräch, wenn wir uns nicht belügen,
 Mehr oder weniger versteckt?
 So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen,
 Das ist die Köcherei, die mir am besten schmeckt.

Kennst du das Spiel, wo man im lust'gen Kreis
 Das Pfeisichen sucht und niemals findet,
 Weil man's dem Zucker, ohn' daß er's weiß,
 In seines Rockes hintre Falten bindet,
 Das heißt: an seinen Steiß?

Mit Narren leben wird dir gar nicht schwer,
 Versammle nur ein Tollhaus um dich her.
 Bedenke dann — das macht dich gleich gelind —
 Daß Narrenwärter selbst auch Narren sind.

Wo recht viel Widersprüche schwirren,
 Mag ich am liebsten wandern;
 Niemand gönnt dem andern —
 Wie lustig! — das Recht, zu irren.

Stämme wollen gegen Stämme pochen;
 Kann doch einer, was der andre kann!
 Steckt doch Mark in jedem Knochen,
 Und in jedem Hemde steckt ein Mann.

Hat Welcher-Hahn an seinem Kropf,
 Storch an dem Langhals Freude;

Der Kessel schilt den Ofentopf,
Schwarz sind sie alle beide.

Wie gerne säh' ich jeden stolzieren,
Könnt' er das Pfauenrad vollführen.

„Warum nur die hübschen Leute
Mir nicht gefallen sollen?“
Manchen hält man für fett,
Er ist nur geschwollen.

„Da reiten sie hin, wer hemmt den Lauf?“
Wer reitet denn? „Stolz und Unwissenheit.“
Laß sie reiten: da ist gute Zeit!
Schimpf und Schade sitzen hinten auf.

„Wie ist dir's doch so balde
Zur Ehr' und Schmach gediehn?“
Blieb' der Wolf im Walde,
So würd' er nicht beschrien.

Die Freunde.

O! laß die Jammer-Klagen,
Da nach den schlimmsten Tagen
Man wieder froh genießt.

Job.

Ihr wollet meiner spotten;
Denn, ist der Fisch gesotten,
Was hilft es, daß die Quelle fließt?

Was willst du mit den alten Tröpfen!
Es sind Knöpfe, die nicht mehr knöpfen.

Laß im Irrtum sie gebettet,
Suche weislich zu entfliehn:

Bist ins Freie du gerettet,
Niemand sollst du nach dir ziehn.

Ueber Alles, was begegnet,
Froh, mit reinem Jugendsinn,
Sei belehrt, es sei gesegnet!
Und das bleibe dir Gewinn.

Ins Sichere willst du dich betten!
Ich liebe mir inneren Streit:
Denn, wenn wir die Zweifel nicht hätten,
Wo wäre denn frohe Gewißheit?

„Was willst du, daß von deiner Gesinnung
Man dir nach ins Ewige sende?“
Er gehörte zu keiner Innung,
Blieb Liebhaber bis ans Ende.

„Triebst du doch bald dies, bald das!
War es ernstlich, war es Spaß?“
Daß ich redlich mich beflissen,
Was auch werde, Gott mag's wissen.

„Dir warum doch verliert
Gleich alles Wert und Gewicht?“
Das Thun interessiert,
Das Gethane nicht.

„So still und so fininig!
Es fehlt dir was, gesteh es frei.“
Zufrieden bin ich;
Aber mir ist nicht wohl dabei.

Weißt du, worin der Spaß des Lebens liegt?
Sei lustig! — geht es nicht, so sei vergnügt.

Bahme Kenien.

II.

Mit Bakis' Weissagungen vermischt.

Wir sind vielleicht zu antik gewesen;
Nun wollen wir es moderner lesen.

„Sonst warst du so weit vom Prahlen entfernt,
Wo hast du das Prahlen so grausam gelernt?“
Im Orient lernt' ich das Prahlen.
Doch seit ich zurück bin, im westlichen Land,
Zu meiner Beruhigung find' ich und fand
Zu Hunderten Orientalen.

Und was die Menschen meinen,
Das ist mir einerlei;
Möchte mich mir selbst vereinen,
Allein wir sind zu zwei;
Und im lebend'gen Treiben
Sind wir ein Hier, ein Dort:
Das eine liebt zu bleiben,
Das andre möchte fort;
Doch zu dem Selbstverständniß
Ist auch wohl noch ein Rat:
Nach fröhlichem Erkenntnis
Erfolge rasche That.

Und wenn die That bisweilen
Ganz etwas anders bringt,
So laßt uns das ereilen,
Was unverhofft gelingt.

Wie ihr denkt oder denken sollt,
Geht mich nichts an;
Was ihr Guten, ihr Besten wollt,
Hab' ich zum Teil gethan.

Viel übrig bleibt zu thun,
 Möge nur keiner lässig ruhn! —
 Was ich sag', ist Bekenntnis
 Zu meinem und eurem Verständnis.
 Die Welt wird täglich breiter und größer,
 So macht's denn auch vollkommner und besser!
 Besser sollt' es heißen und vollkommner.
 So sei denn jeder ein Willkommner.

Wie das Gestirn,
 Ohne Last,
 Aber ohne Rast,
 Drehe sich jeder
 Um die eigne Last.

Ich bin so guter Dinge,
 So heiter und rein,
 Und wenn ich einen Fehler beginge,
 Könnt's keiner sein.

Ja, das ist das rechte Gleis,
 Daß man nicht weiß,
 Was man denkt,
 Wenn man denkt;
 Alles ist als wie geschenkt.

„Warum man so manches leidet,
 Und zwar ohne Sünde?
 Niemand gibt uns Gehör.“
 Wie das Thätige scheidet,
 Alles ist Pfunde,
 Und es lebt nichts mehr.

„Manches können wir nicht verstehn.“
 Lebt nur fort, es wird schon gehn.

„Wie weißt du dich denn so zu fassen?“
Was ich tadle, muß ich gelten lassen.

„Bakis ist wieder außerstanden!“
Ja, wie mir scheint, in allen Landen.
Ueberall hat er mehr Gewicht
Als hier im kleinen Reimgedicht.

Gott hat den Menschen gemacht
Nach seinem Bilde;
Dann kam er selbst herab,
Mensch, lieb und milde.

Barbaren hatten versucht,
Sich Götter zu machen;
Allein sie sahen verflucht,
Garstiger als Drachen.

Wer wollte Schand' und Spott
Nun weiter steuern?
Verwandelte sich Gott
Zu Ungeheuern?

Und so will ich, ein- für allemal,
Keine Bestien in dem Götteraal!
Die leidigen Elefantenrüssel,
Das umgeschlungene Schlangengengüßel,
Tief Urschildkröt' im Weltensumpf,
Viel Königsköpf' auf einem Rumpf,
Die müssen uns zur Verzweiflung bringen,
Wird sie nicht reiner Dst verschlingen.

Der Dst hat sie schon längst verschlungen:
Kalidas und andere sind durchgedrungen;
Sie haben mit Dichterzierlichkeit
Von Pfaffen und Tragen uns befreit.

In Indien möcht' ich selber leben,
 Hätt' es nur keine Steinhauer gegeben.
 Was will man denn vergnüglicher wissen!
 Sakontala, Nala, die muß man küssen;
 Und Megha-Duta, den Wolfengesandten,
 Wer schickt ihn nicht gerne zu Seelenverwandten!

„Willst du, was doch Genesene preisen,
 Das Eisen und handhabende Weisen
 So ganz entschieden fliehen und hassen?“
 Da Gott mir höhere Menschheit gönnte,
 Mag ich die täppischen Elemente
 Nicht verkehrt auf mich wirken lassen.

Als hätte, da wär' ich sehr erstaunt,
 Der Nabel mir was ins Ohr geraunt,
 Ein Rad zu schlagen, aufm Kopf zu stehn:
 Das mag für lustige Jungen gehn;
 Wir aber lassen es wohl beim alten,
 Den Kopf wo möglich oben zu halten.

Die Deutschen sind ein gut Geschlecht,
 Ein jeder sagt: will nur, was recht;
 Recht aber soll vorzüglich heißen,
 Was ich und meine Gevattern preisen;
 Das übrige ist ein weitläufig Ding,
 Das schätz' ich lieber gleich gering.

Ich habe gar nichts gegen die Menge;
 Doch kommt sie einmal ins Gedränge,
 So ruft sie, um den Teufel zu bannen,
 Gewiß die Schelme, die Tyrannen.

Seit sechzig Jahren seh' ich gröblich irren
 Und irre verb mit drein;

Da Labyrinth nun das Labyrinth verwirren,
Wo soll euch Ariadne sein?

„Wie weit soll das noch gehn!
Du fällst gar oft ins Abstruse,
Wir können dich nicht verstehn.“
Deshalb thu ich Buße:
Das gehört zu den Sünden.
Seht mich an als Propheten!
Viel Denken, mehr Empfinden
Und wenig Reden.

Was ich sagen wollt',
Verbietet mir keine Zensur!
Sagt verständig immer nur,
Was jedem frommt,
Was ihr und andere sollt;
Da kommt,
Ich versichr' euch, so viel zur Sprache,
Was uns beschäftigt auf lange Tage.

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci júbilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Was euch die heilige Pressfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung.

Nicht jeder kann alles ertragen:
 Der weicht diesem, der jenem aus;
 Warum soll ich nicht sagen:
 Die indischen Götzen, die sind mir ein Graus?

Nichts schrecklicher kann den Menschen geschehn,
 Als das Absurde verkörpert zu sehn.

Dummes Zeug kann man viel reden,
 Kann es auch schreiben,
 Wird weder Leib noch Seele töten,
 Es wird alles beim alten bleiben.
 Dummes aber, vors Auge gestellt,
 Hat ein magisches Recht:
 Weil es die Sinne gefesselt hält,
 Bleibt der Geist ein Knecht.

Auch diese will ich nicht verschonen,
 Die tollen Höhl-Exkavationen,
 Das düstre Troglodyten-Gewühl,
 Mit Schnauz' und Rüssel ein albern Spiel;
 Verrückte Bieratbrauerei,
 Es ist eine saubre Bauerei.
 Nehme sie niemand zum Exempel,
 Die Elefanten- und Frazentempel!
 Mit heiligen Grillen trieben sie Spott,
 Man fühlt weder Natur noch Gott.

Auf ewig hab' ich sie vertrieben,
 Vielsköpfige Götter trifft mein Bann,
 So Wischnu, Rama, Brama, Schiven,
 Sogar den Affen Hannemann.
 Nun soll am Nil ich mir gefallen,
 Hundsköpfige Götter heißen groß:
 O, wär' ich doch aus meinen Hallen
 Auch Isis und Osiris los!

Ihr guten Dichter ihr,
 Seid nur in Zeiten zahm!
 Sie machen Shakespeare
 Auch noch am Ende lahm.

Im Auslegen seid frisch und munter!
 Legt ihr's nicht aus, so legt was unter.

Was dem einen widerfährt,
 Widerfährt dem andern;
 Niemand wäre so gelehrt,
 Der nicht sollte wandern;
 Und ein armer Teufel kommt
 Auch von Stell' zu Stelle:
 Frauen wissen, was ihm frommt,
 Welle folgt der Welle.

„Ich zieh' ins Feld!
 Wie macht's der Held?“
 Vor der Schlacht hochherzig,
 Ist sie gewonnen, barmherzig,
 Mit hübschen Kindern liebherzig.
 Wär' ich Soldat,
 Das wär' mein Rat.

„Gib eine Norm zur Bürgerführung!“
 Hienieden
 Im Frieden
 Kehre jeder vor seiner Thüre;
 Bekriegt,
 Besiegt,
 Vertrage man sich mit der Einquartierung.

Wenn der Jüngling absurd ist.
 Fällt er darüber in lange Pein;

Der Alte soll nicht absurd sein,
Weil das Leben ihm kurz ist.

„Was hast du uns absurd genannt!
Absurd allein ist der Pedant.“

Will ich euch aber Pedanten benennen,
Da muß ich mich erst besinnen können.

Titius, Cajus, die wohl Bekannten! —
Doch wenn ich's recht beim Licht besah,
Einer steht dem andern so nah,
Am Ende sind wir alle Pedanten.

Das mach' ich mir denn zum reichen Gewinn,
Daß ich getrost ein Pedante bin.

Thust deine Sache und thust sie recht,
Halt fest und ehre deinen Orden;
Hältst du aber die andern für schlecht,
So bist du selbst ein Pedant geworden.

Wie einer denkt, ist einerlei,
Was einer thut, ist zweierlei;
Macht er's gut, so ist es recht,
Gerät es nicht, so bleibt es schlecht.

Von Jahren zu Jahren
Muß man viel Fremdes erfahren;
Du trachte, wie du lebst und leibst,
Daß du nur immer derselbe bleibst.

Wenn ich kenne den Weg des Herrn,
Ich ging' ihn wahrhaftig gar zu gern;
Führte man mich in der Wahrheit Haus,
Bei Gott! ich ging' nicht wieder heraus.

„Sei deinen Worten Lob und Ehre!
Wir sehn, daß du ein Erfahrner bist.“
Sieht aus, als wenn es von gestern wäre,
Weil es von heut ist.

Das Beste möcht' ich euch vertrauen:
Sollt erst in eignen Spiegel schauen.

Seid ihr, wie schön gepuzte Braut,
Bei diesem Anblick froh geblieben,
Fragt, ob ihr alles, was ihr schaut,
Mit redlichem Gesicht mögt lieben.

Habt ihr gelogen in Wort und Schrift,
Andern ist es und euch ein Gift.

X hat sich nie des Wahren beflissen,
Im Widerspruche fand er's;
Nun glaubt er alles besser zu wissen,
Und weiß es nur anders.

„Du hast nicht recht!“ Das mag wohl sein;
Doch das zu sagen, ist klein;
Habe mehr recht als ich! Das wird was sein.

Da kommen sie von verschiedenen Seiten,
Nord, Ost, Süd, West und anderen Weiten,
Und klagen diesen und jenen an:
Er habe nicht ihren Willen gethan!
Und was sie dann nicht gelten lassen,
Das sollen die übrigen gleichfalls lassen.
Warum ich aber mich Alter betrübe?
Daß man nicht liebt — was ich liebe.

Und doch bleibt was Liebes immer,
So im Reden, so im Denken,

Wie wir schöne Frauenzimmer
Mehr als garstige beschenken.

Bleibt so etwas, dem wir huld'gen,
Wenn wir's auch nicht recht begreifen;
Wir erkennen, wir entschuld'gen,
Mögen nicht zur Seite weichen.

„Sagt! wie könnten wir das Wahre,
— Denn es ist uns ungelegen —
Niederlegen auf die Bahre,
Daß es nie sich möchte regen?“

Diese Mühe wird nicht groß sein
Kultivierten deutschen Orten;
Wollt ihr es auf ewig los sein,
So erstickt es nur mit Worten.

Immer muß man wiederholen:
Wie ich sage, so ich denke!
Wenn ich diesen, jenen kränke,
Kränk' auch er mich unverhohlen.

Störet ja — mir sagt's die Zeitung —
Unverletzten würd'gen Ortes,
Dieser jenem, heft'gen Wortes,
Die beliebige Bereitung.

Was der eine will bereiten,
Einem andern will's nicht gelten;
Hüben, drüben muß man schelten:
Das ist nun der Geist der Zeiten.

Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?
Ich weiß nicht, ob ich
Oder die andern verrückt find.

„Sag' nur, warum du in manchem Falle
So ganz untröstlich bist?“
Die Menschen bemühen sich alle,
Umzuthun, was gethan ist.

„Und wenn was umzuthun wäre,
Das würde wohl auch gethan;
Ich frage dich bei Wort und Ehre,
Wo fangen wir's an?“

Umstülpen führt nicht ins Weite:
Wir kehren frank und froh
Den Strumpf auf die linke Seite
Und tragen ihn so.

Und sollen das Falsche sie umthun,
So fangen sie wieder von vornen an;
Sie lassen immer das Wahre ruhn
Und meinen, mit Falschem wär's auch gethan.

Da steht man denn von neuem still,
Warum das auch nicht gehen will.

Niemand muß herein rennen
Auch mit den besten Gaben;
Sollen's die Deutschen mit Dank erkennen,
So wollen sie Zeit haben.

Das Tüchtige, und wenn auch falsch,
Wirkt Tag für Tag, von Haus zu Haus;
Das Tüchtige, wenn's wahrhaft ist,
Wirkt über alle Zeiten hinaus.

Bahme Kenten.

III.

Gönnet immer fort und fort
 Bakis eure Gnade:
 Des Propheten tieffstes Wort,
 Oft ist's nur Scharade.

Willst du dich als Dichter beweisen,
 So mußt du nicht Helden noch Hirten preisen;
 Hier ist Rhodus! Tanze, du Wicht,
 Und der Gelegenheit schaff ein Gedicht!

(1821.)

Man mäfelt an der Persönlichkeit,
 Vernünftig, ohne Scheu;
 Was habt ihr denn aber, was euch erfreut,
 Als eure liebe Persönlichkeit?
 Sie sei auch, wie sie sei.

Wer etwas taugt, der schweige still,
 Im stillen gibt sich's schon;
 Es gilt, man stelle sich, wie man will,
 Doch endlich die Person.

„Was heißt du denn Sünde?“
 Wie jedermann,
 Wo ich finde,
 Daß man's nicht lassen kann.

Hätte Gott mich anders gewollt,
 So hätt' er mich anders gebaut;
 Da er mir aber Talent gezollt,
 Hat er mir viel vertraut.

Ich brauch' es zur Rechten und Linken,
 Weiß nicht, was daraus kommt;
 Wenn's nicht mehr frommt,
 Wird er schon winken.

An unsers himmlischen Vaters Tisch
 Greift wacker zu und bechert frisch:
 Denn Gut' und Böse sind abgespeist,
 Wenn's: Jacet ecce Tibullus heißt!

Sage mir keiner:
 Hier soll ich hausen!
 Hier, mehr als draußen,
 Bin ich alleiner.

Die echte Konversation
 Hält weder früh noch abend Stich;
 In der Jugend sind wir monoton,
 Im Alter wiederholt man sich.

1822.

„Alter Mond, in deinen Phasen
 Bist du sehr zurückgesetzt.“
 Freunde, Liebchen auch zuletzt,
 Haben nichts als Phrasen.

„Du hast dich dem allerverdrießlichsten Trieb
 In deinen Xenien übergeben.“
 Wer mit XXII den Werther schrieb,
 Wie will der mit LXXII leben!

Erst singen wir: „Der Hirsch so frei
 Fährt durch die Wälder — Lalla bei —“
 Mit vollem Wohlbehagen;
 Doch sieht es schon bedenklich aus,

Wird aus dem Hirsch ein HirscheL,
 Hat viel mehr Eiden zu tragen!
 In Lebens Wald und Dickicht-Graus
 Er weiß nicht da noch dort hinaus,
 Das geht auf einen HirscheLL hinaus —
 Heil unsern alten Tagen!!!

Habt ihr das alles recht bedacht?
 Sowie der Tag ist wohl vollbracht,
 Ist keiner überzählig;
 Verstand und Sinn ist hehr und weit,
 Doch wird euch zu gelegner Zeit
 Auch das Absurde fröhlich.

Fehlst du, laß dich's nicht betrüben,
 Denn der Mangel führt zum Lieben;
 Kannst dich nicht vom Fehl befreien,
 Wirfst du andern gern verzeihn.

Die Jugend verwundert sich sehr,
 Wenn Fehler zum Nachteil gedeihen:
 Sie faßt sich, sie denkt zu bereuen;
 Im Alter erstaunt und bereut man nicht mehr.

„Wie mag ich gern und lange leben?“
 Mußt immer nach dem Trefflichsten streben:
 Des unerkannt Trefflichen wirket so viel,
 Und Zeit und Ewigkeit legt ihm kein Ziel.

Alt-Tümer sind ein böses Ding,
 Ich schätze sie aber nicht gering;
 Wenn nur Neu-Tümer in allen Ehren
 Auch um so vieles besser wären.

„Irr-Tümer sollen uns plagen?
Ist nicht an unser Heil gedacht?“
Halb-Tümer solltet ihr sagen,
Wo Halb und Halb kein Ganzes macht.

Auf Pergament Lieb' und Haß geschrieben,
Ist, was wir heute hassen und lieben;
Wo käme Lieb' und Haß denn her,
Wenn er nicht schon von Alters wär'!

Sagt nur nichts halb:
Ergänzen, welche Pein!
Sagt nur nichts grob:
Das Wahre spricht sich rein.

„Entferne dich nicht ganz und gar,
Beruhige dich in unserm Orden!
Es ist alles noch, wie es war,
Nur ist es verworrner geworden.“
Und was man für bedeutend hält,
Ist alles auf schwache Füße gestellt.

Was mich tröstet in solcher Not:
Gescheite Leute, sie finden ihr Brot,
Tüchtige Männer erhalten das Land,
Hübsche Mädchen verschlingen das Band;
Wird dergleichen noch ferner geschehn,
So kann die Welt nicht untergehn.

„Wie hast du an der Welt noch Lust,
Da alles schon dir ist bewußt?“
Gar wohl! Das Dümme, was geschieht,
Weil ich es weiß, verdrießt mich nicht.
Mich könnte dies und das betrüben,
Hätt' ich's nicht schon in Versen geschrieben.

Zum starren Brei erweitert
 Sah ich den See gar eben:
 Ein Stein, hineingeschleudert,
 Konnte keine Ringe geben.

Ein But-See sah ich schwellend,
 Gischend zum Strand es fuhr;
 Der Fels, hinab zerschellend,
 Ließ eben auch keine Spur.

Dreihundert Jahre sind vorbei,
 Werden auch nicht wieder kommen;
 Sie haben Böses frank und frei,
 Auch Gutes mitgenommen.
 Und doch von beiden ist auch euch
 Der Fülle gnug geblieben:
 Entzieht euch dem verstorbnen Zeug,
 Lebend'ges laßt uns lieben!

1817.

Nichts ist zarter als die Vergangenheit;
 Rühre sie an wie ein glühend Eisen:
 Denn sie wird dir sogleich beweisen,
 Du lebest auch in heißer Zeit.

Dreihundert Jahre sind vor der Thüre,
 Und wenn man das alles mit erführe,
 Erführe man nur in solchen Jahren,
 Was wir zusammen in dreißig erfahren.

Lieb' und Leidenschaft können verfliegen,
 Wohlwollen aber wird ewig siegen.

„Entfernst du dich, du liebe Seele,
 Wie viel ist uns entrißen!“

Wenn ich euch auch nicht fehle,
Werdet ihr mich immer vermissen.

Ein Mann, der Thränen streng entwöhnt,
Mag sich ein Held erscheinen;
Doch wenn's im Innern sehnt und dröhnt,
Geb' ihm ein Gott — zu weinen.

„Du hast Unsterblichkeit im Sinn;
Kannst du uns deine Gründe nennen?“
Gar wohl! Der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können.

Der Sinn ergreift und denkt sich was,
Die Feder eilt hiernach zu walten:
Ein flüchtig Bild, es ist gefaßt,
Allein es läßt sich nicht erhalten.

All unser redlichstes Bemühen
Glückt nur im unbewußten Momente.
Wie möchte denn die Rose blühen,
Wenn sie der Sonne Herrlichkeit erkannte!

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tausend Büchern dir erscheint,
Das alles ist ein Turm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.

Das Beste in der Welt
Ist ohne Dank;
Gesunder Mensch ohne Geld
Ist halb krank.

Wohl! wer auf rechter Spur
Sich in der Stille siedelt;
Im Öffnen tanzt sich's nur,
So lang Fortuna siedelt.

Du irreſt, Salomo!
Nicht alles nenn' ich eitel:
Bleibt doch dem Greiſe ſelbſt
Noch immer Wein und Beutel.

Ueberall trinkt man guten Wein,
Jedes Gefäß genügt dem Becher;
Doch ſoll es mit Wonne getrunken ſein,
So wünſch' ich mir künstlichen griechiſchen Becher.

Künſtler, zeigt nur den Augen
Farben-Fülle, reines Rund!
Was den Seelen möge taugen,
Seid geſund und wirkt geſund!

Entweicht, wo düſtre Dummheit gerne ſchweift,
Inbrünſtig aufnimmt, was ſie nicht begreift,
Wo Schreckens-Märchen ſchleichen, ſtuzend fliehn,
Und unermößlich Maße lang ſich ziehn.

Modergrün aus Dantes Hölle
Bannet fern von eurem Kreis,
Ladet zu der klaren Quelle
Glücklich Naturell und Fleiß!

Und so haltet, liebe Söhne,
 Einzig euch auf eurem Stand;
 Denn das Gute, Liebe, Schöne,
 Leben ist's dem Lebens-Band.

„Denkst du nicht auch an ein Testament?“
 Keineswegs! — Wie man vom Leben sich trennt,
 So muß man sich trennen von Jungen und Alten,
 Die werden's alle ganz anders halten.

„Gehst dir denn das von Herzen,
 Was man von dir hört und liebt?“
 Sollte man das nicht bescherzen,
 Was uns verdrießt?

Sie schelten einander Egoisten;
 Will jeder doch nur sein Leben fristen.
 Wenn der und der ein Egoist,
 So denke, daß du es selber bist.
 Du willst nach deiner Art bestehn,
 Mußt selbst auf deinen Nutzen sehn!
 Dann werdet ihr das Geheimnis besitzen,
 Euch sämtlich untereinander zu nützen;
 Doch den laßt nicht zu euch herein,
 Der andern schadet, um etwas zu sein.

„Bei so vermorrnem Spiele
 Wird mir wahrhaftig bang!“
 Es gibt der Menschen so viele,
 Und es ist der Tag so lang.

Volle sechsundsiebzig Jahre sind geschieden,
 Und nun, dächt' ich, wäre Zeit zum Frieden:
 Tag für Tag wird wider Willen flüger,
 Amor jubiliert und Mars den Krieger.

„Was lassen sie denn übrig zuletzt,
 Jene unbescheidnen Besen?“
 Behauptet doch Heute steif und fest,
 Gestern sei nicht gewesen.

Es mag sich Feindliches ereignen,
 Du bleibe ruhig, bleibe stumm;
 Und wenn sie dir die Bewegung leugnen,
 Geh ihnen vor der Nas' herum.

1822.

Bieljähriges dürst' ich euch wohl vertrauen!
 Das Offenbare wäre leicht zu schauen,
 Wenn nicht die Stunde sich selbst verzehrte
 Und immer warnend wenig belehrte.
 Wer ist der Kluge, wer ist der Thor?
 Wir sind eben sämtlich als wie zuvor.

„Was hast du denn? Unruhig bist du nicht,
 Und auch nicht ruhig, machst mir ein Gesicht,
 Als schwanktest du, magnetischen Schlaf zu ahnen.“
 Der Alte schlummert wie das Kind,
 Und wie wir eben Menschen sind,
 Wir schlafen sämtlich auf Vulkanen.

Zahme Xenien.

IV.

Last zahme Xenien immer walten,
 Der Dichter nimmer gebückt ist.
 Ihr ließt verrückten Werther schalten,
 So lernt nun, wie das Alter verrückt ist.

Den Vorteil hat der Dichter:
Wie die Gemeinde prüft und probt,
So ist sie auch sein Richter;
Da wird er nun gescholten, gelobt
Und bleibt immer ein Dichter.

Es schnurrt mein Tagebuch
Am Bratenwender:
Nichts schreibt sich leichter voll
Als ein Kalender.

„Ruf' ich, da will mir keiner hórchen:
Hab' ich das um die Leute verdient?“
Es möchte niemand mehr gehórchen,
Wären aber alle gern gut bedient.

„Wann wird der Herr seine Freude sehn?“
Wenn er befiehlt mit Sinnen
Ehrlichen Leuten, die's recht verstehn,
Und läßt sie was gewinnen.

„Wer ist ein unbrauchbarer Mann?“
Der nicht befehlen und auch nicht gehórchen kann.

„Sage, warum dich die Menschen verlassen?“
Glaubet nicht, daß sie mich deshalb hassen;
Auch bei mir will sich die Lust verlieren,
Mit irgend jemand zu konversieren.

So hoch die Nase reicht, da mag's wohl gehn;
Was aber drüber ist, können sie nicht sehn.

Wie einer ist, so ist sein Gott;
Darum ward Gott so oft zum Spott.

Geh' ich, so wird der Schade größer;
Bleib' ich, so wird es auch nicht besser.

„Sei einmal ehrlich nur:
Wo findest du in deutscher Litteratur
Die größte Versänglichkeit?“
Wir sind von vielen Seiten groß;
Doch hie und da gibt sich bloß
Bedauerlichste Unzulänglichkeit.

(Teutscher Merkur, 9. Stück, 1802.)

Ins Teufels Namen,
Was sind denn eure Namen!
Im Teutschen Merkur
Ist keine Spur
Von Vater Wieland:
Der steht auf dem blauen Einband;
Und hinter dem verfluchtesten Reim
Der Name Gleim.

„Verzeihe mir, du gefällst mir nicht,
Und schiltst du nicht, so schneidst ein Gesicht,
Wo sämtliche loben und preisen!“
Daß, wenn man das eine von vornen bedeckt,
Das andre bleibt hinten hinaus gestreckt,
Das soll ein Anstand heißen!

„Sage, wie es dir nur gefällt,
Solch zerstückeltes Zeug zu treiben?“
Seht nur hin: für gebildete Welt
Darf man nichts anders beginnen und schreiben.

„Warum willst du das junge Blut
So schnöde von dir entfernen?“
Sie machen's alle hübsch und gut,
Aber sie wollen nichts lernen.

Die holden jungen Geister
Sind alle von einem Schlag:
Sie nennen mich ihren Meister
Und gehn der Nase nach.

Mit seltsamen Gebärden
Gibt man sich viele Pein,
Kein Mensch will etwas werden,
Ein jeder will schon was sein.

„Willst dich nicht gern vom Alten entfernen?
Hat denn das Neue so gar kein Gewicht?“
Umlernen müßte man immer, umlernen!
Und wenn man umlernt, da lebt man nicht.

„Sag' uns Jungen doch auch was zuliebe!“
Nun! daß ich euch Jungen gar herzlichen liebe!
Denn als ich war als Junge gesetzt,
Hatt' ich mich auch viel lieber als jetzt.

Ich neide nichts, ich laß' es gehn
Und kann mich immer manchem gleich erhalten;
Zahnreihen aber, junge, neidlos anzusehn,
Das ist die größte Prüfung mein, des Alten.

Künstler! dich selbst zu adeln,
Mußt du bescheiden prahlen;
Laß dich heute loben, morgen tadeln
Und immer bezahlen.

Als Knabe nahm ich mir's zur Lehre,
Welt sei ein allerliebster Spaß,
Als wenn es Vater und Mutter wäre;
Dann — etwas anders fand ich das.

Die klugen Leute gefallen mir nicht:
 (Ich tadelte mich selbst auch wohl zuweilen)
 Sie heißen das Vorsicht,
 Wenn sie sich übereilen.

„Anders lesen Knaben den Terenz,
 Anders Grotius.“

Mich Knaben ärgerte die Sentenz,
 Die ich nun gelten lassen muß.

1822.

„So widerstrebe! Das wird dich adeln;
 Willst vor der Feierstunde schon ruhn?“
 Ich bin zu alt, um etwas zu tadeln,
 Doch immer jung genug, etwas zu thun.

„Du bist ein wunderlicher Mann,
 Warum verstummst du vor diesem Gesicht?“
 Was ich nicht loben kann,
 Davon sprech' ich nicht.

„Bei mancherlei Geschäftigkeit
 Hast dich ungeschickt benommen.“
 Ohne jene Verrücktheit
 Wär' ich nicht so weit gekommen.

„Laß doch, was du halb vollbracht,
 Mich und andre kennen!“
 Weil es uns nur irre macht,
 Wollen wir's verbrennen.

„Willst du uns denn nicht auch was gönnen?
 Kannst ja, was mancher andre kann.“
 Wenn sie mich heute verbrauchen können,
 Dann bin ich ihnen ein rechter Mann.

Das alles ist nicht mein Bereich —
Was soll ich mir viel Sorge machen?
Die Fische schwimmen glatt im Teich
Und kümmern sich nicht um den Nachen.

Mit der Welt muß niemand leben,
Als wer sie brauchen will;
Ist er brauchbar und still,
Sollt' er sich lieber dem Teufel ergeben,
Als zu thun, was sie will.

„Was lehr' ich dich vor allen Dingen?“
Möchte über meinen eignen Schatten springen!

Sie möchten gerne frei sein.
Lange kann das einerlei sein;
Wo es aber drunter und drüber geht,
Ein Heiliger wird angefleht;
Und wollen die alten uns nicht befreien,
So macht man sich behend einen neuen;
Im Schiffbruch jammert jedermann,
Daß keiner mehr als der andre kann.

Grenzlose Lebenspein
Fast, fast erdrückt sie mich!
Das wollen alle Herren sein,
Und keiner ist Herr von sich.

Und wenn man auch den Tyrannen ersticht,
Ist immer noch viel zu verlieren.
Sie gönnten Cäsarn das Reich nicht
Und wußten's nicht zu regieren.

Warum mir aber in neuster Welt
Anarchie gar so wohl gefällt?

Ein jeder lebt nach seinem Sinn,
 Das ist nun also auch mein Gewinn.
 Ich lass' einem jeden sein Bestreben,
 Um auch nach meinem Sinne zu leben.

Da kann man frank und fröhlich leben:
 Niemanden wird recht gegeben,
 Dafür gibt man wieder niemand recht,
 Macht's eben gut, macht's eben schlecht;
 Im ganzen aber, wie man sieht,
 Im Weltlauf immer doch etwas geschieht.
 Was Kluges, Dummes auch je geschah,
 Das nennt man Welthistoria:
 Und die Herrn Bredows künftiger Zeiten
 Werden daraus Tabellen bereiten,
 Darin studiert die Jugend mit Fleiß,
 Was sie nie zu begreifen weiß.

Wie es in der Welt so geht --
 Weiß man, was geschah?
 Und was auf dem Papiere steht,
 Das steht eben da.

Das Weltregiment — über Nacht
 Seine Formen hab' ich durchgedacht.
 Den hehren Despoten lieb' ich im Krieg,
 Verständigen Monarchen gleich hinter dem Sieg;
 Dann wünscht' ich jedoch, daß alle die Trauten
 Sich nicht gleich neben und mit ihm erbauten.
 Und wie ich das hoffe, so kommt mir die Menge,
 Nimmt hüben und drüben mich verb ins Gedränge;
 Von da verlier' ich alle Spur. --
 Was will mir Gott für Lehre daraus gönnen?
 Daß wir uns eben alle nur
 Auf kurze Zeit regieren können.

Ich tadl' euch nicht,
Ich lob' euch nicht;
Aber ich spaße;
Dem klugen Wicht
Führt's ins Gesicht
Und in die Nase.

Und wenn er ganz gewaltig niest,
Wer weiß, was dann daher entspringt,
Und was er alles mache;
Besinnung aber hinterdrein,
Verstand, Vernunft, wo möglich rein,
Das ist die rechte Sache.

Soll man euch immer und immer beplappern?
Gewinnt ihr nie einen freien Blick?
Sie frieren, daß ihnen die Zähne klappern,
Das heißen sie nachher Kritik.

„Du sagst gar wunderliche Dinge!“
Beschaut sie nur, sie sind geringe;
Wird Vers und Reim denn angeklagt,
Wenn Leben und Prosa das Tollste sagt?

„Du gehst so freien Angesichts,
Mit muntern offenen Augen!“
Ihr tauget eben alle nichts,
Warum sollt' ich was taugen?

„Warum bist du so hochmütig?
Hast sonst nicht so die Leute gescholten!“
Wäre sehr gerne demütig,
Wenn sie mich nur so lassen wollten.

Wenn ich dumm bin, lassen sie mich gelten;
Wenn ich recht hab', wollen sie mich schelten.

Ueberzeugung soll mir niemand rauben;
Wer's besser weiß, der mag es glauben.

Dem ist es schlecht in seiner Haut,
Der in seinen eignen Busen schaut.

„Wohin wir bei unsern Gebrechten
Uns im Augenblick richten sollen?“
Denke nur immer an die Besten,
Sie mögen stecken, wo sie wollen.

Den Reichtum muß der Neid beteuern;
Denn er kreucht nie in leere Scheuern.

Soll der Neider zerplätzen,
Begib dich deiner Frähen.

Soll es reichlich zu dir fließen,
Reichlich andre laß genießen.

„Ist dein Geschenk wohl angekommen?“
Sie haben es eben nicht übel genommen.

Der Teufel! sie ist nicht gering,
Wie ich von weitem spüre;
Nun schelten sie das arme Ding,
Daß sie euch so verführe.
Erinnert euch, verfluchtes Pack,
Des paradiesischen Falles!
Hat euch die Schöne nur im Sack,
So gilt sie euch für alles.

Wenn dir's bei uns nun nicht gefällt,
So geh in deine östliche Welt.

Ich wünsche mir eine hübsche Frau,
Die nicht alles nähme gar zu genau,
Doch aber zugleich am besten verstände,
Wie ich mich selbst am besten befände.

Wäre Gott und Eine,
So wäre mein Lied nicht kleine.

Gott hab' ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine.

So laßt mir das Gedächtnis
Als fröhliches Vermächtnis.

„Sie betrog dich geraume Zeit,
Nun siehst du wohl, sie war ein Schein.“
Was weißt du denn von Wirklichkeit?
War sie drum weniger mein?

„Betrogen bist du zum Erbarmen,
Nun läßt sie dich allein!“
Und war es nur ein Schein;
Sie lag in meinen Armen,
War sie drum weniger mein?

Gern hören wir allerlei gute Lehr',
Doch Schmähen und Schimpfen noch viel mehr.

Glaube dich nicht allzu gut gebettet;
Ein gewarnter Mann ist halb gerettet.

Wein macht munter geistreichen Mann;
Weihrauch ohne Feuer man nicht riechen kann.

Willst du Weihrauchs Geruch erregen,
Feurige Kohlen mußt unterlegen.

Wem ich ein besser Schicksal gönnte?
 Es sind die erkünstelten Talente;
 An diesem, an jenem, am Besten gebricht's,
 Sie mühen und zwingen und kommen zu nichts.

„Sage deutlicher, wie und wenn;
 Du bist uns nicht immer klar.“
 Gute Leute, wißt ihr denn,
 Ob ich mir's selber war?

„Wir quälen uns immerfort
 In des Irrtums Banden.“
 Wie manches verständliche Wort
 Habt ihr mißverstanden.

Einem unverständigen Wort
 Habt ihr Sinn geliehen;
 Und so geht's immer fort:
 Verzeiht, euch wird verziehen.

Nehmt nur mein Leben hin in Bausch
 Und Bogen, wie ich's führe:
 Andre verschlafen ihren Rausch,
 Meiner steht auf dem Papiere.

Besser betteln als borgen!
 Warum sollen zwei denn sorgen?
 Wenn einer sorgt und redlich denkt,
 Kommt andrer wohl und heiter und schenkt.
 Das sind die besten Intressen,
 Die Schuldner und Gläubiger vergessen.

Ich bin ein armer Mann,
 Schätze mich aber nicht gering;
 Die Armut ist ein ehrlich Ding,
 Wer mit umgehn kann.

Erlauchte Bettler hab' ich gekannt,
Künstler und Philosophen genannt;
Doch wüßt' ich niemand, ungeprahlt,
Der seine Beche besser bezahlt.

„Was hat dich nur von uns entfernt?“
Hab' immer den Plutarch gelesen.
„Was hast du denn dabei gelernt?“
Sind eben alles Menschen gewesen.

Cato wollte wohl andre strafen;
Selbender mocht' er gerne schlafen.

Deshalb er sich zur Unzeit
Mit Schwiegertochter und Sohn entzweit,
Auch eine junge Frau genommen,
Welches ihm gar nicht wohl bekommen;
Wie Kaiser Friedrich der Letzte
Väterlich auseinander setzte.

„Was willst du, redend zur Menge,
Dich selbst fürtrefflich preisen?“
Cato selbst war ruhmredig, der Strenge;
Plutarch will's ihm gar ernst verweisen.

Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern erzogen wären.

Was ich in meinem Haus ertrag',
Das sieht ein Fremder am ersten Tag;
Doch ändert er sich's nicht zuliebe,
Und wenn er hundert Jahre bliebe.

Wie auch die Welt sich stellen mag,
Der Tag immer belügt den Tag.

Dagegen man auch nicht gerne hört,
Wenn der Tag den Tag zerstört.

Ich bin euch sämtlichen zur Last,
Einigen auch sogar verhaßt;
Das hat aber gar nichts zu sagen:
Denn mir behagt's in alten Tagen,
So wie es mir in jungen behagte,
Daß ich nach Alt und Jung nicht fragte.

Mit sich selbst zu Räte gehn,
Immer wird's am besten stehn;
Gern im Freien, gern zu Haus,
Tausche da und dort hinaus
Und kontrolliere dich für und für:
Da horchen Alt und Jung nach dir.

Die Xenien, sie wandeln zahm,
Der Dichter hält sich nicht für lahm;
Belieben euch aber geschärfere Sachen,
So wartet, bis die wilden erwachen.

Sibyllinisch mit meinem Gesicht
Soll ich im Alter prahlen!
Je mehr es ihm an Fülle gebricht,
Desto öfter wollen sie's malen!

1826.

„Ist's in der Näh'? Kam's aus der Ferne?
Was beugt dich heute so schwer?“
Ich spaßte wohl am Abend gerne,
Wenn nur der Tag nicht so ernsthaft wär'.

Gott hat die Gradheit selbst ans Herz genommen:
Auf gradem Weg ist niemand umgekommen.

Wirst du die frommen Wahrheitswege gehen,
Dich selbst und andere trügst du nie.
Die Frömmerei läßt Falsches auch bestehen,
Derwegen haß' ich sie.

Du sehnst dich, weit hinaus zu wandern,
Bereitest dich zu raschem Flug;
Dir selbst sei treu und treu den andern,
Dann ist die Enge weit genug.

Halte dich nur im stillen rein
Und laß es um dich wettern;
Je mehr du fühlst, ein Mensch zu sein,
Desto ähnlicher bist du den Göttern.

Was hätte man vom Zeitungstraum,
Der leidigen Ephemere,
Wenn es uns nicht im stillen Raum
Noch ganz behaglich wäre!

Das Schlimmste, was uns widerfährt,
Das werden wir vom Tag gelehrt.
Wer in dem Gestern Heute sah,
Dem geht das Heute nicht allzunah,
Und wer im Heute sieht das Morgen,
Der wird sich rühren, wird nicht sorgen.

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirfst du heute kräftig frei,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

7. November 1825.

Jedem redlichen Bemühen
Sei Beharrlichkeit verliehn.

1820.

Jeder Weg zum rechten Zwecke
Ist auch recht in jeder Strecke.

Das Opfer, das die Liebe bringt,
Es ist das teuerste von allen;
Doch, wer sein Eigenstes bezwingt,
Dem ist das schönste Los gefallen.

Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst befehlt,
Bleibt immer ein Knecht.

Gut verloren — etwas verloren!
Mußt rasch dich besinnen
Und neues gewinnen.
Ehre verloren — viel verloren!
Mußt Ruhm gewinnen,
Da werden die Leute sich anders besinnen.
Mut verloren — alles verloren!
Da wär' es besser, nicht geboren.

Willst du dir ein gut Leben zimmern,
Mußt ums Vergangne dich nicht bekümmern.
Und wäre dir auch was verloren,
Mußt immer thun wie neu geboren;
Was jeder Tag will, sollst du fragen,
Was jeder Tag will, wird er sagen;
Mußt dich an eignem Thun ergözen,
Was andre thun, das wirst du schätzen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und das übrige Gott überlassen.

Zum 25. October 1828.

Bahme Xenien.

V.

Kein Stündchen schleiche dir vergebens;
 Benuße, was dir widerfahren.
 Verdruß ist auch ein Teil des Lebens,
 Den sollen die Xenien bewahren.
 Alles verdienet Reim und Fleiß,
 Wenn man es recht zu sondern weiß.

Gott grüß' euch, Brüder,
 Sämtliche Oner und Aner!
 Ich bin Weltbewohner,
 Bin Weimaraner;
 Ich habe diesem edlen Kreis
 Durch Bildung mich empfohlen,
 Und wer es etwa besser weiß,
 Der mag's wo anders holen.

„Wohin willst du dich wenden?“
 Nach Weimar-Jena, der großen Stadt,
 Die an beiden Enden
 Viel Gutes hat.

Gar nichts Neues sagt ihr mir!
 Unvollkommen war ich ohne Zweifel.
 Was ihr an mir tadelt, dumme Teufel,
 Ich weiß es besser als ihr!

„Sag' mir doch! von deinen Gegnern
 Warum willst du gar nichts wissen?“
 Sag' mir doch! ob du dahin trittst,
 Wo man in den Weg ?

Indr.

Sie machen immerfort Chaussees,
Bis niemand vor Begegeld reisen kann.

Student.

Mit den Wissenschaften wird's auch so gehen;
Eine jede quält ihren eignen Mann.

„Was ist denn die Wissenschaft?“

Sie ist nur des Lebens Kraft.

Ihr erzeuget nicht das Leben,

Leben erst muß Leben geben.

„Wie ist denn wohl ein Theaterbau?“

Ich weiß es wirklich sehr genau:

Man pfercht das Brenzlichste zusammen,

Da steht's denn alsobald in Flammen.

1825.

„Wie reizt doch das die Leute so sehr?

Was laufen sie wieder ins Schauspielhaus?“

Es ist doch etwas Weniges mehr,

Als sah' man grade zum Fenster hinaus.

Konversations-Lexikon heißt's mit Recht,

Weil, wenn die Konversation ist schlecht,

Jedermann

Zur Konversation es nutzen kann.

Wie sollen wir denn da gefunden?

Haben weder Außen noch Innen gefunden.

Was haben wir denn da gefunden?

Wir wissen weder oben noch unten.

Mit diesem Versatilen

Scheint nur das Wort zu spielen;

Doch wirkt ein Wort so mächtig
Ist der Gedanke trüchtig.

Wenn sie aus deinem Korbe naschen,
Behalte noch etwas in der Taschen.

Sollen dich die Dohlen nicht umschrein,
Muß nicht Knopf auf dem Kirchturm sein.

Man zieht den Toten ihr ehrenvolles Gewand an
Und denkt nicht, daß man zunächst auch wohl balsamiert wird;
Ruinen sieht man als malerisch interessant an
Und fühlt nicht, daß man so eben auch ruiniert wird.

Und wo die Freunde verfaulen,
Das ist ganz einerlei,
Ob unter Marmor-Säulen
Oder im Rasen frei.
Der Lebende bedenke,
Wenn auch der Tag ihm mault,
Daß er den Freunden schenke,
Was nie und nimmer fault.

„Hast du das alles nicht bedacht?
Wir haben's doch in unserm Orden.“
Ich hätt' es gern euch recht gemacht,
Es wäre aber nichts geworden.

Noch bin ich gleich von euch entfernt,
Hass' euch Cyklopen und Silbenfresser!
Ich habe nichts von euch gelernt,
Ihr müßtet's immer besser.

Die Jugend ist vergessen
Aus getheilten Interessen;

Das Alter ist vergessen
Aus Mangel an Interessen.

„Brich doch mit diesem Lump sogleich,
Er machte dir einen Schelmenstreich;
Wie kannst du mit ihm leben?“
Ich mochte mich weiter nicht bemühen;
Ich hab' ihm verziehen,
Aber nicht vergeben.

„Schneide so fein Gesicht!
Warum bist der Welt so satt?“
Das weiß alles nicht,
Was es neben und um sich hat.

„Wie soll ich meine Kinder unterrichten,
Unnützes, Schädliches zu sichten?
Belehre mich!“

Belehre sie von Himmel und Erden,
Was sie niemals begreifen werden!

Tadel nur nicht! Was tadelst du nur!
Bist mit Laternen auf der Spur
Dem Menschen, den sie nimmer finden;
Was willst ihn zu suchen dich unterwinden!

Die Bösen soll man nimmer schelten:
Sie werden zur Seite der Guten gelten;
Die Guten aber werden wissen,
Vor wem sie sich sorglich hüten müssen.

„In der Urzeit seien Menschen gewesen,
Seien mit Bestien zusammen gewesen.“

Bin ich für eine Sache eingenommen,
Die Welt, denk' ich, muß mit mir kommen;

Doch welch ein Greuel muß mir erscheinen,
Wenn Lumpen sich wollen mit mir vereinen!

„Sie malträtieren dich spät und früh;
Sprichst du denn gar nicht mit?“
+++ Seliger Erben und Kompanie,
Die Firma hat immer Kredit.

„Warum bekämpfst du nicht den Kogebue,
Der scharfe Pfeile, dir zu schaden, richtet?“
Ich sehe schadenfroh im stillen zu,
Wie dieser Feind sich selbst vernichtet.

Das Zeitungs-Geschwister,
Wie mag sich's gestalten,
Als um die Philister
Zum Narren zu halten?

Dem Arzt verzeiht! Denn doch einmal
Lebt er mit seinen Kindern.
Die Krankheit ist ein Kapital:
Wer wollte das vermindern!

„Mit unsern wenigen Gaben
Haben wir redlich geprahlt,
Und was wir dem Publikum gaben,
Sie haben es immer bezahlt.“

Frömmigkeit verbindet sehr;
Aber Gottlosigkeit noch viel mehr.

Verständige Leute kannst du irren sehn,
In Sachen nämlich, die sie nicht verstehen.

Der Achse wird mancher Stoß versetzt;
Sie rührt sich nicht — und bricht zuletzt.

Johannisfeuer sei unverwehrt,
 Die Freude nie verloren!
 Besen werden immer stumpf gekehrt
 Und Jungen immer geboren.

1804.

Das Schlechte kannst du immer loben;
 Du hast dafür sogleich den Lohn:
 In deinem Pfuhe schwimmst du oben
 Und bist der Pfuscher Schutzpatron.

Das Gute schelten? — Magst's probieren!
 Es geht, wenn du dich frech erkühnst;
 Doch treten, wenn's die Menschen spüren,
 Sie dich in Quark, wie du's verdienst.

Jeder solcher Lumpenhunde
 Wird vom zweiten abgethan;
 Sei nur brav zu jeder Stunde,
 Niemand hat dir etwas an.

Komm her! wir setzen uns zu Tisch;
 Wen möchte solche Narrheit rühren!
 Die Welt geht auseinander wie ein fauler Fisch,
 Wir wollen sie nicht balsamieren.

Sage mir ein weiser Mann,
 Was das Mid-Mad heißen kann?
 Solch zweideutig Achseltragen
 Nutzen wird's nicht, noch behagen.

Ihr seht uns an mit scheelem Blick,
 Ihr schwanket vor, ihr schwankt zurück
 Und häufet Zeil auf Zeile.
 So zerret Lesers dürstig Ohr
 Mit vielgequirktem Phrasen-Flor;

Uns habt ihr nicht am Seile!
 Die W. K. F.s
 Mit ihren Treffs,
 Sie wirken noch eine Weile.

Der trockne Versemann
 Weiß nur zu tadeln;
 Ja, wer nicht ehren kann,
 Der kann nicht adeln.

„So laß doch auch noch diese gelten,
 Bist ja im Urtheil sonst gelind!“
 Sie sollen nicht die schlechten Dichter schelten,
 Da sie nicht vielmal besser sind.

Deinen Vorteil zwar verstehst du,
 Doch verstehst nicht, aufzuräumen;
 Haß und Widerwillen säßt du,
 Und dergleichen wird auch keimen.

Will einer sich gewöhnen,
 So sei's zum Guten, zum Schönen.
 Man thue nur das Rechte,
 Am Ende duckt, am Ende dient der Schlechte.

Es darf sich einer wenig bücken,
 So hockt mit einem leichten Sprung
 Der Teufel gleich dem Teufel auf dem Rücken.

Schilt nicht den Schelmen, der eifrig bemüht,
 Bald so, bald so sich zu wenden:
 Wenn er den Teufel am Schwanze zieht,
 Ihm bleibt ein Haar in den Händen.

So sehr es auch widert, so sehr es auch stinkt —
 Man kann es immer nicht wissen —
 Es wird vielleicht, wenn es glückt und gelingt,
 Für Moschus gelten müssen.

Januar 1816.

„Der Mond soll im Kalender stehn,
 Doch auf den Straßen ist er nicht zu sehn!
 Warum darauf die Polizei nicht achtet?“

Mein Freund, urteile nicht so schnell!
 Du thust gewaltig klug und hell,
 Wenn es in deinem Kopfe nachtet.

O ihr Tags- und Splitterrichter,
 Splittert nur nicht alles klein!
 Denn, fürwahr, der schlechteste Dichter
 Wird noch euer Meister sein.

Habe nichts dagegen, daß ihm so sei;
 Aber daß mich's erfreut,
 Das müßt' ich lügen.
 Oh ich's verstand, da sprach ich frei,
 Und jetzt versteh' ich mancherlei;
 Warum sollt' ich nun schweigen,
 Uns neuen Weg zu zeigen?

Das ist doch nur der alte Dreck;
 Werdet doch gescheiter!
 Tretet nicht immer denselben Fleck,
 So geht doch weiter!

Viel Wunderkuren gibt's jeztunder,
 Bedenkliche, gesteh' ich's frei!
 Natur und Kunst thun große Wunder,
 Und es gibt Schelme nebenbei.

Mit diesen Menschen umzugehen,
Ist wahrlich keine große Last:
Sie werden dich recht gut verstehen,
Wenn du sie nur zum besten hast.

O Welt, vor deinem häßlichen Schlund
Wird guter Wille selbst zunichte.
Scheint das Licht auf einen schwarzen Grund,
So sieht man nichts mehr von dem Lichte.

Mit Liebe nicht, nur mit Respekt
Werden wir uns mit dir vereinen.
O Sonne, thätest du deinen Effekt,
Ohne zu scheinen!

Sie thäten gern große Männer verehren,
Wenn diese nur auch zugleich Lumpe wären.

Wie mancher auf der Geige fiedelt,
Meint er, er habe sich angesiedelt;
Auch in natürlicher Wissenschaft,
Da übt er seine geringe Kraft
Und glaubt, auf seiner Violin
Ein anderer, dritter Orpheus zu sein.
Jeder streicht zu, versucht sein Glück:
Es ist zuletzt eine Katzenmusik.

Alles will reden,
Jeder will wandeln.
Ich allein soll nicht sprechen
Noch handeln.

Sie kauen längst an dem schlechten Bissen;
Wir spaßen, die wir's besser wissen.

Das ist eine von den alten Sünden;
Sie meinen: Rechnen, das sei Erfinden.

Und weil sie so viel Recht gehabt,
Sei ihr Unrecht mit Recht begabt.

Und weil ihre Wissenschaft ergast,
So sei keiner von ihnen vertrast.

Man soll nicht lachen!
Sich nicht von den Leuten trennen!
Sie wollen alle machen,
Was sie nicht können.

Wenn du hast, das ist wohl schön,
Doch du mußt es auch verstehn.
Können, das ist große Sache,
Damit das Wollen etwas mache.

Hier liegt ein überschlechter Poet.
Wenn er nur niemals aufersteht!

Hätt' ich gezaudert, zu werden,
Bis man mir 's Leben gegönnt,
Ich wäre noch nicht auf Erden,
Wie ihr begreifen könnt,
Wenn ihr seht, wie sie sich gebärden,
Die, um etwas zu scheinen,
Mich gerne möchten verneinen.

Mag's die Welt zur Seite weisen,
Wenig Schüler werden's preisen,
Die an deinem Sinn entbrannt,
Wenn die vielen dich verkannt.

Ein reiner Reim wird wohl begehrt;
 Doch den Gedanken rein zu haben,
 Die edelste von allen Gaben,
 Das ist mir alle Reime wert.

Allerlieblichste Trochäen
 Aus der Zeile zu vertreiben
 Und schwerfälligste Spondeen
 An die Stelle zu verleiben,
 Bis zuletzt ein Vers entsteht,
 Wird mich immerfort verdrießen.
 Laß die Reime lieblich fließen,
 Laß mich des Gesangs genießen
 Und des Blicks, der mich versteht!

„Ein Schnippchen schlägst du doch im Sack,
 Der du so ruhig scheinst.
 So sag' doch frank und frei dem Pack,
 Wie du's mit ihnen meinst.“

Ich habe mir mit Müh und Fleiß
 Gefunden, was ich suchte:
 Was schiert es mich, ob jemand weiß,
 Daß ich das Volk verfluchte.

Für mich hab' ich genug erworben,
 Soviel auch Widerspruch sich regt;
 Sie haben meine Gedanken verdorben
 Und sagen, sie hätten mich widerlegt.

Nur stille! nur bis morgen früh!
 Denn niemand weiß recht, was er will.
 Was für ein Lärm! was für eine Müh!
 Ich sitze gleich und schlummre still.

Alles auch Meinende
 Wird nicht vereint,
 Weil das Erscheinende
 Nicht mehr erscheint.

Neuchlin! wer will sich ihm vergleichen,
 Zu seiner Zeit ein Wunderzeichen!
 Das Fürsten- und das Städtewesen
 Durchschlängelte sein Lebenslauf,
 Die heiligen Bücher schloß er auf;
 Doch Pfaffen wußten sich zu rühren,
 Die alles breit ins Schlechte führen;
 Sie finden alles da und hie
 So dumm und so absurd wie sie.
 Dergleichen will mir auch begegnen,
 Bin unter Dache, laß' es regnen:
 „Denn gegen die obskuren Rutten,
 Die mir zu schaden sich verquälen,
 Auch mir kann es an Ulrich Hutten,
 An Franz von Sickingen nicht fehlen.“

Am Lehrling mäkelten sie,
 Nun mäkeln sie am Wandrer;
 Jener lernte spät und früh,
 Dieser wird kein anderer.
 Beide wirken im schönen Kreise
 Kräftig, wohlgemut und zart;
 Lerne doch jeder nach seiner Weise,
 Wandle doch jeder in seiner Art.

Nein, das wird mich nicht kränken,
 Ich acht' es für Himmelsgabe!
 Soll ich geringer von mir denken,
 Weil ich Feinde habe?

Warum ich Royaliste bin,
 Das ist sehr simpel:
 Als Poet fand ich Ruhms Gewinn,
 Frei Segel, freie Wimpel;
 Mußt' aber alles selber thun,
 Konnt' niemand fragen;
 Der alte Fritz muß' auch zu thun,
 Dürft' ihm niemand was sagen.

„Sie wollten dir keinen Beifall gönnen,
 Du warst niemals nach ihrem Sinn!“
 Hätten sie mich beurteilen können,
 So wär' ich nicht, was ich bin.

Das Unvernünftige zu verbreiten,
 Bemüht man sich nach allen Seiten;
 Es täuschet eine kleine Frist,
 Man sieht doch bald, wie schlecht es ist.

„Was will von Quedlinburg heraus
 Ein zweiter Wandrer traben!“
 Hat doch der Walfisch seine Laus,
 Muß ich auch meine haben.

„Der Pseudo-Wandrer, wie auch dumm,
 Versammelt sein Geschwister.“
 Es gibt manch Evangelium,
 Hab' es auch der Philister!

Für und wider zu dieser Stunde
 Quängelt ihr schon seit vielen Jahren:
 Was ich gethan, ihr Lumpenhunde,
 Werdet ihr nimmermehr erfahren.

„So sei doch höflich!“ — Höflich mit dem Pack?
Mit Seide näht man keinen groben Sack.

12. Januar 1816.

Wie mancher Mißwillige schnuffelt und wittert
Um das von der Muse verliehne Gedicht;
Sie haben Lessing das Ende verbittert,
Mir sollen sie's nicht!

1826.

Ihr edlen Deutschen wißt noch nicht,
Was eines treuen Lehrers Pflicht
Für euch weiß zu bestehen;

Zu zeigen, was moralisch sei,
Erlauben wir uns frank und frei,
Ein Falsum zu begehen.

Hiezu haben wir Recht und Titel:
Der Zweck heiligt die Mittel.

Verdammen wir die Jesuiten,
So gilt es doch in unsern Sitten.

Der freudige Werther, Stella dann
In Kriminalverhören,
Bom Libanon der heilige Mann
Sind göttlich zu verehren.

So ist von Quedlinburg auch der
Falschmünzer hoch zu preisen:
Gemünder Silber präget er,
Uns Korn und Schrot zu weisen.
Der Weihrauch, der euch Göttern glüht
Muß Priestern lieblich duften;
Sie schufen euch, wie jeder sieht,
Nach ihrem Bild zu Schufsten.

Ist dem Gezücht Verdienst ein Titel?
 Ein Falsum wird ein heilig Mittel;
 Das schmeichelt ja, sie wissen's schon,
 Der frommen deutschen Nation,
 Die sich erst recht erhaben fühlt,
 Wenn all ihr Würdiges ist verspielt.

So ist denn Tied aus unsrer Mitten
 In die Schranken hervorgeritten.
 Heil ihm! — es gilt nicht Wanderjahre,
 Noch eines Dichters graue Haare,
 Noch seine Meister und seine Gefellen,
 Die sich vor Mit- und Nachwelt stellen;
 Es gilt, ihr mögt es leicht erproben,
 Die Paare, wie sie sich verloben.

1823.

Ihr schmähet meine Dichtung;
 Was habt ihr denn gethan?
 Wahrhaftig, die Vernichtung,
 Verneinend fängt sie an.
 Doch ihren scharfen Besen
 Strengt sie vergebens an;
 Ihr seid gar nicht gewesen!
 Wo träfe sie euch an?

Haben da und dort zu mäkeln,
 An dem äußern Rand zu häkeln,
 Machen mir den kleinen Krieg.
 Doch ihr schadet eurem Rufe;
 Weilt nicht auf der niedern Stufe,
 Die ich längst schon überstieg!

„Die Feinde, sie bedrohen dich,
 Das mehrt von Tag zu Tage sich:

Wie dir doch gar nicht graut!“
 Das seh' ich alles unbewegt:
 Sie zerren an der Schlangenhaut,
 Die jüngst ich abgelegt.
 Und ist die nächste reif genug,
 Abstreif' ich die sogleich
 Und wandle neubelebt und jung
 Im frischen Götterreich.

Ihr guten Kinder,
 Ihr armen Sünder,
 Zupft mir am Mantel —
 Laßt nur den Handel!
 Ich werde wallen
 Und laß' ihn fallen;
 Wer ihn erwischet,
 Der ist erfrischt.

Ueber Moses' Leichnam stritten
 Selige mit Fluchdämonen;
 Lag er doch in ihrer Mitten,
 Kannten sie doch kein Verschonen!
 Greift der stets bewußte Meister
 Nochmals zum bewährten Stabe,
 Hämmert auf die Pustrichs-Geister;
 Engel brachten ihn zu Grabe.

Bahme Kenten.

VI.

Widmung.

„Deine Werke zu höchster Belehrung
 Studier' ich bei Tag und bei Nacht;
 Drum hab' ich in tiefster Verehrung
 Dir ganz was Absurdes gebracht.“

So wie der Papst auf seinem Thron,
 So sitzt X:Y auf seinem Lohn:
 Er ist bepfründet — hat er mehr zu hoffen?
 Die Welt ist weit, den Narren steht sie offen.
 Wir sind behäglich, können thätig ruhn;
 Macht euch, ihr Thoren, Tag für Tag zu thun.

Autochthonisch, autodidaktisch
 Lebst du so hin, verblendete Seele!
 Komm nur heran, versuche dich! Praktisch
 Merkst du verdrießlich, wie's überall fehle.

„Ich hielt mich stets von Meistern entfernt;
 Nachtreten wäre mir Schmach!
 Hab' alles von mir selbst gelernt.“
 Es ist auch darnach!

Niemand wird sich selber kennen,
 Sich von seinem Selbst=Ich trennen;
 Doch probier' er jeden Tag,
 Was nach außen endlich, klar,
 Was er ist und was er war,
 Was er kann und was er mag.

Wie sind die Vielen doch besessen!
 Und es verwirrt sie nur der Fleiß.
 Sie möchten's gerne anders wissen
 Als einer, der das Rechte weiß.

Berfahre ruhig, still,
 Brauchst dich nicht anzupassen;
 Nur wer was gelten will,
 Muß andre gelten lassen.

Der Würdige, vom Rhein zum Belt
 Reist er, die Natur zu ergründen!
 Er reise durch die ganze Welt,
 Seine Meinung wird er finden.

Denk' an die Menschen nicht;
 Denk' an die Sachen!
 Da kommt ein junger Mensch,
 Wird was draus machen;
 Das alte Volk, es ist
 Ja selbst nur Sache;
 Ich bin nur immer jung,
 Daß ich was mache;
 Wer jung verbleiben will,
 Denk', daß er mache,
 Und wenn's nicht * * * sind,
 Im andern Sache.

Anstatt daß ihr bedächtig steht,
 Versucht's zusammen eine Strecke:
 Wißt ihr auch nicht, wohin es geht,
 So kommt ihr wenigstens vom Flecke.

Sage mir, mit wem zu sprechen
 Dir genehm, gemüthlich ist:
 Ohne mir den Kopf zu brechen,
 Weiß ich deutlich, wie du bist.

Jeder geht zum Theater hinaus,
 Diesmal war es ein volles Haus;
 Er lobt und schilt, wie er's gefühlt,
 Er denkt, man habe für ihn gespielt.

Ob ich liebe, ob ich hasse!
Nur soll ich nicht schelten.
Wenn ich die Leute gelten lasse,
Läßt man mich gelten.

Du Narr! begünstige die Puscherei,
So bist du überall zu Hause.

Was waren das für schöne Zeiten:
In Ecclesia mulier taceat!
Jetzt, da eine Jegliche Stimme hat,
Was will Ecclesia bedeuten?

Was die Weiber lieben und hassen,
Das wollen wir ihnen gelten lassen;
Wenn sie aber urteilen und meinen,
Da will's oft wunderbarlich erscheinen.

Und sie in ihrer warmen Sphäre
Fühlt sich behaglich, zierlich, fein;
Da sie nicht ohne den Menschen wäre,
So fühlt sie sich ein Mensch zu sein.

Totengräbers Tochter sah ich gehn;
Ihre Mutter hatte sich an keiner Leiche versehen.

Was helfen den Jungfern alle Gaben?
Weber Augen noch Ohren sollten sie haben.

Sich läßt die junge Frau als Heloise malen:
Will sie mit ihrem Manne prahlen?

Die schönen Frauen, jung und alt,
Sind nicht gemacht, sich abzuhärmen;
Und sind einmal die edlen Helden kalt,
So kann man sich an Schluckern wärmen.

Ich ehre mir die Würde der Frauen;
 Aber damit sie Würde hätten,
 Sollten sie sich nicht alleine betten,
 Sollten sich an Männerwürde erbauen.

„Wir haben dir Klatsch auf Geflatsche gemacht,
 Wie schief!
 Und haben dich schnell in die Patsche gebracht,
 Wie tief!
 Wir lachen dich aus,
 Nun hilf dir heraus!
 Ade.“

Und red' ich dagegen, so wird nur der Klatsch
 Verschlimmert,
 Mein liebliches Leben im nichtigen Patsch
 Verkümmert.
 Schon bin ich heraus;
 Ich mach' mir nichts draus.
 Ade.

Ich habe nie mit euch gestritten,
 Philister-Pfaffen! Reiderbrut!
 Unartig seid ihr, wie die Briten,
 Doch zahlt ihr lange nicht so gut.

Der Gottes-Erde lichten Saal
 Verdüstern sie zum Jammerthal;
 Daran entdecken wir geschwind,
 Wie jämmerlich sie selber sind.

Den Vereinigten Staaten.

Amerika, du hast es besser
 Als unser Kontinent, das alte,
 Hast keine verfallene Schlösser
 Und keine Basalte.

Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Benutzt die Gegenwart mit Glück!
Und wenn nun eure Kinder dichten,
Bewahre sie ein gut Geschick
Vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten.

Da loben sie den Faust,
Und was noch funsten
In meinen Schriften braust
Zu ihren Gunsten;
Das alte Miß und Mack,
Das freut sie sehr;
Es meint das Lumpenpack,
Man wär's nicht mehr!

„Wie bist du so ausgeartet?
Sonst warst du am Abend so herrlich und hehr!“
Wenn man kein Schätzchen erwartet,
Gibt's keine Nacht mehr.

Unbesonnenheit ziert die Jugend,
Sie will eben vorwärts leben:
Der Fehler wird zur Tugend;
Im Alter muß man auf sich acht geben.

„Meinst du es redlich mit solchem Schmerz? —
Geh! Heuchlerisch ist dein Bemühen.“
Der Schauspieler gewinnt das Herz,
Aber er gibt nicht seines hin.

Welch ein wunderlich Exempel! —
 Hör' ich, daß man sich mokiere,
 Wie man mir den hehren Tempel,
 Bestas Tempel, dediziere;
 Doch ich übergehe diesen
 Vorwurf mit gefasster Miene:
 Denn es muß mich sehr verbrießen,
 Daß ich's nur zu wohl verdiene.

„Zu Goethes Denkmal was zahlst du jetzt?“
 Fragt dieser, jener und der. —
 Hätt' ich mir nicht selbst ein Denkmal gesetzt,
 Daß Denkmal, wo käm' es denn her?

Ihr könnt mir immer ungescheut,
 Wie Blüchern, Denkmal setzen;
 Von Franzen hat er euch befreit,
 Ich von Philisterneken.

Was ist ein Philister?
 Ein hohler Darm,
 Mit Furcht und Hoffnung ausgefüllt,
 Daß Gott erbarm!

Bist undankbar, so hast nicht recht!
 Bist du dankbar, so geht dir's schlecht:
 Den rechten Weg wirst nie vermissen,
 Handle nur nach Gefühl und Gewissen.

Wen die Dankbarkeit geniert,
 Der ist übel dran;
 Denke, wer dich erst geführt,
 Wer für dich gethan!

„Ein neu Projekt ward vorgebracht;
Willst du dich nicht damit befassen?“
Habe schon 'mal bankrott gemacht,
Nun will ich's andern überlassen.

Wie's aber in der Welt zugeht,
Eigentlich niemand recht versteht
Und auch bis auf den heutigen Tag
Niemand gerne verstehen mag.
Gehabe du dich mit Verstand,
Wie dir eben der Tag zur Hand;
Denk' immer: Ist's gegangen bis jetzt,
So wird es auch wohl gehen zulezt.

Der Pantheist.

Was soll mir aber euer Hohn
Ueber das All und Eine!
Der Professor ist eine Person,
Gott ist keine.

Es lehrt ein großer Physikus
Mit seinen Schulverwandten:
„Nil luce obscurius!“ —
Ja wohl! für Obskuranten.

Ich wollte gern sie gelten lassen,
Wenn nur auch andre sie gelten ließen;
Das will aber doch nirgend greifen und fassen,
Warum besaff' ich mich mit diesen!

Ich gönnt' ihnen gerne Lob und Ehre,
Können's aber nicht von außen haben;
Sie sehen endlich doch ihre Lehre
In Caffarelli begraben.

„Sag' uns doch, warum deine Galle
 Immerfort ins Ferne weist?“
 Gefühl habt ihr alle,
 Aber keinen Geist.

„Warum, o Steuermann, deinen Kiel
 Wendest du gerade nach dem Riffe?“
 Man begriffe nicht der Thoren Ziel,
 Wenn man sich nicht selbst begriffe.

Nicht Augenblicke steh' ich still
 Bei so verstockten Sündern,
 Und wer nicht mit mir schreiten will,
 Soll meinen Schritt nicht hindern.

Ja! ich rechne mir's zur Ehre,
 Wandle fernerhin allein;
 Und wenn es ein Irrtum wäre,
 Soll es doch nicht eurer sein!

Zu verschweigen meinen Gewinn,
 Muß ich die Menschen vermeiden;
 Daß ich wisse, woran ich bin,
 Das wollen die andern nicht leiden.

„Wirfst nicht bei jedem Wanderschritt
 Wie sonst wohl angezogen.“
 Ich bringe den Betrug nicht mit,
 Drum werd' ich nicht betrogen.

1826.

Der Dichter freut sich am Talent,
 An schöner Geistesgabe;
 Doch wann's ihm auf die Nägel brennt,
 Begehrt er irdischer Habe.

Mit Recht soll der reale Wiß
 Urenkeln sich erneuern;
 Es ist ein irdischer Besitz,
 Muß ich ihn doch versteuern!

Was Alte lustig sungen,
 Das zwitschern muntre Jungen;
 Was tüchtige Herren thaten,
 Wird Knechten auch geraten;
 Was einer kühn geleistet,
 Gar mancher sich erdreistet.

„Wohl kamst du durch; so ging es allenfalls.“
 Mach's einer nach und breche nicht den Hals.

Was viele singen und sagen,
 Das müssen wir eben ertragen!
 Ihr Guten — Großer und Kleiner —
 Ihr singt euch müde und matt;
 Und singt doch keiner,
 Als was er zu sagen hat.

„Wie hast du's denn so weit gebracht?
 Sie sagen, du habest es gut vollbracht!“
 Mein Kind! ich hab' es klug gemacht,
 Ich habe nie über das Denken gedacht.

Was wir Dichter ins Enge bringen,
 Wird von ihnen ins Weite geklaubt.
 Das Wahre klären sie an den Dingen,
 Bis niemand mehr dran glaubt.

Ein bißchen Ruf, ein wenig Ehre,
 Was macht es euch für Not und Pein!
 Und wenn ich auch nicht Goethe wäre,
 So möcht' ich doch nicht . . . sein.

„Sag', was enthält die Kirchengeschichte?
 Sie wird mir in Gedanken zunichte;
 Es gibt unendlich viel zu lesen,
 Was ist denn aber das alles gewesen?“

Zwei Gegner find es, die sich boren,
 Die Arianer und Orthodoren.
 Durch viele Säkla dasselbe geschicht,
 Es dauert bis an das jüngste Gericht.

Mit Kirchengeschichte was hab' ich zu schaffen?
 Ich sehe weiter nichts als Pfaffen;
 Wie's um die Christen steht, die Gemeinen,
 Davon will mir gar nichts erscheinen.

Ich hätt' auch können Gemeinde sagen,
 Eben so wenig wäre zu erfragen.

Glaubt nicht, daß ich fasele, daß ich dichte;
 Seht hin und findet mir andre Gestalt!
 Es ist die ganze Kirchengeschichte
 Mischmasch von Irrtum und von Gewalt.

Ihr Gläubigen, rühmt nur nicht euren Glauben
 Als einzigen! Wir glauben auch wie ihr;
 Der Forscher läßt sich keineswegs berauben
 Des Erbteils, aller Welt gegönnt — und mir.

Ein Sadduzäer will ich bleiben! —
 Das könnte mich zur Verzweiflung treiben,
 Wenn von dem Volk, das hier mich bedrängt,
 Auch würde die Ewigkeit eingeengt;
 Das wäre doch nur der alte Patsch,
 Droben gäb's nur verklärten Klatsch.

„Sei nicht so heftig, sei nicht so dumm!
Da drüben bildet sich alles um.“

Ich habe nichts gegen die Frömmigkeit,
Sie ist zugleich Bequemlichkeit.
Wer ohne Frömmigkeit will leben,
Muß großer Mühe sich ergeben:
Auf seine eigne Hand zu wandern,
Sich selbst genügen und den andern
Und freilich auch dabei vertraun:
Gott werde wohl auf ihn niederschaun.

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion.

Niemand soll ins Kloster gehn,
Als er sei denn wohl versehen
Mit gehörigem Sündenvorrat,
Damit es ihm so früh als spät
Nicht mög' am Vergnügen fehlen,
Sich mit Reue durchzuquälen.

Last euch nur von Pfaffen sagen,
Was die Kreuzigung eingetragen!
Niemand kommt zum höchsten Flor
Von Kranz und Orden,
Wenn einer nicht zuvor
Derb gedroschen worden.

Den deutschen Mannen gereicht's zum Ruhm,
Daß sie gehaßt das Christentum,
Bis Herrn Karolus' leidigem Degen
Die edlen Sachsen unterlegen.

Doch haben sie lange genug gerungen,
 Bis endlich die Pfaffen sie bezwungen
 Und sie sich unters Joch geduckt;
 Doch haben sie immer einmal gemuckt.
 Sie lagen nur im halben Schlaf,
 Als Luther die Bibel verdeutscht so brav.
 Sankt Paulus, wie ein Ritter derb,
 Erschien den Rittern minder herb.
 Freiheit erwacht in jeder Brust,
 Wir protestieren all' mit Lust.

„Ist Konkordat und Kirchenplan
 Nicht glücklich durchgeführt?“
 Ja, fangt einmal mit Rom nur an,
 Da seid ihr angeführt.

Ein lutherischer Geistlicher spricht:
 Heiliger, lieber Luther,
 Du schabtest die Butter
 Deinen Kollegen vom Brot!
 Das verzeih' dir Gott!

„Meinst du denn alles, was du sagst?“
 Meinst du denn ernstlich, was du fragst?
 Wen kümmert's, was ich meine und sage?
 Denn alles Meinen ist nur Frage.

Ich wollt' euch große Namen sagen,
 Die sollten sich gar sehr beklagen,
 Wenn ich fänge, wie ich's meine;
 Und doch mein' ich's nicht alleine:
 Gar manche sind im stillen beflissen,
 Bedenken Seele, Gott und Welt
 Und sind zufrieden, rein zu wissen,
 Was andern mißfällt.

Wartet nur! alles wird sich schicken,
Was man von mir auch denken mag;
Mein Buch bringt es einmal zu Tag
In Usum Delphini mit Lücken.

Den Reim-Kollegen.

Möchte gern lustig zu euch treten,
Ihr macht mir's sauer und wißt nicht wie.
Gibt's denn einen modernen Poeten
Ohne Heautontimorumenie?

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde, noch Tag, noch Nacht
Und wär' uns ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Was reimt der Junge, der Franzos,
Uns alte Herren zu belehren!
Die Zeit ist wie der Teufel los,
Die weiß allein uns zu befehren.

Seid ihr verrückt? was fällt euch ein,
Den alten Faustus zu verneinen!
Der Teufelskerl muß eine Welt sein,
Dergleichen Widerwärt'ges zu vereinen.

Ein jeder denkt in seinem Dunst,
Andrer Verdienst sei winzig klein.
Bewahre jeder die Vergunst,
Auf seine Weise toll zu sein.

Nach Lord Byron.

Nein! für den Poeten ist's zuviel,
Dieses entsetzliche Strafgericht!
Verdammt ist mein Trauerspiel,
Und die alte Tante nicht.

Geburt und Tod betrachtet' ich
Und wollte das Leben vergessen;
Ich armer Teufel konnte mich
Mit einem König messen.

„Der alte reiche Fürst
Blieb doch vom Zeitgeist weit,
Sehr weit!“
Wer sich aufs Geld versteht,
Versteht sich auf die Zeit,
Sehr auf die Zeit!

„Geld und Gewalt, Gewalt und Geld,
Daran kann man sich freuen;
Gerecht- und Ungerechtigkeit,
Das sind nur Lumpereien.“

Ist der Vater auf Geld eressen
Und nutzt sogar die Lampenschnuppen:
Kriegen sie den Sohn in die Kluppen,
Juden und Huren, die werden's fressen.

„Mephisto scheint ganz nah zu sein!“
Es deucht mich fast, er spricht mit ein.
In manchen wunderlichen Stunden
Hat er sich selbst das Maul verbunden;
Doch blickt er über die Binde her,
Als wenn er ein doppelter Teufel wär'.

Wenn auch der Held sich selbst genug ist,
Verbunden geht es doch geschwinder;
Und wenn der Ueberwundne flug ist,
Gesellt er sich zum Ueberwinder.

Die reitenden Helden vom festen Land
Haben jetzt gar viel zu bedeuten;
Doch stünd' es ganz in meiner Hand,
Ein Meerpferd möcht' ich reiten.

Hatte sonst einer ein Unglück getragen,
So durst' er es wohl dem andern klagen;
Mußte sich einer im Felde quälen,
Hatt' er im Alter was zu erzählen.
Jetzt sind sie allgemein, die Klagen,
Der einzelne darf sich nicht beklagen;
Im Felde darf nun niemand fehlen —
Wer soll denn hören, wenn sie erzählen?

Die Franzosen verstehn uns nicht;
Drum sagt man ihnen deutsch ins Gesicht,
Was ihnen wär' verdrießlich gewesen,
Wenn sie es hätten französisch gelesen.

Die Sprachreintzer.

Gott Dank! daß uns so wohl geschah,
Der Tyrann sitzt auf Helena!
Doch ließ sich nur der eine bannen;
Wir haben jetzt hundert Tyrannen,
Die schmieden, uns gar unbequem,
Ein neues Kontinentalsystem.
Deutschland soll rein sich isolieren,
Einen Pestkordon um die Grenze führen,
Daß nicht einschleiche fort und fort
Kopf, Körper und Schwanz vom fremden Wort.

Wir sollen auf unsern Lorbeern ruhn,
Nichts weiter denken, als was wir thun.

Epimenides' Erwachen,
letzte Strophe.

Verflucht sei, wer nach falschem Rat
Mit überfrechem Mut
Das, was der Corse-Franke that,
Nun als ein Deutscher thut!
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht;
Ihm geh' es, trotz Gewalt und Müh,
Ihm und den Seinen schlecht.

Was haben wir nicht für Kränze gewunden!
Die Fürsten, sie sind nicht gekommen;
Die glücklichen Tage, die himmlischen Stunden,
Wir haben voraus sie genommen.
So geht es wahrscheinlich mit meinem Bemühn,
Den lyrischen Siebensachen;
Epimenides, denk' ich, wird in Berlin
Zu spät, zu früh erwachen.
Ich war von reinem Gefühl durchdrungen;
Bald schein' ich ein schmeichelnder Lober;
Ich habe der Deutschen Juni gesungen,
Das hält nicht bis in Oktober.

An die U.. und D..

Verfluchtes Volk! kaum bist du frei,
So brichst du dich in dir selbst entzwei.
War nicht der Not, des Glücks genug?
Deutsch oder teutsch, du wirst nicht klug.

Sagst du: Gott, so sprichst du vom Ganzen,
Sagst du: Welt, so sprichst du von Schranzen.

Hoffschranzen sind noch immer die besten;
Volkschranzen fürchte, die allerlehten!

Calan empfahl sich Alexandern,
Um jenen Rogus zu besteigen;
Der König fragte, so die andern
Des Heeres auch: Was willst du zeigen?
„Nichts zeigen will ich, aber zeigen,
Daß vor dem Könige, dem Heere,
Vor blinkend blinkendem Gewehre
Dem Weisen sich's geziemt zu schweigen.“

Was die Großen Gutes thaten,
Sah ich oft in meinem Leben;
Was uns nun die Völker geben,
Deren auserwählte Weisen
Nun zusammen sich beraten,
Mögen unsre Enkel preisen —
Die's erleben.

Sonst, wie die Alten sungen,
So zwitscherten die Jungen;
Jetzt, wie die Jungen singen,
Soll's bei den Alten klingen.
Bei solchem Lied und Reigen
Das Beste — ruhn und schweigen.

„Warum denn aber bei unsern Sizen
Bist du so selten gegenwärtig?“
Mag nicht für Langerweile schwitzen,
Der Mehrheit bin ich immer gewärtig.

Was doch die größte Gesellschaft heut?
Es ist die Mittelmäßigkeit.

Konstitutionell sind wir alle auf Erden;
 Niemand soll besteuert werden,
 Als wer repräsentiert ist.
 Da dem also ist,
 Frag' ich und werde kühner:
 Wer repräsentiert denn die Diener?

Wie alles war in der Welt entzweit,
 fand jeder in Mauern gute Zeit;
 Der Ritter duckte sich hinein,
 Bauer in Not fand's auch gar fein.
 Wo kam die schönste Bildung her,
 Und wenn sie nicht vom Bürger wär'?
 Wenn aber sich Ritter und Bauern verbinden,
 Da werden sie freilich die Bürger schinden.

Laßt euch mit dem Volk nur ein,
 Populärischen! Entschied' es,
 Wellington und Aristides
 Werden bald beiseite sein.

Anbete du das Feuer hundert Jahr,
 Dann fall hinein, dich frißt's mit Haut und Haar.

Besonders wenn die Liberalen
 Die Pinsel fassen, kühnlich malen,
 Man freut sich am Originalen;
 Da zeigt sich uns ein jeder frei:
 Er ist von Kindesbeinen tüchtig,
 Befieht sich Erd' und Himmel richtig,
 Sein Urtheil ist ihm nur gewichtig,
 Die Kunst ist selbst schon Tyrannei.

Ich bin so sehr geplagt
Und weiß nicht, was sie wollen,
Daß man die Menge fragt,
Was einer hätte thun sollen.

Mir ist das Volk zur Last,
Meint es doch dies und das:
Weil es die Fürsten haßt,
Denkt es, es wäre was.

„Sage mir, was das für Pracht ist?
Neußre Größe, leerer Schein!“ —
O, zum Henker! Wo die Macht ist,
Ist doch auch das Recht, zu sein.
(7. April 1816.)

Die gute Sache kommt mir vor
Als wie Saturn, der Sünder:
Raum find sie an das Licht gebracht,
So frißt er seine Kinder.

Daß du die gute Sache liebst,
Das ist nicht zu vermeiden;
Doch von der schlimmsten ist sie nicht
Bis jetzt zu unterscheiden.

Ich kann mich nicht bereden lassen,
Macht mir den Teufel nur nicht klein:
Ein Kerl, den alle Menschen hassen,
Der muß was sein!

„Warum denn wie mit einem Besen
Wird so ein König hinausgekehrt?“
Wären's Könige gewesen,
Sie stünden alle noch unverkehrt.

Grabſchrift,
geſetzt von A. v. J.

Verſtanden hat er vieles recht,
Doch ſollt' er anders wollen;
Warum blieb er ein Fürſtenknecht?
Hätt' unſer Knecht ſein ſollen.

Bahme Kenten.

VII.

Laſſet walten, laſſet gelten,
Was ich wunderlich verkündigt!
Dürftet ihr den Guten ſchelten,
Der mit ſeiner Zeit geſündigt?

Nichts wird rechts und links mich kränken,
Folg' ich kühn dem raſchen Flug;
Wollte jemand anders denken,
Iſt der Weg ja breit genug.

Schwärmt ihr doch zu ganzen Scharen
Lieber als in wenig Paaren,
Laßt mir keine Seite leer!
Sumſt umher, es wird euch glücken!
Einzeln ſtechen auch die Mücken,
Braucht nicht gleich ein ganzes Heer.

Da ich viel allein verbleibe,
Pflege wenigſ zu ſagen;
Da ich aber gerne ſchreibe,
Mögen's meine Leſer tragen!
Sollte heißen: gern diktiere,
Und das iſt doch auch ein Sprechen,
Wo ich keine Zeit verliere;
Niemand wird mich unterbrechen.

Wie im Auge mit fliegenden Mücken,
So ist's mit Sorgen ganz genau:
Wenn wir in die schöne Welt hinein blicken,
Da schwebt ein Spinnweben-Gräu;
Es überzieht nicht, es zieht nur vorüber,
Das Bild ist gestört, wenn nur nicht trüber;
Die klare Welt bleibt klare Welt:
Im Auge nur ist's schlecht bestellt.

Trage dein Uebel, wie du magst,
Klage niemand dein Mißgeschick;
Wie du dem Freunde ein Unglück klagst,
Gibt er dir gleich ein Duzend zurück!

In keiner Gilde kann man sein,
Man wisse denn zu schultern fein;
Das, was sie lieben, was sie hassen,
Das muß man eben geschehen lassen;
Das, was sie wissen, läßt man gelten,
Was sie nicht wissen, muß man schelten,
Althergebrachtes weiter führen,
Das Neue klüglich retardieren:
Dann werden sie dir zugestehn,
Auch nebenher deinen Weg zu gehn.

Doch würden sie, könnt' es gelingen,
Zum Widerruf dich pfäffisch zwingen.

Ist erst eine dunkle Kammer gemacht
Und finstrier als eine ägyptische Nacht,
Durch ein gar winzig Löchlein bringe
Den feinsten Sonnenstrahl herein,
Daß er dann durch das Prisma dringe:
Als bald wird er gebrochen sein.

Aufgedrösel't, bei meiner Ehr',
 Siehst ihn, als ob's ein Stricklein wär',
 Siebenfarbig statt weiß, oval statt rund.
 Glaube hiebei des Lehrers Mund:
 Was sich hier auseinander reißt,
 Das hat alles in einen gesteckt.
 Und dir, wie manchem seit hundert Jahr,
 Wächst darüber kein graues Haar.

1806.

Heimmet ihr verschmähten Freier
 Nicht die schlechtgestimmte Feier,
 So verzweifl' ich ganz und gar;
 Isis zeigt sich ohne Schleier,
 Doch der Mensch, er hat den Star.

Die geschichtlichen Symbole —
 Thöricht, wer sie wichtig hält;
 Immer forschet er ins Hohle
 Und versäumt die reiche Welt.

Einheit ewigen Lichts zu spalten,
 Müssen wir für thöricht halten,
 Wenn euch Irrtum schon genügt.
 Hell und Dunkel, Licht und Schatten,
 Weiß man klüglich sie zu gatten,
 Ist das Farbenreich besiegt.

Die beiden lieben sich gar fein,
 Mögen nicht ohne einander sein;
 Wie eins im andern sich verliert,
 Manch buntes Kind sich ausgiebt.
 Im eignen Auge schaue mit Lust,
 Was Plato von Anbeginn gewußt:

Denn das ist der Natur Gehalt,
 Daß außen gilt, was innen galt.

Das wirst du sie nicht überreden,
 Sie rechnen dich ja zu den Blöden,
 Von blöden Augen, blöden Sinnen;
 Die Finsterniß im Lichte drinnen,
 Die kannst du ewig nicht erfassen;
 Mußt das den Herren überlassen,
 Die's zu beweisen sind erbötig.
 Gott sei den guten Schülern gnädig!

Mit Widerlegen, Bedingen, Begrimmen
 Bemüht und brüstet mancher sich;
 Ich kann daraus nichts weiter gewinnen,
 Als daß er anders denkt wie ich.

Wie man die Könige verlegt,
 Wird der Granit auch abgesetzt,
 Und Gneis der Sohn ist nun Papa!
 Auch dessen Untergang ist nah:
 Denn Plutos Gabel drohet schon
 Dem Urgrund Revolution;
 Basalt, der schwarze Teufelsmohr,
 Aus tiefster Hölle bricht hervor,
 Zerspaltet Fels, Gestein und Erden,
 Omega muß zum Alpha werden.
 Und so wäre denn die liebe Welt
 Geognostisch auch auf den Kopf gestellt.

Raum wendet der edle Werner den Rücken,
 Zerstört man das poseidaonische Reich;
 Wenn alle sich vor Hephästos bücken,
 Ich kann es nicht sogleich;

Ich weiß nur in der Folge zu schätzen.
 Schon hab' ich manches Credo verpaßt;
 Mir sind sie alle gleich verhaßt,
 Neue Götter und Götzen.

Ursprünglich eignen Sinn
 Laß dir nicht rauben!
 Woran die Menge glaubt,
 Ist leicht zu glauben.

Natürlich mit Verstand
 Sei du beflissen;
 Was der Gescheite weiß,
 Ist schwer zu wissen.

Je mehr man kennt, je mehr man weiß,
 Erkennt man: alles dreht im Kreis.
 Erst lehrt man jenes, lehrt man dies;
 Nun aber waltet ganz gewiß
 Im innern Erden spatium
 Pyro-Hydrophylacium,
 Damit's der Erden Oberfläche
 An Feuer und Wasser nicht gebreche.
 Wo käme denn ein Ding sonst her,
 Wenn es nicht längst schon fertig wär'?
 So ist denn, eh man sich's versah,
 Der Pater Kircher wieder da.
 Will mich jedoch des Worts nicht schämen:
 Wir tasten ewig an Problemen.

Keine Gluten, keine Meere
 Geb' ich in dem Innern zu;
 Doch allherrschend waltet Schwere,
 Nicht verdammt zu Tod und Ruh.

Vom lebendigen Gott lebendig,
Durch den Geist, der alles regt,
Wechselt sie, nicht unbeständig,
Immer in sich selbst bewegt.

Seht nur hin! ihr werdet's fassen:
Wenn Merkur sich hebt und neigt,
Wird im Anziehen, im Entlassen
Atmosphäre schwer und leicht.

Mir genügt nicht eure Lehre:
Ebb' und Flut der Atmosphäre,
Denk' sich's jeder, wie er kann!
Will mich nur an Hermes halten,
Denn des Barometers Walten
Ist der Witterung Tyrann.

Westen mag die Luft regieren,
Sturm und Flut nach Osten führen,
Wenn Merkur sich schläfrig zeigt;
Aller Elemente Toben,
Osther ist es aufgehoben,
Wenn er aus dem Schlummer steigt.

Das Leben wohnt in jedem Sterne:
Er wandelt mit den andern gerne
Die selbsterwählte reine Bahn;
Im innern Erdenball pulsieren
Die Kräfte, die zur Nacht uns führen
Und wieder zu dem Tag heran.

Wenn im Unendlichen dasselbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig ineinander schließt:

Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
 Dem kleinsten wie dem größten Stern,
 Und alles Drängen, alles Ringen
 Ist ewige Ruh in Gott dem Herrn.

Nachts, wann gute Geister schweifen,
 Schlaf dir von der Stirne streifen,
 Mondenlicht und Sternensflimmern
 Dich mit ewigem All umschimmern,
 Scheinst du dir entkörper't schon,
 Wagest dich an Gottes Thron.

Aber wenn der Tag die Welt
 Wieder auf die Füße stellt,
 Schwerlich möcht' er dir's erfüllen
 Mit der Frühe bestem Willen;
 Zu Mittag schon wandelt sich
 Morgentraum gar wunderbarlich.

Sei du im Leben wie im Wissen
 Durchaus der reinen Fahrt beflissen;
 Wenn Sturm und Strömung stoßen, zern,
 Sie werden doch nicht deine Herrn;
 Kompaß und Pol-Stern, Zeitenmesser
 Und Sonn' und Mond verstehst du besser,
 Vollendest so nach deiner Art
 Mit stillen Freuden deine Fahrt.
 Besonders wenn dich's nicht verdrießt,
 Wo sich der Weg im Kreise schließt;
 Der Weltumsegler freudig trifft
 Den Hafen, wo er ausgeschifft.

Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
 Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß!

Wenn Kindesblick begierig schaut,
 Er findet des Vaters Haus gebaut;
 Und wenn das Ohr sich erst vertraut,
 Ihm tönt der Muttersprache Laut;
 Gewahrt es dies und jenes nah,
 Man fabelt ihm, was fern geschah,
 Umsittigt ihn, wächst er heran:
 Er findet eben alles gethan;
 Man rühmt ihm dies, man preist ihm das:
 Er wäre gar gern auch etwas.
 Wie er soll wirken, schaffen, lieben,
 Das steht ja alles schon geschrieben
 Und, was noch schlimmer ist, gedruckt.
 Da steht der junge Mensch verduckt,
 Und endlich wird ihm offenbar:
 Er sei nur, was ein andrer war.

Gern wär' ich Ueberlieferung los
 Und ganz original;
 Doch ist das Unternehmen groß
 Und führt in manche Qual.
 Als Autochthone rechnet' ich
 Es mir zur höchsten Ehre,
 Wenn ich nicht gar zu wunderbar
 Selbst Ueberlieferung wäre.

Vom Vater hab' ich die Statur,
 Des Lebens ernstes Führen,
 Von Mütterchen die Frohnatur
 Und Lust zu fabulieren.
 Urahn herr war der Schönsten hold,
 Das spukt so hin und wieder;
 Urahn frau liebte Schmuck und Gold,
 Das zuckt wohl durch die Glieder.

Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Teilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben,
Um mit euch und mir zu haufen.
Immer hab' ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der eine.

Sprüche in Prosa.

Maximen und Reflexionen.

In sieben Abteilungen.

Erste Abteilung.

Alles Gescheite ist schon gedacht worden; man muß nur
versuchen, es noch einmal zu denken.

Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten
niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, deine Pflicht
zu thun, und du weißt gleich, was an dir ist.

Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.

„Die vernünftige Welt ist als ein großes unsterbliches Individuum zu betrachten, das unaufhaltsam das Notwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn macht.“

Mir wird, je länger ich lebe, immer verdrießlicher, wenn ich den Menschen sehe, der eigentlich auf seiner höchsten Stelle da ist, um der Natur zu gebieten, um sich und die Seinigen von der gewaltthätigen Notwendigkeit zu befreien; wenn ich sehe, wie er aus irgend einem vorgefaßten falschen Begriff gerade das Gegenteil thut von dem, was er will, und sich alsdann, weil die Anlage im ganzen verdorben ist, im einzelnen kümmerlich herum pfuschet.

Tüchtiger, thätiger Mann, verdiene dir und erwarte:

von den Großen — Gnade,
 von den Mächtigen — Gunst,
 von Thätigen und Guten — Förderung,
 von der Menge — Neigung,
 von dem Einzelnen — Liebe.

Sage mir, mit wem du umgehst, so sage ich dir, wer du bist; weiß ich, womit du dich beschäftigst, so weiß ich, was aus dir werden kann.

Jeder Mensch muß nach seiner Weise denken: denn er findet auf seinem Wege immer ein Wahres oder eine Art von Wahrem, die ihm durchs Leben hilft; nur darf er sich nicht gehen lassen: er muß sich kontrollieren; der bloße nackte Instinkt geziemt nicht dem Menschen.

Unbedingte Thätigkeit, von welcher Art sie sei, macht zuletzt bankrott.

In den Werken des Menschen, wie in denen der Natur, sind eigentlich die Absichten vorzüglich der Aufmerksamkeit wert.

Die Menschen werden an sich und andern irre, weil sie die Mittel als Zweck behandeln, da denn vor lauter Thätigkeit gar nichts geschieht, oder vielleicht gar das Widerwärtige.

Was wir ausdenken, was wir vornehmen, sollte schon vollkommen so rein und schön sein, daß die Welt nur daran zu verderben hätte; wir blieben dadurch in dem Vorteil, das Vershobene zurecht zu rücken, das Zerstörte wieder herzustellen.

Ganze, Halb- und Viertelsirrtümer sind gar schwer und mühsam zurecht zu legen, zu sichten und das Wahre daran dahin zu stellen, wohin es gehört.

Es ist nicht immer nötig, daß das Wahre sich verkörpere; schon genug, wenn es geistig umher schwebt und Uebereinstimmung bewirkt, wenn es wie Glockenton ernst-freundlich durch die Lüfte wogt.

Allgemeine Begriffe und großer Dünkel sind immer auf dem Wege, entseßliches Unglück anzurichten.

„Blasen ist nicht flöten; ihr müßt die Finger bewegen.“

Die Botaniker haben eine Pflanzenabteilung, die sie Incompletae nennen; man kann eben auch sagen, daß es inkomplette, unvollständige Menschen gibt. Es sind diejenigen, deren Sehnsucht und Streben mit ihrem Thun und Leisten nicht proportioniert ist.

Der geringste Mensch kann komplett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt; aber selbst schöne Vorzüge werden verdunkelt, aufgehoben und vernichtet, wenn jenes unerläßlich geforderte Ebenmaß abgeht. Dieses Unheil wird sich in der neuern Zeit noch öfter hervorthun: denn wer wird wohl den Forderungen einer durchaus gesteigerten Gegenwart, und zwar in schnellster Bewegung, genugthun können?

Nur flugthätige Menschen, die ihre Kräfte kennen und sie mit Maß und Geschicklichkeit benutzen, werden es im Weltwesen weit bringen.

Ein großer Fehler: daß man sich mehr dünkt, als man ist, und sich weniger schätzt, als man wert ist.

Es begegnet mir von Zeit zu Zeit ein Jüngling, an dem ich nichts verändert noch gebessert wünschte; nur macht mir bange, daß ich manchen vollkommen geeignet sehe, im Zeitstrom mit fortzuschwimmen; und hier ist's, wo ich immerfort aufmerksam machen möchte: daß dem Menschen in seinem zerbrechlichen Rahn eben deshalb das Ruder in die Hand gegeben ist, damit er nicht der Willkür der Wellen, sondern dem Willen seiner Einsicht Folge leiste.

Wie soll nun aber ein junger Mann für sich selbst dahin gelangen, dasjenige für tadelnswert und schädlich anzusehen, was jedermann treibt, billigt und fördert? Warum soll er sich nicht und sein Naturell auch dahin gehen lassen?

Für das größte Unheil unserer Zeit, die nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächsten Augenblick den vorhergehenden verspeist, den Tag im Tage verthut und so immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend etwas vor sich zu bringen. Haben wir doch schon Blätter für sämtliche Tageszeiten! Ein guter Kopf könnte wohl noch eins und das andere interkalieren. Dadurch wird alles, was ein jeder thut, treibt, dichtet, ja, was er vorhat, ins Oeffentliche geschleppt. Niemand darf sich freuen oder leiden, als zum Zeitvertreib der übrigen, und so springt's von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Reich zu Reich und zuletzt von Weltteil zu Weltteil, alles velociferisch.

So wenig nun die Dampfmaschinen zu dämpfen sind, so wenig ist dies auch im Sittlichen möglich: die Lebhaftig-

keit des Handels, das Durchrauschen des Papiergelds, das Anschwellen der Schulden, um Schulden zu bezahlen, das alles sind die ungeheuern Elemente, auf die gegenwärtig ein junger Mann gesetzt ist. Wohl ihm, wenn er von der Natur mit mäßigem, ruhigem Sinn begabt ist, um weder unverhältnismäßige Forderungen an die Welt zu machen, noch auch von ihr sich bestimmen zu lassen.

Aber in einem jeden Kreise bedroht ihn der Tagesgeist, und nichts ist nötiger, als früh genug ihm die Richtung merklich zu machen, wohin sein Wille zu steuern hat.

Die Bedeutsamkeit der unschuldigsten Reden und Handlungen wächst mit den Jahren, und wen ich länger um mich sehe, den suche ich immerfort aufmerksam zu machen, welcher ein Unterschied stattfindet zwischen Aufrichtigkeit, Vertrauen und Indiskretion, ja, daß eigentlich kein Unterschied sei, vielmehr nur ein leiser Uebergang vom Unverfänglichsten zum Schädlichsten, welcher bemerkt oder vielmehr empfunden werden müsse.

Hierauf haben wir unsern Takt zu üben, sonst laufen wir Gefahr, auf dem Wege, worauf wir uns die Gunst der Menschen erwarben, sie ganz unversehens wieder zu veräzern. Das begreift man wohl im Laufe des Lebens von selbst, aber erst nach bezahltem theuren Lehrgelde, das man leider seinen Nachkommen nicht ersparen kann.

Das Verhältniß der Künste und Wissenschaften zum Leben ist, nach Verhältniß der Stufen, worauf sie stehen, nach Beschaffenheit der Zeiten und tausend andern Zufälligkeiten, sehr verschieden; deswegen auch niemand darüber im ganzen leicht klug werden kann.

Poesie wirkt am meisten im Anfang der Zustände, sie seien nun ganz roh, halbkultiviert, oder bei Abänderung einer

Kultur, beim Gewährwerden einer fremden Kultur; daß man also sagen kann, die Wirkung der Neuheit findet durchaus statt.

Musik im besten Sinne bedarf weniger der Neuheit, ja vielmehr, je älter sie ist, je gewohnter man sie ist, desto mehr wirkt sie.

Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie ist ganz Form und Gehalt und erhöht und veredelt alles, was sie ausdrückt.

Die Musik ist heilig oder profan. Das Heilige ist ihrer Würde ganz gemäß, und hier hat sie die größte Wirkung aufs Leben, welche sich durch alle Zeiten und Epochen gleich bleibt. Die profane sollte durchaus heiter sein.

Eine Musik, die den heiligen und profanen Charakter vermischt, ist gottlos, und eine halbschürige, welche schwache, jammervolle, erbärmliche Empfindungen auszudrücken Belieben findet, ist abgeschmackt. Denn sie ist nicht ernst genug, um heilig zu sein, und es fehlt ihr der Hauptcharakter des Entgegengesetzten: die Heiterkeit.

Die Heiligkeit der Kirchenmusiken, das Heitere und Nectische der Volksmelodien sind die beiden Angeln, um die sich die wahre Musik herumdreht. Auf diesen beiden Punkten beweist sie jederzeit eine unausbleibliche Wirkung: Andacht oder Tanz. Die Vermischung macht irre, die Verschwächung wird fade, und will die Musik sich an Lehrgedichte oder beschreibende und dergleichen wenden, so wird sie kalt.

Plastik wirkt eigentlich nur auf ihrer höchsten Stufe; alles Mittlere kann wohl aus mehr denn einer Ursache imponieren; aber alle mittleren Kunstwerke dieser Art machen mehr irre, als daß sie erfreuen. Die Bildhauerkunst muß

sich daher noch ein stoffartiges Interesse suchen, und das findet sie in den Bildnissen bedeutender Menschen. Aber auch hier muß sie schon einen hohen Grad erreichen, wenn sie zugleich wahr und würdig sein will.

Die Malerei ist die läßlichste und bequemste von allen Künsten. Die läßlichste, weil man ihr um des Stoffes und des Gegenstandes willen, auch da, wo sie nur Handwerk oder kaum eine Kunst ist, vieles zu gute hält und sich an ihr erfreut; theils weil eine technische, obgleich geistlose Ausführung den Ungebildeten wie den Gebildeten in Verwunderung setzt, so daß sie sich also nur einigermaßen zur Kunst zu steigern braucht, um in einem höhern Grade willkommen zu sein. Wahrheit in Farben, Oberflächen, in Beziehungen der sichtbaren Gegenstände aufeinander, ist schon angenehm; und da das Auge ohnehin gewohnt ist, alles zu sehen, so ist ihm eine Mißgestalt und also auch ein Mißbild nicht so zuwider, als dem Ohr ein Mißton. Man läßt die schlechteste Abbildung gelten, weil man noch schlechtere Gegenstände zu sehen gewohnt ist. Der Maler darf also nur einigermaßen Künstler sein, so findet er schon ein größeres Publikum als der Musiker, der auf gleichem Grade stünde; wenigstens kann der geringere Maler immer für sich operieren, anstatt daß der mindere Musiker sich mit andern sozieren muß, um durch gefällige Leistung einigen Effekt zu thun.

Die Frage, ob man bei Betrachtung von Kunstleistungen vergleichen solle oder nicht, möchten wir folgendermaßen beantworten: Der ausgebildete Kenner soll vergleichen; denn ihm schwebt die Idee vor, er hat den Begriff gefaßt, was geleistet werden könne und solle. Der Liebhaber, auf dem Wege zur Bildung begriffen, fördert sich am besten, wenn er nicht vergleicht, sondern jedes Verdienst einzeln betrachtet: dadurch bildet sich Gefühl und Sinn für das Allgemeinere

nach und nach aus. Das Vergleichen der Unferner ist eigentlich nur eine Bequemlichkeit, die sich gern des Urtheils überheben möchte.

Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß.

Ein historisches Menschengefühl heißt ein bergestalt gebildetes, daß es bei Schätzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt.

Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt.

Eigentümlichkeit ruft Eigentümlichkeit hervor.

Man muß bedenken, daß unter den Menschen gar viele sind, die doch auch etwas Bedeutendes sagen wollen, ohne produktiv zu sein, und da kommen die wunderlichsten Dinge an den Tag.

Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen das Publikum einen bösen Stand.

Wenn ich die Meinung eines andern anhören soll, so muß sie positiv ausgesprochen werden; Problematisches hab' ich in mir selbst genug.

Der Aberglaube gehört zum Wesen des Menschen und flüchtet sich, wenn man ihn ganz **und** gar zu verdrängen denkt, in die wunderlichsten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal, wenn er einigermaßen sicher zu sein glaubt, wieder hervortritt.

Wir würden gar vieles besser kennen, wenn wir es nicht zu genau erkennen wollten. Wird uns doch ein Gegenstand unter einem Winkel von fünfundvierzig Graden erst faßlich.

Mikroskope und Fernröhre verwirren eigentlich den reinen Menscheninn.

Ich schweige zu vielem still, denn ich mag die Menschen nicht irre machen und bin wohl zufrieden, wenn sie sich freuen, da wo ich mich ärgere.

Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.

Das Was des Kunstwerks interessiert die Menschen mehr als das Wie; jenes können sie einzeln ergreifen, dieses im ganzen nicht fassen. Daher kommt das Herausheben von Stellen, wobei zuletzt, wenn man wohl aufmerkt, die Wirkung der Totalität auch nicht ausbleibt, aber jedem unbewußt.

Die Frage: Woher hat's der Dichter? geht auch nur aufs Was; vom Wie erfährt dabei niemand etwas.

Einbildungskraft wird nur durch Kunst, besonders durch Poesie geregelt. Es ist nichts fürchterlicher, als Einbildungskraft ohne Geschmack.

Das Manierierte ist ein verfehltes Ideelle, ein subjektiviertes Ideelle; daher fehlt ihm das Geistreiche nicht leicht.

Der Philolog ist angewiesen auf die Kongruenz des Geschriebenüberlieferten. Ein Manuskript liegt zum Grunde, es finden sich in demselben wirkliche Lücken, Schreibfehler, die eine Lücke im Sinne machen, und was sonst alles an einem Manuskript zu tadeln sein mag. Nun findet sich eine zweite Abschrift, eine dritte: die Vergleichen der selben bewirkt immer mehr, das Verständige und Vernünftige der Ueberlieferung

gewahrt zu werden. Ja, er geht weiter und verlangt von seinem innern Sinn, daß derselbe ohne äußere Hilfsmittel die Kongruenz des Abgehandelten immer mehr zu begreifen und darzustellen wisse. Weil nun hiezu ein besondrer Takt, eine besondre Vertiefung in seinen abgeschiedenen Autor nötig und ein gewisser Grad von Erfindungskraft gefordert wird, so kann man dem Philologen nicht verdenken, wenn er sich auch ein Urtheil bei Geschmacksachen zutraut, welches ihm jedoch nicht immer gelingen wird.

Der Dichter ist angewiesen auf Darstellung. Das höchste derselben ist, wenn sie mit der Wirklichkeit wetteifert, d. h. wenn ihre Schilderungen durch den Geist dergestalt lebendig sind, daß sie als gegenwärtig für jedermann gelten können. Auf ihrem höchsten Gipfel scheint die Poesie ganz äußerlich; je mehr sie sich ins Innere zurückzieht, ist sie auf dem Wege, zu sinken. — Diejenige, die nur das Innere darstellt, ohne es durch ein Aeußeres zu verkörpern, oder ohne das Aeußere durch das Innere durchfühlen zu lassen, sind beides die letzten Stufen, von welchen aus sie ins gemeine Leben hineintritt.

Die Redekunst ist angewiesen auf alle Vorteile der Poesie, auf alle ihre Rechte; sie bemächtigt sich derselben und mißbraucht sie, um gewisse äußere, sittliche oder unsittliche, augenblickliche Vorteile im bürgerlichen Leben zu erreichen.

Ein in natürlicher Wahrheit und Großheit, obgleich wild und unbehaglich ausgebildetes Talent ist Lord Byron und deswegen kaum ein anderes ihm vergleichbar.

Eigentlichster Wert der sogenannten Volkslieder ist der, daß ihre Motive unmittelbar von der Natur genommen sind. Dieses Vorteils aber könnte der gebildete Dichter sich auch bedienen, wenn er es verstünde.

Hiebei aber haben jene immer das voraus, daß natürliche Menschen sich besser auf den Lakonismus verstehen, als eigentlich Gebildete.

Shakespeare ist für aufkeimende Talente gefährlich zu lesen; er nötigt sie, ihn zu reproduzieren, und sie bilden sich ein, sich selbst zu produzieren.

Ueber Geschichte kann niemand urtheilen, als wer an sich selbst Geschichte erlebt hat. So geht es ganzen Nationen. Die Deutschen können erst über Litteratur urtheilen, seitdem sie selbst eine Litteratur haben.

Man ist nur eigentlich lebendig, wenn man sich des Wohlwollens anderer freut.

Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemütsruhe zur höchsten Kultur zu gelangen.

Deswegen läßt sich bemerken, daß diejenigen, welche Frömmigkeit als Zweck und Ziel aufstecken, meistens Heuchler werden.

„Wenn man alt ist, muß man mehr thun, als da man jung war.“

Erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie ganz genug gethan.

Die Mängel erkennt nur der Lieblose; deshalb, um sie einzusehen, muß man auch lieblos werden, aber nicht mehr, als hiezu nötig ist.

Das höchste Glück ist das, welches unsere Mängel verbessert und unsere Fehler ausgleicht.

Kannst du lesen, so sollst du verstehen; kannst du schreiben, so mußt du etwas wissen; kannst du glauben, so sollst du

begreifen; wenn du begehrt, wirst du sollen; wenn du forderst, wirst du nicht erlangen; und wenn du erfahren bist, sollst du nutzen.

Man erkennt niemand an, als den, der uns nützt. Wir erkennen den Fürsten an, weil wir unter seiner Firma den Besitz gesichert sehen. Wir gewärtigen uns von ihm Schutz gegen äußere und innere widerwärtige Verhältnisse.

Der Bach ist dem Müller befreundet, dem er nützt, und er stürzt gern über die Räder; was hilft es ihm, gleichgültig durchs Thal hinzuschleichen?

Wer sich mit reiner Erfahrung begnügt und darnach handelt, der hat Wahres genug. Das heranwachsende Kind ist weise in diesem Sinne.

Die Theorie an und für sich ist nichts nütze, als insofern sie uns an den Zusammenhang der Erscheinungen glauben macht.

Alles Abstrakte wird durch Anwendung dem Menschenverstand genähert, und so gelangt der Menschenverstand durch Handeln und Beobachten zur Abstraktion.

Wer zu viel verlangt, wer sich am Verwickelten erfreut, der ist den Verirrungen ausgesetzt.

Nach Analogieen denken ist nicht zu schelten: die Analogie hat den Vorteil, daß sie nicht abschließt und eigentlich nichts Letztes will; dagegen die Induktion verderblich ist, die einen vorgefetzten Zweck im Auge trägt und, auf denselben losarbeitend, Falsches und Wahres mit sich fortreißt.

Gewöhnliches Anschauen, richtige Ansicht der irdischen Dinge, ist ein Erbteil des allgemeinen Menschenverstandes.

Keines Anschauen des Aeußern und Innern ist sehr selten.

Es äußert sich jenes im praktischen Sinn, im unmittelbaren Handeln; dieses symbolisch, vorzüglich durch Mathematik, in Zahlen und Formeln, durch Rede, uranfänglich, tropisch, als Poesie des Genies, als Sprichwörtlichkeit des Menschenverstandes.

Das Abwesende wirkt auf uns durch Ueberlieferung. Die gewöhnliche ist historisch zu nennen; eine höhere, der Einbildungskraft verwandte, ist mythisch. Sucht man hinter dieser noch etwas Drittes, irgend eine Bedeutung, so verwandelt sie sich in Mystik. Auch wird sie leicht sentimental, so daß wir uns nur, was gemüthlich ist, aneignen.

Die Wirksamkeiten, auf die wir achten müssen, wenn wir wahrhaft gefördert sein wollen, sind:

Vorbereitende,
Begleitende,
Mitwirkende,
Nachhelfende,
Fördernde,
Verstärkende,
Hindernde,
Nachwirkende.

Im Betrachten wie im Handeln ist das Zugängliche von dem Unzugänglichen zu unterscheiden; ohne dies läßt sich im Leben wie im Wissen wenig leisten.

„Le sens commun est le Génie de l'humanité.“

Der Gemeinverstand, der als Genie der Menschheit gelten soll, muß vorerst in seinen Aeußerungen betrachtet werden. Forschen wir, wozu ihn die Menschheit benutzt, so finden wir folgendes:

Die Menschheit ist bedingt durch Bedürfnisse. Sind diese nicht befriedigt, so erweist sie sich ungeduldig; sind sie be-

friedigt, so erscheint sie gleichgültig. Der eigentliche Mensch bewegt sich also zwischen beiden Zuständen, und seinen Verstand, den sogenannten Menschenverstand, wird er anwenden, seine Bedürfnisse zu befriedigen; ist es geschehen, so hat er die Aufgabe, die Räume der Gleichgültigkeit auszufüllen. Beschränkt sich dieses in die nächsten und notwendigsten Grenzen, so gelingt es ihm auch. Erheben sich aber die Bedürfnisse, treten sie aus dem Kreise des Gemeinen heraus, so ist der Gemein-Verstand nicht mehr hinreichend, er ist kein Genius mehr, die Region des Irrthums ist der Menschheit aufgethan.

Es geschieht nichts Unvernünftiges, das nicht Verstand oder Zufall wieder in die Richte brächten; nichts Vernünftiges, das Unverstand und Zufall nicht misßleiten könnten.

Jede große Idee, sobald sie in die Erscheinung tritt, wirkt tyrannisch; daher die Vorteile, die sie hervorbringt, sich nur allzubald in Nachteile verwandeln. Man kann deshalb eine jede Institution verteidigen und rühmen, wenn man an ihre Anfänge erinnert und darzuthun weiß, daß alles, was von ihr im Anfange gegolten, auch jetzt noch gelte.

Lessing, der mancherlei Beschränkung unwillig fühlte, läßt eine seiner Personen sagen: Niemand muß müssen. Ein geistreicher frohgesinnter Mann sagte: Wer will, der muß. Ein dritter, freilich ein Gebildeter, fügte hinzu: Wer einsieht, der will auch. Und so glaubte man den ganzen Kreis des Erkennens, Wollens und Müßsens abgeschlossen zu haben. Aber im Durchschnitt bestimmt die Erkenntnis des Menschen, von welcher Art sie auch sei, sein Thun und Lassen; deswegen auch nichts Schrecklicher ist, als die Unwissenheit handeln zu sehen.

Es gibt zwei friedliche Gewalten: das Recht und die Schickslichkeit.

Das Recht bringt auf Schuldigkeit, die Polizei aufs Geziemende. Das Recht ist abwägend und entscheidend, die Polizei überschauend und gebietend. Das Recht bezieht sich auf den einzelnen, die Polizei auf die Gesamtheit.

Die Geschichte der Wissenschaften ist eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen.

Zweite Abtheilung.

Wenn der Mensch alles leisten soll, was man von ihm fordert, so muß er sich für mehr halten, als er ist.

So lange das nicht ins Absurde geht, erträgt man's auch gern.

Die Arbeit macht den Gesellen.

Gewisse Bücher scheinen geschrieben zu sein, nicht damit man daraus lerne, sondern damit man wisse, daß der Verfasser etwas gewußt hat.

Sie peitschen den Quark, ob nicht etwa Crème daraus werden wolle.

Es ist weit eher möglich, sich in den Zustand eines Gehirns zu versetzen, das im entschiedensten Irrtum befangen ist, als eines, das Halbwahrheiten sich vorspiegelt.

Die Lust der Deutschen am Unsichern in den Künsten kommt aus der Pfluscheri her: denn wer pfluscht, darf das Rechte nicht gelten lassen, sonst wäre er gar nichts.

Es ist traurig, anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herum-

würgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Trauriges Beispiel Bürger.

Die größte Achtung, die ein Autor für sein Publikum haben kann, ist, daß er niemals bringt, was man erwartet, sondern was er selbst, auf der jedesmaligen Stufe eigener und fremder Bildung, für recht und nützlich hält.

Die Weisheit ist nur in der Wahrheit.

Wenn ich irre, kann es jeder bemerken; wenn ich lüge, nicht.

Der Deutsche hat Freiheit der Gesinnung, und daher merkt er nicht, wenn es ihm an Geschmacks- und Geistesfreiheit fehlt.

Ist denn die Welt nicht schon voller Rätsel genug, daß man die einfachsten Erscheinungen auch noch zu Rätseln machen soll?

„Das kleinste Haar wirft seinen Schatten.“

Was ich in meinem Leben durch falsche Tendenzen versucht habe zu thun, hab' ich denn doch zuletzt gelernt begreifen.

Die Freigebigkeit erwirbt einem jeden Gunst, vorzüglich wenn sie von Demut begleitet wird.

Vor dem Gewitter erhebt sich zum letztenmale der Staub gewaltsam, der nun bald für lange getilgt sein soll.

Die Menschen kennen einander nicht leicht, selbst mit dem besten Willen und Vorsatz; nun tritt noch der böse Wille hinzu, der alles entstellt.

Man würde einander besser kennen, wenn sich nicht immer einer dem andern gleichstellen wollte.

Ausgezeichnete Personen sind daher übler dran als andere: da man sich mit ihnen nicht vergleicht, paßt man ihnen auf.

In der Welt kommt's nicht drauf an, daß man die Menschen kenne, sondern daß man im Augenblick klüger sei, als der vor uns Stehende. Alle Jahrmärkte und Marktschreier geben Zeugnis.

Nicht überall, wo Wasser ist, sind Frösche; aber wo man Frösche hört, ist Wasser.

Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen.

Der Irrtum ist recht gut, so lange wir jung sind; man muß ihn nur nicht mit *ins* Alter schleppen.

Alle Travers, die veralten, sind unnützes, ranziges Zeug.

Durch die despotische Unvernunft des Kardinal Richelieu war Corneille an sich selbst irre geworden.

Die Natur gerät auf Spezifikationen wie in eine Sackgasse: sie kann nicht durch und mag nicht wieder zurück, daher die Hartnäckigkeit der National-Bildung.

Metamorphose im höhern Sinn durch Nehmen und Geben, Gewinnen und Verlieren hat schon Dante trefflich geschildert.

Jeder hat etwas in seiner Natur, das, wenn er es öffentlich ausspräche, Mißfallen erregen müßte.

Wenn der Mensch über sein Physisches oder Moralisches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank.

Es ist eine Forderung der Natur, daß der Mensch mitunter betäubt werde, ohne zu schlafen: daher der Genuß im Tabakrauchen, Brantwein trinken, Opiaten.

Dem thätigen Menschen kommt es darauf an, daß er das Rechte thue; ob das Rechte geschehe, soll ihn nicht kümmern.

Mancher klopft mit dem Hammer an der Wand herum und glaubt, er treffe jedesmal den Nagel auf den Kopf.

Die französischen Worte sind nicht aus geschriebenen lateinischen Worten entstanden, sondern aus gesprochenen.

Das Zufällig-Wirkliche, an dem wir weder ein Gesetz der Natur noch der Freiheit für den Augenblick entdecken, nennen wir das Gemeine.

Bemalung und Punktierung der Körper ist eine Rückkehr zur Tierheit.

Geschichte schreiben ist eine Art, sich das Vergangene vom Hals zu schaffen.

Was man nicht versteht, besitzt man nicht.

Nicht jeder, dem man Prägnantes überliefert, wird produktiv; es fällt ihm wohl etwas ganz Bekanntes dabei ein.

Gunst, als Symbol der Souveränität, von schwachen Menschen ausgeübt.

Es gibt nichts Gemeines, was, frazenhaft ausgedrückt, nicht humoristisch aussähe.

Es bleibt einem jeden immer noch so viel Kraft, das auszuführen, wovon er überzeugt ist.

Das Gedächtnis mag immer schwinden, wenn das Urtheil im Augenblick nicht fehlt.

Die sogenannten Naturdichter sind frisch und neu aufgeforderte, aus einer überbildeten, stockenden, manierten Kunst-

epoche zurückgewiesene Talente. Dem Platten können sie nicht ausweichen, man kann sie daher als rückschreitend ansehen; sie sind aber regenerierend und veranlassen neue Vorschritte.

Keine Nation gewinnt ein Urtheil, als wenn sie über sich selbst urtheilen kann. Zu diesem großen Vorteil gelangt sie aber sehr spät.

Anstatt meinen Worten zu widersprechen, sollten sie nach meinem Sinne handeln.

Alle Gegner einer geistreichen Sache schlagen nur in die Kohlen: diese springen umher und zünden da, wo sie sonst nicht gewirkt hätten.

Der Mensch wäre nicht der Vornehmste auf der Erde, wenn er nicht zu vornehm für sie wäre.

Das längst Gefundene wird wieder verscharrt; wie bemühte sich Tycho, die Kometen zu regelmäßigen Körpern zu machen, wofür sie Seneca längst anerkannt.

Wie lange hat man über die Antipoden hin und her gestritten!

Gewissen Geistern muß man ihre Idiotismen lassen.

Es werden jetzt Produktionen möglich, die Null sind, ohne schlecht zu sein: Null, weil sie keinen Gehalt haben; nicht schlecht, weil eine allgemeine Form guter Muster den Verfälschern vorschwebt.

Der Schnee ist eine erlogene Reinlichkeit.

Wer sich vor der Idee scheut, hat auch zuletzt den Begriff nicht mehr.

Unsere Meister nennen wir billig die, von denen wir immer lernen. Nicht ein jeder, von dem wir lernen, verdient diesen Titel.

Alles Lyrische muß im ganzen sehr vernünftig, im einzelnen ein bißchen unvernünftig sein.

Es hat mit euch eine Beschaffenheit wie mit dem Meer, dem man unterschiedentliche Namen gibt, und es ist doch endlich alles gesalzen Wasser.

Man sagt: eitles Eigenlob stinket; das mag sein. Was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publikum keine Nase.

Der Roman ist eine subjektive Epopöe, in welcher der Verfasser sich die Erlaubnis ausbittet, die Welt nach seiner Weise zu behandeln. Es fragt sich also nur, ob er eine Weise habe, das andere wird sich schon finden.

Es gibt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt.

Das eigentlich wahrhaft Gute, was wir thun, geschieht größtenteils clam, vi et precario.

„Ein lustiger Gefährte ist ein Kollwagen auf der Wanderschaft.“

Der Schmutz ist glänzend, wenn die Sonne scheinen mag.

Der Müller denkt, es wachse kein Weizen, als damit seine Mühle gehe.

Es ist schwer, gegen den Augenblick gerecht sein: der gleichgültige macht uns Langeweile, am guten hat man zu tragen und am bösen zu schleppen.

Der ist der glücklichste Mensch, der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann.

So eigensinnig widersprechend ist der Mensch: zu seinem Vorteil will er keine Nötigung, zu seinem Schaden leidet er jeden Zwang.

Die Vorsicht ist einfach, die Hinterdreinsicht vielfach.

Ein Zustand, der alle Tage neuen Verdruß zuzieht, ist nicht der rechte.

Bei Unvorsichtigkeiten ist nichts gewöhnlicher, als Ausfichten auf die Möglichkeit eines Auswegs zu suchen.

Die Hindus der Wüste geloben, keine Fische zu essen.

Es ist mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man voran im Brette bewegt: sie können geschlagen werden, aber sie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird.

Es ist so gewiß als wunderbar, daß Wahrheit und Irrtum aus einer Quelle entstehen; deswegen man oft dem Irrtum nicht schaden darf, weil man zugleich der Wahrheit schadet.

Die Wahrheit gehört dem Menschen, der Irrtum der Zeit an. Deswegen sagte man von einem außerordentlichen Manne: *Le malheur des temps a causé son erreur, mais la force de son âme l'en a fait sortir avec gloire.*

Jedermann hat seine Eigenheiten und kann sie nicht los werden; und doch geht mancher an seinen Eigenheiten, oft an den unschuldigsten, zu Grunde.

Wer sich nicht zu viel dünkt, ist viel mehr, als er glaubt.

In Kunst und Wissenschaft sowie im Thun und Handeln kommt alles darauf an, daß die Objekte rein aufgefaßt und ihrer Natur gemäß behandelt werden.

Wenn verständige, sinnige Personen im Alter die Wissenschaft gering schätzen, so kommt es nur daher, daß sie von ihr und von sich zu viel gefordert haben.

Ich bedaure die Menschen, welche von der Vergänglichkeit der Dinge viel Wesens machen und sich in Betrachtung irdischer Nichtigkeit verlieren: sind wir ja eben deshalb da, um das Vergängliche unvergänglich zu machen; das kann ja nur dadurch geschehen, daß man beides zu schätzen weiß.

Was die Franzosen Tournure nennen, ist eine zur Anmut gemilderte Anmaßung. Man sieht daraus, daß die Deutschen keine Tournure haben können: ihre Anmaßung ist hart und herb, ihre Anmut mild und demütig; das eine schließt das andere aus und sind nicht zu verbinden.

Einen Regenbogen, der eine Viertelstunde steht, sieht man nicht mehr an.

Es begegnete und geschieht mir noch, daß ein Werk bildender Kunst mir beim ersten Anblick mißfällt, weil ich ihm nicht gewachsen bin; ahn' ich aber ein Verdienst daran, so such' ich ihm beizukommen, und dann fehlt es nicht an den erfreulichsten Entdeckungen: an den Dingen werd' ich neue Eigenschaften und an mir neue Fähigkeiten gewahr.

Der Glaube ist ein häuslich, heimlich Kapital, wie es öffentliche Spar- und Hilfskassen gibt, woraus man in Tagen der Not einzelnen ihr Bedürfnis reicht; hier nimmt der Gläubige sich seine Zinsen im stillen selbst.

Der eigentliche Obskurantismus ist nicht, daß man die Ausbreitung des Wahren, Klaren, Nützlichen hindert, sondern daß man das Falsche in Kurs bringt.

Indem ich mich zeither mit der Lebensgeschichte wenig und viel bedeutender Menschen anhaltender beschäftigte, kam ich auf den Gedanken: es möchten sich wohl die einen in dem Weltgewebe als Fettel, die andern als Einschlag betrachten lassen; jene gäben eigentlich die Breite des Gewebes an, diese dessen Halt, Festigkeit, vielleicht auch mit Zuthat irgend eines Gebildes. Die Schere der Parze hingegen bestimmt die Länge, dem sich denn das übrige alles zusammen unterwerfen muß. Weiter wollen wir das Gleichnis nicht verfolgen.

Auch Bücher haben ihr Erlebtes, das ihnen nicht entzogen werden kann.

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,

Wer nie die kummervollen Nächte

Auf seinem Bette weinend saß,

Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Diese tiefschmerzlichen Zeilen wiederholte sich eine höchst vollkommene, angebetete Königin in der grausamsten Verbannung, zu grenzenlosem Elend verwiesen. Sie befreundete sich mit dem Buche, das diese Worte und noch manche schmerzliche Erfahrung überliefert, und zog daraus einen peinlichen Trost; wer dürfte diese schon in die Ewigkeit sich erstreckende Wirkung wohl jemals verkümmern?

Mit dem größten Entzücken sieht man im Apollosaal der Villa Aldobrandini zu Frascati, auf welche glückliche Weise Dominichin die Ovidischen Metamorphosen mit der schicklichsten Dertlichkeit umgibt; dabei nun erinnert man sich gern, daß die glücklichsten Ereignisse doppelt selig empfunden werden, wenn sie uns in herrlicher Gegend gegönnt waren, ja, daß gleichgültige Momente durch würdige Lokalität zu hoher Bedeutung gesteigert wurden.

Mannräufchlein nannte man im fiebzehnten Jahrhundert gar ausdrucksvoll die Geliebte.

Liebes gewaschenes Seelchen ist der verliebteste Ausdruck auf Hiddensee.

Das Wahre ist eine Fackel, aber eine ungeheure; deswegen suchen wir alle nur blinzend so daran vorbei zu kommen, in Furcht sogar, uns zu verbrennen.

„Die Klugen haben miteinander viel gemein.“ Aeschylos.

Das eigentlich Unverständige sonst verständiger Menschen ist, daß sie nicht zurecht zu legen wissen, was ein anderer sagt, aber nicht gerade trifft, wie er's hätte sagen sollen.

Ein jeder, weil er spricht, glaubt auch über die Sprache sprechen zu können.

Man darf nur alt werden, um milder zu sein; ich sehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte.

Der Handelnde ist immer gewissenlos; es hat niemand Gewissen, als der Betrachtende.

Ob denn die Glücklichen glauben, daß der Unglückliche wie ein Gladiator mit Anstand vor ihnen umkommen solle, wie der römische Pöbel zu fordern pflegte?

Den Timon fragte jemand wegen des Unterrichts seiner Kinder. Laßt sie, sagte der, unterrichten in dem, was sie niemals begreifen werden.

Es gibt Personen, denen ich wohl will, und wünschte, ihnen besser wollen zu können.

„Der eine Bruder brach Töpfe, der andere Krüge.“ Verderbliche Wirtschaft!

Wie man aus Gewohnheit nach einer abgelaufenen Uhr hinsieht, als wenn sie noch ginge, so blickt man auch wohl einer Schönen ins Gesicht, als wenn sie noch liebte.

Der Haß ist ein aktives Mißvergnügen, der Neid ein passives; deshalb darf man sich nicht wundern, wenn der Neid so schnell in Haß übergeht.

Der Rhythmus hat etwas Zauberisches, sogar macht er uns glauben, das Erhabene gehöre uns an.

Dilettantismus, ernstlich behandelt, und Wissenschaft, mechanisch betrieben, werden Pedanterei.

Die Kunst kann niemand fördern als der Meister. Gönner fördern den Künstler, das ist recht und gut; aber dadurch wird nicht immer die Kunst gefördert.

„Deutlichkeit ist eine gehörige Verteilung von Licht und Schatten.“ Hamann. Hört!

Shakespeare ist reich an wundersamen Tropen, die aus personifizierten Begriffen entstehen und uns gar nicht kleiden würden, bei ihm aber völlig am Platze sind, weil zu seiner Zeit alle Kunst von der Allegorie beherrscht wurde.

Auch findet derselbe Gleichnisse, wo wir sie nicht hernehmen würden, z. B. vom Buche. Die Druckerkunst war schon über hundert Jahre erfunden; demohngeachtet erschien ein Buch noch als ein Heiliges, wie wir aus dem damaligen Einbände sehen, und so war es dem edlen Dichter lieb und ehrenwert; wir aber broschieren jetzt alles und haben nicht leicht vor dem Einbände noch seinem Inhalte Respekt.

Herr von Schweinichen ist ein merkwürdiges Geschichts- und Sittenbuch; für die Mühe, die es kostet, es zu lesen, finden wir uns reichlich belohnt; es wird für gewisse Zustände

eine Symbolik der vollkommensten Art. Es ist kein Lesebuch, aber man muß es gelesen haben.

Der thörigste von allen Irrthümern ist, wenn junge gute Köpfe glauben, ihre Originalität zu verlieren, indem sie das Wahre anerkennen, was von andern schon anerkannt worden.

Die Gelehrten sind meist gehässig, wenn sie widerlegen; einen Irrenden sehen sie gleich als ihren Todfeind an.

Die Schönheit kann nie über sich selbst deutlich werden.

Sobald man der subjektiven oder sogenannten sentimentalen Poesie mit der objektiven, darstellenden, gleiche Rechte verlieh, wie es denn auch wohl nicht anders sein konnte, weil man sonst die moderne Poesie ganz hätte ablehnen müssen, so war voraus zu sehen, daß, wenn auch wahrhafte poetische Genies geboren werden sollten, sie doch immer mehr das Gemüthliche des innern Lebens als das Allgemeine des großen Weltlebens darstellen würden. Dieses ist nun in dem Grade eingetroffen, daß es eine Poesie ohne Tropen gibt, der man doch keineswegs allen Beifall versagen kann.

Dritte Abtheilung.

Der Irrthum ist viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden: jener liegt auf der Oberfläche, damit läßt sich wohl fertig werden; diese ruht in der Tiefe, danach zu forschen ist nicht jedermanns Sache.

Wir alle leben vom Vergangenen und gehen am Vergangenen zu Grunde.

Wie wir was Großes lernen sollen, flüchten wir uns gleich in unsere angeborene Armseligkeit, und haben doch immer etwas gelernt.

Den Deutschen ist nichts daran gelegen, zusammen zu bleiben, aber doch für sich zu bleiben. Jeder, sei er auch, welcher er wolle, hat so ein eignes Fürsich, das er sich nicht gern möchte nehmen lassen.

Die empirisch-sittliche Welt besteht größtenteils nur aus bösem Willen und Neid.

Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens; deswegen schadet's dem Dichter nicht, abergläubisch zu sein.

Das Leben, so gemein es aussieht, so leicht es sich mit dem Gewöhnlichen, dem Alltäglichen zu begnügen scheint, hegt und pflegt doch immer gewisse höhere Forderungen im stillen und sieht sich nach Mitteln um, sie zu befriedigen.

Mit dem Vertrauen ist es eine wunderliche Sache. Hört man nur einen, der kann sich irren oder sich betrügen; hört man viele, die sind in demselbigen Falle, und gewöhnlich findet man da die Wahrheit gar nicht heraus.

Unreine Lebensverhältnisse soll man niemand wünschen; sie sind aber für den, der zufällig hineingerät, Prüfsteine des Charakters und des Entschiedensten, was der Mensch vermag.

Ein beschränkter ehrlicher Mensch sieht oft die Schelmerei der feinsten Mächler (Faiseurs) durch und durch.

Wer keine Liebe fühlt, muß schmeicheln lernen, sonst kommt er nicht aus.

Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen.

Die Menge kann tüchtige Menschen nicht entbehren, und die Tüchtigen sind ihnen jederzeit zur Last.

Wer meine Fehler überträgt, ist mein Herr, und wenn's mein Diener wäre.

Memoiren von oben herunter oder von unten hinauf, sie müssen sich immer begegnen.

Wenn man von den Leuten Pflichten fordert und ihnen keine Rechte zugestehen will, muß man sie gut bezahlen.

Das sogenannte Romantische einer Gegend ist ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit oder, was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit.

Der herrliche Kirchengesang: Veni Creator Spiritus ist ganz eigentlich ein Appell ans Genie; deswegen er auch geist- und kraftreiche Menschen gewaltig anspricht.

Das Schöne ist eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben.

Aufrichtig zu sein, kann ich versprechen, unparteiisch zu sein, aber nicht.

Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, daß tüchtige Menschen wären undankbar gewesen.

Wir alle sind so borniert, daß wir immer glauben, recht zu haben; und so läßt sich ein außerordentlicher Geist denken, der nicht allein irrt, sondern sogar Lust am Irrtum hat.

Keine mittlere Wirkung zur Vollendung des Guten und Rechts ist sehr selten; gewöhnlich sehen wir Pedanterie, welche zu retardieren, Frechheit, die zu übereilen strebt.

Worte und Bild sind Korrelate, die sich immerfort suchen, wie wir an Tropen und Gleichnissen genugsam gewahr werden. So von jeher, was dem Ohr nach innen gesagt oder gesungen war, sollte dem Auge gleichfalls entgegen kommen. Und so sehen wir in kindlicher Zeit in Gesetzbuch und Heilsordnung, in Bibel und Fibel, sich Wort und Bild immerfort balancieren. Wenn man aussprach, was sich nicht bilden, bildete, was sich nicht aussprechen ließ, so war das ganz recht; aber man vergriff sich gar oft und sprach, statt zu bilden, und daraus entstanden die doppelt bösen symbolisch-mystischen Ungeheuer.

Eine Sammlung von Anekdoten und Maximen ist für den Weltmann der größte Schatz, wenn er die ersten an schicklichen Orten ins Gespräch einzustreuen, der letzten im treffenden Falle sich zu erinnern weiß.

Man sagt: studiere, Künstler, die Natur! Es ist aber keine Kleinigkeit, aus dem Gemeinen das Edle, aus der Unform das Schöne zu entwickeln.

Wo der Anteil sich verliert, verliert sich auch das Gedächtnis.

Die Welt ist eine Glocke, die einen Riß hat: sie klappert, aber klingt nicht.

Die Zudringlichkeit junger Dilettanten muß man mit Wohlwollen ertragen: sie werden im Alter die wahrsten Verehrer der Kunst und des Meisters.

Wenn die Menschen recht schlecht werden, haben sie keinen Anteil mehr als die Schadenfreude.

Gescheite Leute sind immer das beste Konversations-Lexikon.

Es gibt Menschen, die gar nicht irren, weil sie sich nichts Vernünftiges vorsehen.

Kenne ich mein Verhältnis zu mir selbst und zur Außenwelt, so heiß' ich's Wahrheit. Und so kann jeder seine eigene Wahrheit haben, und es ist doch immer dieselbige.

Das Besondere unterliegt ewig dem Allgemeinen; das Allgemeine hat ewig sich dem Besondern zu fügen.

Vom eigentlich Produktiven ist niemand Herr, und sie müssen es alle nur so gewähren lassen.

Wem die Natur ihr offenes Geheimnis zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst.

Die Zeit ist selbst ein Element.

Der Mensch begreift niemals, wie anthropomorphisch er ist.

Ein Unterschied, der dem Verstand nichts gibt, ist kein Unterschied.

Die Verwechslung eines Konsonanten mit dem andern möchte wohl aus Unfähigkeit des Organs, die Verwandlung der Vokale in Diphthongen aus einem eingebildeten Pathos entstehen.

Man kann nicht für jedermann leben, besonders für die nicht, mit denen man nicht leben möchte.

Der Appell an die Nachwelt entspringt aus dem reinen lebendigen Gefühl, daß es ein Unvergängliches gebe und, wenn auch nicht gleich anerkannt, doch zuletzt aus der Minorität der Majorität werde zu erfreuen haben.

Geheimnisse sind noch keine Wunder.

„I convertiti stanno freschi appresso di me.“

Leichtsinrige, leidenschaftliche Begünstigung problematischer Talente war ein Fehler meiner frühern Jahre, den ich niemals ganz ablegen konnte.

Ich möchte gern ehrlich mit dir sein, ohne daß wir uns entzweiten: das geht aber nicht. Du benimmst dich falsch und setzt dich zwischen zwei Stühle; Anhänger gewinnst du nicht und verlierst deine Freunde. Was soll daraus werden!

Es ist ganz einerlei, vornehm oder gering sein: das Menschliche muß man immer ausbaden.

Die liberalen Schriftsteller spielen jetzt ein gutes Spiel, sie haben das ganze Publikum zu Suppleanten.

Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gern mit leeren Wortschällen hinhalten. Eine Idee darf nicht liberal sein; kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle. Noch weniger darf der Begriff liberal sein, denn der hat einen ganz andern Auftrag.

Wo man die Liberalität aber suchen muß, das ist in den Gefinnungen, und diese sind das lebendige Gemüt.

Gefinnungen aber sind selten liberal, weil die Gefinnung unmittelbar aus der Person, ihren nächsten Beziehungen und Bedürfnissen hervorgeht.

Weiter schreiben wir nicht; an diesen Maßstab halte man, was man tagtäglich hört.

Es sind immer nur unsere Augen, unsere Vorstellungsarten; die Natur weiß ganz allein, was sie will, was sie gewollt hat.

„Gib mir! wo ich stehe!“

Archimedes.

„Nimm dir, wo du stehst!“

Rose.

„Behaupte, wo du stehst!“

G.

Allgemeines Kausal-Verhältnis, das der Beobachter aufsucht und ähnliche Erscheinungen einer allgemeinen Ursache zuschreibt; an die nächste wird selten gedacht.

„Einem Klugen widerfährt keine geringe Thorheit.“

Bei jedem Kunstwerk, groß oder klein, bis ins kleinste kommt alles auf die Konzeption an.

Es gibt eine Poesie ohne Tropen, die ein einziger Tropus ist.

Ein alter gutmütiger Examinator sagt einem Schüler ins Ohr:

Etiam nihil didicisti,

und läßt ihn für gut hingehen.

Das Fürtreffliche ist unergründlich, man mag damit anfangen, was man will.

„Aemilium Paulum — virum in tantum laudandum, in quantum intelligi virtus potest.“

Ich habe mich so lange ums Allgemeine bemüht, bis ich einsehen lernte, was vorzügliche Menschen im Besondern leisten.

Eigentlich weiß man nur, wenn man wenig weiß; mit dem Wissen wächst der Zweifel.

Die Irrtümer des Menschen machen ihn eigentlich liebenswürdig.

„Bonus vir semper tiro.“

Es gibt Menschen, die ihr Gleiches lieben und aufsuchen, und wieder solche, die ihr Gegenteil lieben und diesem nachgehn.

Wer sich von jeher erlaubt hätte, die Welt so schlecht anzusehen, wie uns die Widersacher darstellen, der müßte ein miserables Subjekt geworden sein.

Mißgunst und Haß beschränken den Beobachter auf die Oberfläche, selbst wenn Scharfsinn sich zu ihnen gesellt; verschmifert sich dieser hingegen mit Wohlwollen und Liebe, so durchdringt er die Welt und den Menschen, ja, er kann hoffen, zum Allerhöchsten zu gelangen.

Panoramic ability schreibt mir ein englischer Kritiker zu, wofür ich allerschönstens zu danken habe.

Einem jeden wohlgesinnten Deutschen ist eine gewisse Portion poetischer Gabe zu wünschen, als das wahre Mittel, seinen Zustand, von welcher Art er auch sei, mit Wert und Anmut einigermaßen zu umkleiden.

Den Stoff sieht jedermann vor sich; den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu thun hat, und die Form ist ein Geheimnis den meisten.

Die Menschen halten sich mit ihren Neigungen an Lebendige. Die Jugend bildet sich wieder an der Jugend.

Wir mögen die Welt kennen lernen, wie wir wollen, sie wird immer eine Tag- und eine Nachtseite behalten.

Der Irrtum wiederholt sich immerfort in der That; deswegen muß man das Wahre unermüßlich in Worten wiederholen.

Wie in Rom außer den Römern noch ein Volk von Statuen war, so ist außer dieser realen Welt noch eine Welt des Wahns, viel mächtiger beinahe, in der die meisten leben.

Die Menschen sind wie das rote Meer: der Stab hat sie kaum auseinander gehalten, gleich hinterdrein fließen sie wieder zusammen.

Pflicht des Historikers: das Wahre vom Falschen, das Gewisse vom Ungewissen, das Zweifelhafte vom Verwerflichen zu unterscheiden.

Eine Chronik schreibt nur derjenige, dem die Gegenwart wichtig ist.

Die Gedanken kommen wieder, die Ueberzeugungen pflanzen sich fort; die Zustände gehen unwiederbringlich vorüber.

„Unter allen Völkerschaften haben die Griechen den Traum des Lebens am schönsten geträumt.“

Uebersetzer sind als geschäftige Kuppler anzusehen, die uns eine halbverschleierte Schöne als höchst liebenswürdig anpreisen; sie erregen eine unwiderstehliche Neigung nach dem Original.

Das Altertum setzen wir gern über uns, aber die Nachwelt nicht. Nur ein Vater neidet seinem Sohn nicht das Talent.

Sich subordinieren ist überhaupt keine Kunst; aber in absteigender Linie, in der Deszendenz, etwas über sich erkennen, was unter einem steht.

Unser ganzes Kunststück besteht darin, daß wir unsere Existenz aufgeben, um zu existieren.

Alles, was wir treiben und thun, ist ein Abmüden; wohl dem, der nicht müde wird!

„Hoffnung ist die zweite Seele der Unglücklichen.“

„L'Amour est un vrai recommenceur.“

Es gibt im Menschen auch ein Dienenvollendes; daher die Chevalerie der Franzosen eine Servage.

„Im Theater wird durch die Belustigung des Gesichts und Gehörs die Reflexion sehr eingeschränkt.“

Erfahrung kann sich ins Unendliche erweitern, Theorie nicht in eben dem Sinne reinigen und vollkommener werden. Jener steht das Universum nach allen Richtungen offen; diese bleibt innerhalb der Grenze der menschlichen Fähigkeiten eingeschlossen. Deshalb müssen alle Vorstellungsarten wiederkehren, und der wunderliche Fall tritt ein, daß bei erweiterter Erfahrung eine bornierte Theorie wieder Gunst erwerben kann.

Es ist immer dieselbe Welt, die der Betrachtung offen steht, die immerfort angeschaut oder geahnet wird, und es sind immer dieselben Menschen, die im Wahren oder Falschen leben; im letzten bequemer als im ersten.

Die Wahrheit widerspricht unserer Natur, der Irrtum nicht, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: die Wahrheit fordert, daß wir uns für beschränkt erkennen sollen; der Irrtum schmeichelt uns, wir seien auf ein' oder die andere Weise unbegrenzt.

Es ist nun schon bald zwanzig Jahre, daß die Deutschen sämmtlich transcendieren. Wenn sie es einmal gewahr werden, müssen sie sich wunderbar vorkommen.

Daß Menschen dasjenige noch zu können glauben, was sie gekonnt haben, ist natürlich genug; daß andere zu vermögen glauben, was sie nie vermochten, ist wohl seltsam, aber nicht selten.

Zu allen Zeiten sind es nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter war's, das den Sokrates durch Gift hinrichtete; das Zeitalter, das Hussen verbrannte; die Zeitalter sind sich immer gleich geblieben.

Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeine repräsentiert, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen.

Alles Ideelle, sobald es vom Realen gefordert wird, zehrt endlich dieses und sich selbst auf. So der Kredit (Papiergeld) das Silber und sich selbst.

Die Meisterschaft gilt oft für Egoismus.

Sobald die guten Werke und das Verdienstliche derselben aufhören, sogleich tritt die Sentimentalität dafür ein, bei den Protestanten.

Es ist eben, als ob man es selbst vermöchte, wenn man sich guten Rats erhalten kann.

Die Wahlsprüche deuten auf das, was man nicht hat, wonach man strebt. Man stellt sich solches wie billig immer vor Augen.

„Wer einen Stein nicht allein erheben mag, der soll ihn auch selbender liegen lassen.“

Der Despotismus fördert die Autokratie eines jeden, indem er von oben bis unten die Verantwortlichkeit dem Individuum zumutet und so den höchsten Grad von Thätigkeit hervorbringt.

Alles Spinozistische in der poetischen Produktion wird in der Reflexion Macchiavellismus.

Man muß seine Irrtümer teuer bezahlen, wenn man sie los werden will, und dann hat man noch von Glück zu sagen.

Wenn ein deutscher Litterator seine Nation vormals beherrschen wollte, so mußte er ihr nur glauben machen, es sei einer da, der sie beherrschen wolle. Da waren sie gleich so verschüchtert, daß sie sich, von wem es auch wäre, gern beherrschen ließen.

„Nihil rerum mortalium tam instabile ac fluxum est quam potentia non sua vi nixa.“

„Es gibt auch Afterkünstler, Dilettanten und Spekulant: jene treiben die Kunst um des Vergnügens, diese um des Nutzens willen.“

Geselligkeit lag in meiner Natur; deswegen ich bei vielfachem Unternehmen mir Mitarbeiter gewann und mich ihnen zum Mitarbeiter bildete und so das Glück erreichte, mich in ihnen und sie in mir fortleben zu sehen.

Mein ganzes inneres Wirken erwies sich als eine lebendige Heuristik, welche, eine unbekannte geahnete Regel anerkennend, solche in der Außenwelt zu finden und in die Außenwelt einzuführen trachtet.

Es gibt eine enthusiastische Reflexion, die von dem größten Wert ist, wenn man sich von ihr nur nicht hinreißen läßt.

Nur in der Schule selbst ist die eigentliche Vorschule.

Der Irrtum verhält sich gegen das Wahre, wie der Schlaf gegen das Wachen. Ich habe bemerkt, daß man aus dem Irren sich wie erquickt wieder zu dem Wahren hinwende.

Ein jeder leidet, der nicht für sich selbst handelt. Man handelt für andere, um mit ihnen zu genießen.

Das Faßliche gehört der Sinnlichkeit und dem Verstande. Hieran schließt sich das Gehörige, welches verwandt ist mit dem Schicklichen. Das Gehörige jedoch ist ein Verhältnis zu einer besondern Zeit und entschiedenen Umständen.

Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurteilen können. Der Autor eines Buchs, das wir beurteilen könnten, müßte von uns lernen.

Deshalb ist die Bibel ein ewig wirksames Buch, weil, so lange die Welt steht, niemand auftreten und sagen wird: Ich begreife es im ganzen und verstehe es im einzelnen. Wir aber sagen bescheiden: Im ganzen ist es ehrwürdig und im einzelnen anwendbar.

Alle Mystik ist ein Transcendieren und ein Ablösen von irgend einem Gegenstande, den man hinter sich zu lassen glaubt. Je größer und bedeutender dasjenige war, dem man absagt, desto reicher sind die Produktionen des Mystikers.

Die orientalische mystische Poesie hat deswegen den großen Vorzug, daß der Reichtum der Welt, den der Adepten wegweiß, ihm noch jederzeit zu Gebote steht. Er befindet sich also noch immer mitten in der Fülle, die er verläßt, und schwelgt in dem, was er gern los sein möchte.

Christliche Mystiker sollte es gar nicht geben, da die Religion selbst Mystereien darbietet. Auch gehen sie immer gleich ins Abstruse, in den Abgrund des Subjekts.

Ein geistreicher Mann sagte, die neuere Mystik sei die Dialektik des Herzens und deswegen mitunter so erstaunenswert und verführerisch, weil sie Dinge zur Sprache bringe, zu denen der Mensch auf dem gewöhnlichen Verstands-, Vernunfts- und Religionswege nicht gelangen würde. Wer sich Mut und Kraft glaube, sie zu studieren, ohne sich betäuben zu lassen,

der möge sich in diese Höhle des Trophonios versenken, jedoch auf seine eigene Gefahr.

Die Deutschen sollten in einem Zeitraume von dreißig Jahren das Wort Gemüt nicht aussprechen, dann würde nach und nach Gemüt sich wieder erzeugen; jetzt heißt es nur: Rücksicht mit Schwächen, eignen und fremden.

Die Vorurteile der Menschen beruhen auf dem jedesmaligen Charakter der Menschen; daher sind sie, mit dem Zustand innig vereinigt, ganz unüberwindlich. Weder Evidenz, noch Verstand, noch Vernunft haben den mindesten Einfluß darauf.

Charaktere machen oft die Schwäche zum Gesetz. Weltkenner haben gesagt: „Die Klugheit ist unüberwindlich, hinter welcher sich die Furcht versteckt.“ Schwache Menschen haben oft revolutionäre Gesinnungen; sie meinen, es wäre ihnen wohl, wenn sie nicht regiert würden, und fühlen nicht, daß sie weder sich noch andere regieren können.

In eben dem Falle sind die neuern deutschen Künstler: den Zweig der Kunst, den sie nicht besitzen, erklären sie für schädlich und daher wegzuhauen.

Der Menschenverstand wird mit dem gesunden Menschen rein geboren, entwickelt sich aus sich selbst und offenbart sich durch ein entschiedenes Gewahrwerden und Anerkennen des Notwendigen und Nützlichen. Praktische Männer und Frauen bedienen sich dessen mit Sicherheit. Wo er mangelt, halten beide Geschlechter, was sie begehren, für notwendig, und für nützlich, was ihnen gefällt.

Alle Menschen, wie sie zur Freiheit gelangen, machen ihre Fehler gelten: die Starken das Uebertreiben, die Schwachen das Vernachlässigen.

Der Kampf des Alten, Bestehenden, Beharrenden mit Entwicklung, Aus- und Umbildung ist immer derselbe. Aus aller Ordnung entsteht zuletzt Pedanterie; um diese los zu werden, zerstört man jene, und es geht eine Zeit hin, bis man gewahr wird, daß man wieder Ordnung machen müsse. Klassizismus und Romantizismus, Innungszwang und Gewerbsfreiheit, Festhalten und Zersplittern des Grundbodens, es ist immer derselbe Konflikt, der zuletzt wieder einen neuen erzeugt. Der größte Verstand des Regierenden wäre daher, diesen Kampf so zu mäßigen, daß er ohne Untergang der einen Seite sich ins Gleiche stelle; dies ist aber den Menschen nicht gegeben, und Gott scheint es auch nicht zu wollen.

Welche Erziehungsart ist für die beste zu halten? Antwort: die der Hydrioten. Als Insulaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und lassen sie im Dienste herankrabbeln. Wie sie etwas leisten, haben sie Teil am Gewinn; und so kümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute, und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die klügsten Handelsleute und verwegesten Piraten. Aus einer solchen Masse können denn freilich Helden hervortreten, die den verderblichen Brander mit eigener Hand an das Admiralschiff der feindlichen Flotte festklammern.

Alles Vortreffliche beschränkt uns für einen Augenblick, indem wir uns demselben nicht gewachsen fühlen; nur insofern wir es nachher in unsere Kultur aufnehmen, es unsern Geist- und Gemütskräften aneignen, wird es uns lieb und wert.

Kein Wunder, daß wir uns alle mehr oder weniger im Mittelmäßigen gefallen, weil es uns in Ruhe läßt; es gibt das behagliche Gefühl, als wenn man mit seinesgleichen umginge.

Das Gemeine muß man nicht rügen, denn das bleibt sich ewig gleich.

Wir können einem Widerspruch in uns selbst nicht entgehen; wir müssen ihn auszugleichen suchen. Wenn uns andere widersprechen, das geht uns nichts an, das ist ihre Sache.

Es ist so viel gleichzeitig Tüchtiges und Treffliches auf der Welt; aber es berührt sich nicht.

Welche Regierung die beste sei? Diejenige, die uns lehrt, uns selbst zu regieren.

Dozieren kannst du, Tüchtiger, freilich nicht; es ist, wie das Predigen, durch unsern Zustand geboten, wahrhaft nützlich, wenn Konversation und Katechisation sich anschließen, wie es auch ursprünglich gehalten wurde. Lehren aber kannst du und wirst du, das ist: wenn That dem Urtheil, Urtheil der That zum Leben hilft.

Gegen die drei Einheiten ist nichts zu sagen, wenn das Sujet sehr einfach ist; gelegentlich aber werden dreimal drei Einheiten, glücklich verschlungen, eine sehr angenehme Wirkung thun.

Wenn die Männer sich mit den Weibern schleppen, so werden sie so gleichsam abgesponnen wie ein Wocken.

Es kann wohl sein, daß der Mensch durch öffentliches und häusliches Geschick zuzeiten gräßlich gedroschen wird; allein das rücksichtslose Schicksal, wenn es die reichen Garben trifft, zerknittert nur das Stroh; die Körner aber spüren nichts davon und springen lustig auf der Tenne hin und wieder, unbekümmert, ob sie zur Mühle, ob sie zum Saatheld wandern.

Arden von Feversham, Shakespeares Jugendarbeit. Es ist der ganze rein-treue Ernst des Auffassens und Wieder-

gebens, ohne Spur von Rücksicht auf den Effect, vollkommen dramatisch, ganz untheatralisch.

Shakespeares trefflichsten Theaterstücken mangelt es hie und da an Facilität; sie sind etwas mehr, als sie sein sollten, und eben deshalb deuten sie auf den großen Dichter.

Die größte Wahrscheinlichkeit der Erfüllung läßt noch einen Zweifel zu; daher ist das Gehoffte, wenn es in die Wirklichkeit eintritt, jederzeit überraschend.

Allen andern Künsten muß man etwas vorgeben, der griechischen allein bleibt man ewig Schuldner.

Vis superba formae. Ein schönes Wort von Johannes Secundus.

Die Sentimentalität der Engländer ist humoristisch und zart, der Franzosen populär und weinerlich, der Deutschen naiv und realistisch.

Das Absurde, mit Geschmack dargestellt, erregt Widerwillen und Bewunderung.

Von der besten Gesellschaft sagte man: ihr Gespräch ist unterrichtend, ihr Schweigen bildend.

Von einem bedeutenden frauenzimmerlichen Gedichte sagte jemand, es habe mehr Energie als Enthusiasmus, mehr Charakter als Gehalt, mehr Rhetorik als Poesie und im ganzen etwas Männliches.

Es ist nichts schrecklicher, als eine thätige Unwissenheit.

Schönheit und Geist muß man entfernen, wenn man nicht ihr Knecht werden will.

Der Mystizismus ist die Scholastik des Herzens, die Dialektik des Gefühls.

Man schont die Alten, wie man die Kinder schont.

Der Alte verliert eins der größten Menschenrechte: er wird nicht mehr von seinesgleichen beurteilt.

Es ist mir in den Wissenschaften gegangen wie einem, der früh aufsteht, in der Dämmerung die Morgenröte, sodann aber die Sonne ungeduldig erwartet und doch, wie sie hervortritt, geblendet wird.

Man streitet viel und wird viel streiten über Nutzen und Schaden der Bibelverbreitung. Mir ist klar: schaden wird sie, wie bisher, dogmatisch und phantastisch gebraucht; nutzen, wie bisher, didaktisch und gefühlvoll aufgenommen.

Große, von Ewigkeit her oder in der Zeit entwickelte, ursprüngliche Kräfte wirken unaufhaltsam; ob nützend oder schädend, das ist zufällig.

Die Idee ist ewig und einzig; daß wir auch den Plural brauchen, ist nicht wohlgethan. Alles, was wir gewahr werden und wovon wir reden können, sind nur Manifestationen der Idee; Begriffe sprechen wir aus, und insofern ist die Idee selbst ein Begriff.

Im Aesthetischen thut man nicht wohl, zu sagen: die Idee des Schönen; dadurch vereinzelt man das Schöne, das doch einzeln nicht gedacht werden kann. Vom Schönen kann man einen Begriff haben, und dieser Begriff kann überliefert werden.

Die Manifestation der Idee als des Schönen ist ebenso flüchtig, als die Manifestation des Erhabenen, des Geist-

reichen, des Lustigen, des Lächerlichen. Dies ist die Ursache, warum so schwer darüber zu reden ist.

Echt ästhetisch-didaktisch könnte man sein, wenn man mit seinen Schülern an allem Empfindungswerten vorüberginge, oder es ihnen zubrächte im Moment, wo es kulminiert und sie höchst empfänglich sind. Da aber diese Forderung nicht zu erfüllen ist, so müßte der höchste Stolz des Rathederlehrers sein, die Begriffe so vieler Manifestationen in seinen Schülern dergestalt zum Leben zu bringen, daß sie für alles Gute, Schöne, Große, Wahre empfänglich würden, um es mit Freuden aufzufassen, wo es ihnen zur rechten Stunde begegnete. Ohne daß sie es merkten und wüßten, wäre somit die Grundidee, woraus alles hervorgeht, in ihnen lebendig geworden.

Wie man gebildete Menschen sieht, so findet man, daß sie nur für eine Manifestation des Urwesens, oder doch nur für wenige empfänglich sind, und das ist schon genug. Das Talent entwickelt im Praktischen alles und braucht von den theoretischen Einzelheiten nicht Notiz zu nehmen: der Musikus kann ohne seinen Schaden den Bildhauer ignorieren und umgekehrt.

Man soll sich alles praktisch denken und deshalb auch dahin trachten, daß verwandte Manifestationen der großen Idee, insofern sie durch Menschen zur Erscheinung kommen sollen, auf eine gehörige Weise ineinander wirken. Malerei, Plastik und Mimik stehen in einem unzertrennlichen Bezug; doch muß der Künstler, zu dem einen berufen, sich hüten, von dem andern beschädigt zu werden: der Bildhauer kann sich vom Maler, der Maler vom Mimiker verführen lassen, und alle drei können einander so verwirren, daß keiner derselben auf den Füßen stehen bleibt.

Die mimische Tanzkunst würde eigentlich alle bildenden Künste zu Grunde richten, und mit Recht. Glücklicherweise ist der Sinnenreiz, den sie bewirkt, so flüchtig, und sie muß, um zu reizen, ins Uebertriebene gehen. Dieses schreckt die übrigen Künstler glücklicherweise sogleich ab; doch können sie, wenn sie klug und vorsichtig sind, viel dabei lernen.

Vierte Abtheilung.

Madame Roland, auf dem Blutgerüste, verlangte Schreibzeug, um die ganz besondern Gedanken aufzuschreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeschwebt. Schade, daß man ihr's versagte; denn am Ende des Lebens gehen dem gefassten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbar; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.

Man sagt sich oft im Leben, daß man die Vielgeschäftigkeit, Polnpragmosyne, vermeiden, besonders, je älter man wird, sich desto weniger in ein neues Geschäft einlassen solle. Aber man hat gut reden, gut sich und andern raten. Älter werden heißt selbst ein neues Geschäft antreten; alle Verhältnisse verändern sich, und man muß entweder zu handeln ganz aufhören, oder mit Willen und Bewußtsein das neue Rollenfach übernehmen.

Große Talente sind selten, und selten ist es, daß sie sich selbst erkennen; nun aber hat kräftiges unbewußtes Handeln und Sinnen so höchst erfreuliche als unerfreuliche Folgen, und in solchem Konflikt schwindet ein bedeutendes Leben vorüber. Hievon ergeben sich in Medwins Unterhaltungen so merkwürdige als traurige Beispiele.

Vom Absoluten in theoretischem Sinne mag' ich nicht zu reden; behaupten aber darf ich: daß, wer es in der Er-

scheinung anerkannt und immer im Auge behalten hat, sehr großen Gewinn davon erfahren wird.

In der Idee leben heißt das Unmögliche behandeln, als wenn es möglich wäre. Mit dem Charakter hat es dieselbe Bewandnis: treffen beide zusammen, so entstehen Ereignisse, worüber die Welt vom Erstaunen sich Jahrtausende nicht erholen kann.

Napoleon, der ganz in der Idee lebte, konnte sie doch im Bewußtsein nicht erfassen; er leugnet alles Ideelle durchaus und spricht ihm jede Wirklichkeit ab, indessen er eifrig es zu verwirklichen trachtet. Einen solchen innern perpetuierlichen Widerspruch kann aber kein klarer, unbestechlicher Verstand nicht ertragen, und es ist höchst wichtig, wenn er, gleichsam genötigt, sich darüber gar eigen und anmutig ausdrückt.

Er betrachtet die Idee als ein geistiges Wesen, das zwar keine Realität hat, aber, wenn es verfliegt, ein Residuum (*Caput mortuum*) zurückläßt, dem wir die Wirklichkeit nicht ganz absprechen können. Wenn dieses uns auch starr und materiell genug scheinen mag, so spricht er sich ganz anders aus, wenn er von den unaufhaltsamen Folgen seines Lebens und Treibens mit Glauben und Zutrauen die Seinen unterhält. Da gesteht er wohl gern, daß Leben Lebendiges hervorbringe, daß eine gründliche Befruchtung auf alle Zeiten hinauswirke. Er gefällt sich, zu bekennen, daß er dem Weltgange eine frische Anregung, eine neue Richtung gegeben habe.

Höchst bemerkenswert bleibt es immer, daß Menschen, deren Persönlichkeit fast ganz Idee ist, sich so äußerst vor dem Phantastischen scheuen. So war Hamann, dem es unerträglich schien, wenn von Dingen einer andern Welt gesprochen wurde. Er drückte sich gelegentlich darüber in einem gewissen Paragraphen aus, den er aber, weil er ihm

unzulänglich schien, vierzehnmahl variierte und sich doch immer wahrscheinlich nicht genug that. Zwei von diesen Versuchen sind uns übrig geblieben; einen dritten haben wir selbst gewagt, welchen hier abdrucken zu lassen wir durch Obenstehendes veranlaßt sind.

Der Mensch ist als wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt gesetzt und mit solchen Organen begabt, daß er das Wirkliche und nebenbei das Mögliche erkennen und hervorbringen kann. Alle gesunden Menschen haben die Ueberzeugung ihres Daseins und eines Daseienden um sie her. Indessen gibt es auch einen hohlen Fleck im Gehirn, d. h. eine Stelle, wo sich kein Gegenstand abspiegelt, wie denn auch im Auge selbst ein Fleckchen ist, das nicht sieht. Wird der Mensch auf diese Stelle besonders aufmerksam, vertieft er sich darin, so verfällt er in eine Geisteskrankheit, ahnet hier Dinge aus einer andern Welt, die aber eigentlich Undinge sind und weder Gestalt noch Begrenzung haben, sondern als leere Nacht-Räumlichkeit ängstigen und den, der sich nicht losreißt, mehr als gespensterhaft verfolgen.

Litteratur ist das Fragment der Fragmente: das wenigste dessen, was geschah und gesprochen worden, ward geschrieben; vom Geschriebenen ist das wenigste übrig geblieben.

Und doch bei aller Unvollständigkeit des Litterarwesens finden wir tausendfältige Wiederholung, woraus hervorgeht, wie beschränkt des Menschen Geist und Schicksal sei.

Den einzelnen Verkehrtheiten des Tags sollte man immer nur große weltgeschichtliche Massen entgegensetzen.

Da wir denn doch zu dieser allgemeinen Weltberatung als Assessoren, obgleich sine voto, berufen sind und wir uns von den Zeitungsschreibern tagtäglich referieren lassen, so ist

es ein Glück, auch aus der Vorzeit tüchtig Referierende zu finden. Für mich sind von Raumer und Wachler in den neuesten Tagen dergleichen geworden.

Die Frage: wer höher steht, der Historiker oder der Dichter? darf gar nicht aufgeworfen werden; sie konkurrieren nicht miteinander, so wenig als der Wettkämpfer und der Faustkämpfer. Jedem gebührt seine eigene Krone.

Die Pflicht des Historikers ist zwiefach: erst gegen sich selbst, dann gegen den Leser. Bei sich selbst muß er genau prüfen, was wohl geschehen sein könnte, und um des Lesers willen muß er festsetzen, was geschehen sei. Wie er mit sich selbst handelt, mag er mit seinen Kollegen ausmachen; das Publikum muß aber nicht ins Geheimnis hineinsehen, wie wenig in der Geschichte als entschieden ausgemacht kann ausgesprochen werden.

Es geht uns mit Büchern wie mit neuen Bekanntschaften. Die erste Zeit sind wir hoch vergnügt, wenn wir im allgemeinen Uebereinstimmung finden, wenn wir uns an irgend einer Hauptseite unserer Existenz freundlich berührt fühlen; bei näherer Bekanntschaft treten alsdann erst die Differenzen hervor, und da ist denn die Hauptsache eines vernünftigen Betragens, daß man nicht, wie etwa in der Jugend geschieht, sogleich zurückschaudere, sondern daß man gerade das Uebereinstimmende recht fest halte und sich über die Differenzen vollkommen aufkläre, ohne sich deshalb vereinigen zu wollen.

Eine solche freundlich-belehrende Unterhaltung ist mir durch Stiedenroths Psychologie geworden. Alle Wirkung des Außern aufs Innere trägt er unvergleichlich vor, und wir sehen die Welt nochmals nach und nach in uns entstehen. Aber mit der Gegenwirkung des Innern nach außen gelingt es ihm nicht ebenso. Der Entelechie, die nichts aufnimmt, ohne sich's

durch eigene That anzuzeigen, läßt er nicht Gerechtigkeit widerfahren, und mit dem Genie will es auf diesem Weg gar nicht fort; und wenn er das Ideal aus der Erfahrung abzuleiten denkt und sagt, das Kind idealisiert nicht, so mag man antworten, das Kind zeugt nicht: denn zum Gewahrwerden des Ideellen gehört auch eine Pubertät. Doch genug, er bleibt uns ein werther Gesell und Gefährte und soll nicht von unserer Seite kommen.

Wer viel mit Kindern lebt, wird finden, daß keine äußere Einwirkung auf sie ohne Gegenwirkung bleibt.

Die Gegenwirkung eines vorzüglich kindlichen Wesens ist sogar leidenschaftlich, das Eingreifen tüchtig.

Deshalb leben Kinder in Schnellurteilen, um nicht zu sagen in Vorurteilen; denn bis das schnell, aber einseitig Gefasste sich auslöscht, um einem Allgemeinem Platz zu machen, erfordert es Zeit. Hierauf zu achten, ist eine der größten Pflichten des Erziehers.

Ein zweijähriger Knabe hatte die Geburtstagsfeier begriffen, an der seinigen die bescherten Gaben mit Dank und Freude sich zugeeignet, nicht weniger dem Bruder die seinigen bei gleichem Feste gegönnt.

Hiedurch veranlaßt, fragte er am Weihnachtsabend, wo so viele Geschenke vorlagen: wann denn sein Weihnachten komme? Dies allgemeine Fest zu begreifen, war noch ein ganzes Jahr nötig.

Die große Schwierigkeit bei psychologischen Reflexionen ist, daß man immer das Innere und Äußere parallel, oder vielmehr verslochten betrachten muß. Es ist immerfort Systole und Diastole, Einatmen und Ausatmen des lebendigen Wesens; kann man es auch nicht aussprechen, so beobachte man es genau und merke darauf.

Mein Verhältnis zu Schiller gründete sich auf die verschiedene Richtung beider auf einen Zweck, unsere gemeinsame Thätigkeit auf die Verschiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen strebten.

Bei einer zarten Differenz, die einst zwischen uns zur Sprache kam, und woran ich durch eine Stelle seines Briefs wieder erinnert werde, macht' ich folgende Betrachtungen:

Es ist ein großer Unterschied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder im Besondern das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen. Wer nun dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erst spät.

Wenn ich mich in einer mittleren oder großen Stadt umsehe und bemerke, wo denn die Menschen sich hinwenden, um ihren Abend zuzubringen, so findet sich immer, daß man dahin geht, wo man grüßend begrüßt wird, wo man gerne hört und gehört wird, wo man beim geselligen Gespräch und Spiel immer gewiß ist, seine Partie zu finden.

In diesem Sinne hab' ich mich mit dem Litterarischen Konversationsblatt befreundet, das freilich nur als Konversationsheft bei mir einzutreten verpflichtet ist. An Zerstreuung läßt es uns die Welt nicht fehlen; wenn ich lese, will ich mich sammeln und nicht, wie jener Sultan von Indien, durch abgerufte Märchen hingehalten sein.

Freundschaft kann sich bloß praktisch erzeugen, praktisch Dauer gewinnen. Neigung, ja sogar Liebe hilft alles nichts zur Freundschaft. Die wahre, die thätige, produktive besteht

darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß er meine Zwecke billigt, ich die seinigen, und daß wir so unverrückt zusammen fortgehen, wie auch sonst die Differenz unserer Denk- und Lebensweise sein möge.

Fünfte Abtheilung.

Man nimmt in der Welt jeden, wofür er sich gibt; aber er muß sich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber, als man die Unbedeutenden duldet.

Man kann der Gesellschaft alles aufdringen, nur nicht, was eine Folge hat.

Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht.

Ich finde es beinahe natürlich, daß wir an Besuchenden mancherlei auszusetzen haben, daß wir sogleich, wenn sie weg sind, über sie nicht zum liebevollsten urtheilen: denn wir haben so zu sagen ein Recht, sie nach unserm Maßstabe zu messen. Selbst verständige und billige Menschen enthalten sich in solchen Fällen kaum einer scharfen Zensur.

Wenn man dagegen bei andern gewesen ist und hat sie mit ihren Umgebungen, Gewohnheiten, in ihren notwendigen, unausweichlichen Zuständen gesehen, wie sie um sich wirken oder wie sie sich fügen, so gehört schon Unverstand und böser Wille dazu, um das lächerlich zu finden, was uns in mehr als einem Sinne ehrwürdig scheinen mußte.

Durch das, was wir Betragen und gute Sitten nennen, soll das erreicht werden, was außerdem nur durch Gewalt, oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen ist.

Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten.

Wie kann der Charakter, die Eigentümlichkeit des Menschen, mit der Lebensart bestehen?

Das Eigentümliche müßte durch die Lebensart erst recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will jedermann, nur soll es nicht unbequem sein.

Die größten Vorteile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat.

Rohe Kriegersleute gehen wenigstens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meist hinter der Stärke eine Gutmütigkeit verborgen liegt, so ist im Notfall auch mit ihnen auszukommen.

Niemand ist lästiger, als ein täppischer Mensch vom Zivilstande. Von ihm könnte man die Feinheit fordern, da er sich mit nichts Rohem zu beschäftigen hat.

Wenn wir mit Menschen leben, die ein zartes Gefühl für das Schicksliche haben, so wird es uns angst um ihre Willen, wenn etwas Ungeschicktes begegnet.

Es käme niemand mit der Brille auf der Nase in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß den Frauen sogleich die Lust vergeht, ihn anzusehen und sich mit ihm zu unterhalten.

Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht ist immer lächerlich. Es würde niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Kompliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie komisch das aussieht.

Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.

Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem jeder sein Bild zeigt.

Es gibt eine Höflichkeit des Herzens; sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens.

Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand, und wie wäre der möglich ohne Liebe!

Wir sind nie entfernter von unsern Wünschen, als wenn wir uns einbilden, das Gewünschte zu besitzen.

Niemand ist mehr Sklave, als der sich für frei hält, ohne es zu sein.

Es darf sich einer nur für frei erklären, so fühlt er sich den Augenblick als bedingt. Wagt er es, sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frei.

Gegen große Vorzüge eines andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe.

„Es ist was Schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den sich die Dummen was zu gute thun.“

Es gibt, sagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber bloß daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrscheinlich seinesgleichen zu schätzen wissen.

Es gibt keinen größern Trost für die Mittelmäßigkeit, als daß das Genie nicht unsterblich sei.

Die größten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen.

Man hält die Menschen gewöhnlich für gefährlicher, als sie sind.

Thoren und gescheite Leute sind gleich unschädlich. Nur die Halbnarren und Halbweisen, das sind die gefährlichsten.

Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst.

Selbst im Augenblick des höchsten Glücks und der höchsten Not bedürfen wir des Künstlers.

„Die Kunst beschäftigt sich mit dem Schweren und Guten.“

Das Schwierige leicht behandelt zu sehen, gibt uns das Anschauen des Unmöglichen.

Die Schwierigkeiten wachsen, je näher man dem Ziele kommt.

Säen ist nicht so beschwerlich als ernten.

Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähr, was sich in ihr hin und her bewegt, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten heranzuleiten möchten.

Wir befinden uns nicht leicht in großer Gesellschaft, ohne zu denken: der Zufall, der so viele zusammenbringt, solle uns auch unsre Freunde herbeiführen.

Man mag noch so eingezogen leben, so wird man, ehe man sich's versteht, ein Schuldner oder ein Gläubiger.

Begegnet uns jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken.

Sich mitzuteilen, ist Natur; Mitgeteiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung.

Niemand würde viel in Gesellschaften sprechen, wenn er sich bewußt wäre, wie oft er die andern mißversteht.

Man verändert fremde Reden beim Wiederholen wohl nur darum so sehr, weil man sie nicht verstanden hat.

Wer vor andern lange allein spricht, ohne den Zuhörern zu schmeicheln, erregt Widerwillen.

Jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegensinn.

Widerspruch und Schmeichelei machen beide ein schlechtes Gespräch.

Die angenehmsten Gesellschaften sind die, in welchen eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegeneinander obwaltet.

Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter als durch das, was sie lächerlich finden.

Das Lächerliche entspringt aus einem sittlichen Kontrast, der auf eine unschädliche Weise für die Sinne in Verbindung gebracht wird.

Der sinnliche Mensch lacht oft, wo nichts zu lachen ist. Was ihn auch anregt, sein inneres Behagen kommt zum Vorschein.

Der Verständige findet fast alles lächerlich, der Vernünftige fast nichts.

Einem bejahrten Manne verdachte man, daß er sich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es ist das einzige Mittel, verfehte er, sich zu verjüngen, und das will doch jedermann.

Man läßt sich seine Mängel vorhalten, man läßt sich strafen, man leidet manches um ihrerwillen mit Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man sie ablegen soll.

Gewisse Mängel sind notwendig zum Dasein des Einzelnen. Es würde uns unangenehm sein, wenn alte Freunde gewisse Eigenheiten ablegten.

Man sagt: er stirbt bald, wenn einer etwas gegen seine Art und Weise thut.

Was für Mängel dürfen wir behalten, ja, an uns kultivieren? Solche, die den andern eher schmeicheln als sie verletzen.

Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden, nur gesteigerte.

Unre Leidenschaften sind wahre Phönixe. Wie der alte verbrennt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor.

Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung. Was sie heilen könnte, macht sie erst recht gefährlich.

Die Leidenschaft erhöht und mildert sich durchs Bekennen. In nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerter als im Vertrauen und Verschweigen gegen die, die wir lieben.

Ueber Abgeschiedene eigentlich Gericht halten wollen, möchte niemals der Billigkeit gemäß sein. Wir leiden alle am Leben; wer will uns, außer Gott, zur Rechenschaft ziehen! Nicht, was sie gefehlt und gelitten, sondern was sie geleistet und gethan, beschäftige die Hinterbliebenen.

An den Fehlern erkennt man den Menschen, an den Vorzügen den einzelnen; Mängel und Schicksale haben wir alle gemein, die Tugenden gehören jedem besonders.

Sechste Abtheilung.

Die Geheimnisse der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren; es gibt Steine des Anstoßes, über die ein jeder Wanderer stolpern muß. Der Poet aber deutet auf die Stelle hin.

Es wäre nicht der Mühe wert, siebzig Jahre alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Thorheit wäre vor Gott.

Das Wahre ist gottähnlich; es erscheint nicht unmittelbar, wir müssen es aus seinen Manifestationen erraten.

Der echte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert sich dem Meister.

„Aber die Menschen vermögen nicht leicht, aus dem Bekannten das Unbekannte zu entwickeln; denn sie wissen nicht, daß ihr Verstand eben solche Künste wie die Natur treibt.“

„Denn die Götter lehren uns ihr eigenstes Werk nachahmen; doch wissen wir nur, was wir thun, erkennen aber nicht, was wir nachahmen.“

„Alles ist gleich, alles ungleich, alles nützlich und schädlich, sprechend und stumm, vernünftig und unvernünftig. Und was man von einzelnen Dingen bekennet, widerspricht sich öfters.“

„Denn das Gesetz haben die Menschen sich selbst aufgelegt, ohne zu wissen, über was sie Gesetze gaben; aber die Natur haben alle Götter geordnet.“

„Was nun die Menschen gesetzt haben, das will nicht passen, es mag recht oder unrecht sein; was aber die Götter setzen, das ist immer am Platz, recht oder unrecht.“

„Ich aber will zeigen, daß die bekannten Künste der Menschen natürlichen Begebenheiten gleich sind, die offenbar oder geheim vorgehen.“

„Von der Art ist die Weissagekunst. Sie erkennet aus dem Offenbaren das Verborgene, aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige, aus dem Toten das Lebendige, und den Sinn des Sinnlosen.“

„So erkennt der Unterrichtete immer recht die Natur des Menschen; und der Ununterrichtete sieht sie bald so, bald so an, und jeder ahmt sie nach seiner Weise nach.“

„Wenn ein Mann mit einem Weibe zusammentrifft und ein Knabe entsteht, so wird aus etwas Bekanntem ein Unbekanntes. Dagegen wenn der dunkle Geist des Knaben die deutlichen Dinge in sich aufnimmt, so wird er zum Mann und lernt aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige erkennen.“

„Das Unsterbliche ist nicht dem sterblichen Lebenden zu vergleichen, und doch ist auch das bloß Lebende verständig. So weiß der Magen recht gut, wenn er hungert und durstet.“

„So verhält sich die Wahrsagekunst zur menschlichen Natur. Und beide sind dem Einsichtsvollen immer recht; dem Beschränkten aber erscheinen sie bald so, bald so.“

„In der Schmiede erweicht man das Eisen, indem man das Feuer anbläst und dem Stabe seine überflüssige Nahrung nimmt; ist er aber rein geworden, dann schlägt man ihn und zwingt ihn, und durch die Nahrung eines fremden Wassers wird er wieder stark. Das widerfährt auch dem Menschen von seinem Lehrer.“

„Da wir überzeugt sind, daß derjenige, der die intellektuelle Welt beschaut und des wahrhaften Intellekts Schönheit gewahr wird, auch wohl ihren Vater, der über allen

Sinn erhaben ist, bemerken könne, so versuchen wir denn nach Kräften einzusehen und für uns selbst auszudrücken — insofern sich dergleichen deutlich machen läßt —, auf welche Weise wir die Schönheit des Geistes und der Welt anzuschauen vermögen.“

„Nehmet an daher: zwei steinerne Massen seien nebeneinander gestellt, deren eine roh und ohne künstliche Bearbeitung geblieben, die andere aber durch die Kunst zur Statue, einer menschlichen oder göttlichen, ausgebildet worden. Wäre es eine göttliche, so möchte sie eine Grazie oder Muse vorstellen; wäre es eine menschliche, so dürfte es nicht ein besonderer Mensch sein, vielmehr irgend einer, den die Kunst aus allem Schönen versammelte.“

„Euch wird aber der Stein, der durch die Kunst zur schönen Gestalt gebracht worden, alsobald schön erscheinen; doch nicht, weil er Stein ist — denn sonst würde die andere Masse gleichfalls für schön gelten —, sondern daher, daß er eine Gestalt hat, welche die Kunst ihm erteilte.“

„Die Materie aber hatte eine solche Gestalt nicht, sondern diese war in dem Ersinnenden früher, als sie zum Stein gelangte. Sie war jedoch in dem Künstler nicht, weil er Augen und Hände hatte, sondern weil er mit der Kunst begabt war.“

„Also war in der Kunst noch eine weit größere Schönheit; denn nicht die Gestalt, die in der Kunst ruhet, gelangt in den Stein, sondern dorten bleibt sie, und es gehet indessen eine andere geringere hervor, die nicht rein in sich selbst verharret, noch auch wie sie der Künstler wünschte, sondern insofern der Stoff der Kunst gehorchte.“

„Wenn aber die Kunst dasjenige, was sie ist und besitzt, auch hervorbringt, und das Schöne nach der Vernunft hervorbringt, nach welcher sie immer handelt, so ist diese fürwahr

diejenige, die mehr und wahrer eine größere und trefflichere Schönheit der Kunst besitzt, vollkommener als alles, was nach außen hervortritt.“

„Denn indem die Form, in die Materie hervorschreitend, schon ausgedehnt wird, so wird sie schwächer als jene, welche in einem verharret. Denn was in sich eine Entfernung erduldet, tritt von sich selbst weg: Stärke von Stärke, Wärme von Wärme, Kraft von Kraft; so auch Schönheit von Schönheit. Daher muß das Wirkende trefflicher sein als das Gewirkte. Denn nicht die Unmusik macht den Musiker, sondern die Musik, und die übersinnliche Musik bringt die Musik in sinnlichem Tone hervor.“

„Wollte aber jemand die Künste verachten, weil sie die Natur nachahmen, so läßt sich darauf antworten, daß die Naturen auch manches andere nachahmen; daß ferner die Künste nicht das geradezu nachahmen, was man mit Augen siehet, sondern auf jenes Vernünftige zurückgehen, aus welchem die Natur bestehet und wornach sie handelt.“

„Ferner bringen auch die Künste vieles aus sich selbst hervor und fügen andrerseits manches hinzu, was der Natur an Vollkommenheit abgehet, indem sie die Schönheit in sich selbst haben. So konnte Phidias den Gott bilden, ob er gleich nichts sinnlich Erblickliches nachahmte, sondern sich einen solchen in den Sinn faßte, wie Zeus selbst erscheinen würde, wenn er unsern Augen begegnen möchte.“

Man kann den Idealisten alter und neuer Zeit nicht verargen, wenn sie so lebhaft auf Beherzigung des einen dringen, woher alles entspringt und worauf alles wieder zurückzuführen wäre. Denn freilich ist das belebende und ordnende Prinzip in der Erscheinung dergestalt bedrängt, daß es sich kaum zu retten weiß. Allein wir verkürzen uns an der andern

Seite wieder, wenn wir das Formende und die höhere Form selbst in eine vor unserm äußern und innern Sinn verschwindende Einheit zurückdrängen.

Wir Menschen sind auf Ausdehnung und Bewegung angewiesen; diese beiden allgemeinen Formen sind es, in welchen sich alle übrigen Formen, besonders die sinnlichen, offenbaren. Eine geistige Form wird aber keineswegs verkürzt, wenn sie in der Erscheinung hervortritt, vorausgesetzt, daß ihr Hervortreten eine wahre Zeugung, eine wahre Fortpflanzung sei. Das Gezeugte ist nicht geringer als das Zeugende; ja, es ist der Vorteil lebendiger Zeugung, daß das Gezeugte vortrefflicher sein kann als das Zeugende.

Dieses weiter auszuführen und vollkommen anschaulich, ja, was mehr ist, durchaus praktisch zu machen, würde von wichtigem Belang sein. Eine umständliche folgerechte Ausführung aber möchte den Hörern übergroße Aufmerksamkeit zumuten.

Was einem angehört, wird man nicht los, und wenn man es wegwürfe.

Die neueste Philosophie unserer westlichen Nachbarn gibt ein Zeugnis, daß der Mensch, er gebärde sich, wie er wolle, und so auch ganze Nationen, immer wieder zum Angeborenen zurückkehren. Und wie wollte das anders sein, da ja dieses seine Natur und Lebensweise bestimmt?

Die Franzosen haben dem Materialismus entsagt und den Urfängen etwas mehr Geist und Leben zuerkannt; sie haben sich vom Sensualismus losgemacht und den Tiefen der menschlichen Natur eine Entwicklung aus sich selbst zugestanden; sie lassen in ihr eine produktive Kraft gelten und suchen nicht alle Kunst aus Nachahmung eines gewahrgewordenen Außern zu erklären. In solchen Richtungen mögen sie beharren!

Eine eklektische Philosophie kann es nicht geben, wohl aber eklektische Philosophen.

Ein Eklektiker aber ist ein jeder, der aus dem, was ihn umgibt, aus dem, was sich um ihn ereignet, sich dasjenige aneignet, was seiner Natur gemäß ist; und in diesem Sinne gilt alles, was Bildung und Fortschreitung heißt, theoretisch oder praktisch genommen.

Zwei eklektische Philosophen könnten demnach die größten Widersacher werden, wenn sie, antagonistisch geboren, jeder von seiner Seite sich aus allen überlieferten Philosophien dasjenige aneignete, was ihm gemäß wäre. Sehe man doch nur um sich her, so wird man immer finden, daß jeder Mensch auf diese Weise verfährt und deshalb nicht begreift, warum er andere nicht zu seiner Meinung befehren kann.

Sogar ist es selten, daß jemand im höchsten Alter sich selbst historisch wird und daß ihm die Mitlebenden historisch werden, so daß er mit niemanden mehr kontrovertieren mag noch kann.

Besieht man es genauer, so findet sich, daß dem Geschichtschreiber selbst die Geschichte nicht leicht historisch wird; denn der jedesmalige Schreiber schreibt immer nur so, als wenn er damals selbst dabei gewesen wäre; nicht aber was vormals war und damals bewegte. Der Chronikenschreiber selbst deutet nur mehr oder weniger auf die Beschränktheit, auf die Eigenheiten seiner Stadt, seines Klosters wie seines Zeitalters.

Verschiedene Sprüche der Alten, die man sich öfters zu wiederholen pflegt, hatten eine ganz andere Bedeutung, als man ihnen in späteren Zeiten geben möchte.

Das Wort: es solle kein mit der Geometrie Unbekannter, der Geometrie Fremder, in die Schule des Philosophen treten,

heißt nicht etwa: man solle ein Mathematiker sein, um ein Weltweiser zu werden.

Geometrie ist hier in ihren ersten Elementen gedacht, wie sie uns im Euklid vorliegt, und wie wir sie einen jeden Anfänger beginnen lassen. Alsdann aber ist sie die vollkommenste Vorbereitung, ja Einleitung in die Philosophie.

Wenn der Knabe zu begreifen anfängt, daß einem sichtbaren Punkte ein unsichtbarer vorhergehen müsse, daß der nächste Weg zwischen zwei Punkten schon als Linie gedacht werde, ehe sie mit dem Bleistift aufs Papier gezogen wird, so fühlt er einen gewissen Stolz, ein Behagen. Und nicht mit Unrecht: denn ihm ist die Quelle alles Denkens aufgeschlossen, Idee und Verwirklichtes, *potentia et actu*, ist ihm klar geworden; der Philosoph entdeckt ihm nichts Neues; dem Geometer war von seiner Seite der Grund alles Denkens aufgegangen.

Nehmen wir sodann das bedeutende Wort vor: Erkenne dich selbst, so müssen wir es nicht im asketischen Sinne auslegen. Es ist keineswegs die Heautognosie unserer modernen Hypochondristen, Humoristen und Heautontimorumenen damit gemeint; sondern es heißt ganz einfach: Gib einigermaßen acht auf dich selbst, nimm Notiz von dir selbst, damit du gewahr werdest, wie du zu deinesgleichen und der Welt zu stehen kommst. Hiezu bedarf es keiner psychologischen Quälereien: jeder tüchtige Mensch weiß und erfährt, was es heißen soll; es ist ein guter Rat, der einem jeden praktisch zum größten Vorteil gelehrt.

Man denke sich das Große der Alten, vorzüglich der sokratischen Schule, daß sie Quelle und Nichtschnur alles Lebens und Thuns vor Augen stellt, nicht zu leerer Spekulation, sondern zu Leben und That auffordert.

Wenn nun unser Schulunterricht immer auf das Altertum hinweist, das Studium der griechischen und lateinischen Sprache fördert, so können wir uns Glück wünschen, daß diese zu einer höhern Kultur so nötigen Studien niemals rückgängig werden.

Wenn wir uns dem Altertum gegenüberstellen und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden.

Der Schulmann, indem er lateinisch zu schreiben und zu sprechen versucht, kommt sich höher und vornehmer vor, als er sich in seinem Alltagsleben dünken darf.

Der für dichterische und bildnerische Schöpfungen empfangliche Geist fühlt sich dem Altertum gegenüber in den anmutigst-ideellen Naturzustand versetzt; und noch auf den heutigen Tag haben die homerischen Gesänge die Kraft, uns wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Ueberlieferung von mehreren tausend Jahren auf uns gewälzt hat.

Es gibt nur zwei wahre Religionen: die eine, die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere, die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet. Alles, was dazwischen liegt, ist Götzendienst.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Geist sich durch die Reformation zu befreien suchte; die Aufklärung über griechisches und römisches Altertum brachte den Wunsch, die Sehnsucht nach einem freieren, anständigeren und geschmackvolleren Leben hervor. Sie wurde aber nicht wenig dadurch begünstigt,

daß das Herz in einen gewissen einfachen Naturstand zurückzukehren und die Einbildungskraft sich zu konzentrieren trachtete.

Aus dem Himmel wurden auf einmal alle Heiligen vertrieben und von einer göttlichen Mutter mit einem zarten Kinde Sinne, Gedanken, Gemüt auf den Erwachsenen, sittlich Wirkenden, ungerecht Leidenden gerichtet, welcher später als Halbgott verklärt, als wirklicher Gott anerkannt und verehrt wurde.

Er stand vor einem Hintergrunde, wo der Schöpfer das Weltall ausgebreitet hatte; von ihm ging eine geistige Wirkung aus, seine Leiden eignete man sich als Beispiel zu, und seine Verklärung war das Pfand für eine ewige Dauer.

So wie der Weihrauch einer Kohle Leben erfrischt, so erfrischt das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man sie versteht, d. h. je mehr man einsieht und anschaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffassen und im besondern auf uns anwenden, nach gewissen Umständen, nach Zeit und Ortsverhältnissen einen eigenen, besondern, unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat.

Genau besehen, haben wir uns noch alle Tage zu reformieren und gegen andere zu protestieren, wenn auch nicht in religiösem Sinne.

Wir haben das unabweichliche, täglich zu erneuernde, grundernstliche Bestreben: das Wort mit dem Empfundenen,

Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginierten, Vernünftigen möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen.

Jeder prüfe sich, und er wird finden, daß dies viel schwerer sei, als man denken möchte; denn leider sind dem Menschen die Worte gewöhnlich Surrogate: er denkt und weiß es meistens besser, als er sich ausdrückt.

Verharren wir aber in dem Bestreben: das Falsche, Ungehörige, Unzulängliche, was sich in uns und andern entwickeln oder einschleichen könnte, durch Klarheit und Redlichkeit auf das möglichste zu beseitigen!

Mit den Jahren steigern sich die Prüfungen.

Wo ich aufhören muß, sittlich zu sein, habe ich keine Gewalt mehr.

Zensur und Preßfreiheit werden immerfort miteinander kämpfen. Zensur fordert und übt der Mächtige, Preßfreiheit verlangt der Mindere. Jener will weder in seinen Plänen noch seiner Thätigkeit durch vorlautes, widersprechendes Wesen gehindert, sondern gehorcht sein; dieser möchte seine Gründe aussprechen, den Ungehorsam zu legitimieren. Dieses wird man überall geltend finden.

Doch muß man auch hier bemerken, daß der Schwächere, der leidende Teil, gleichfalls auf seine Weise die Preßfreiheit zu unterdrücken sucht, und zwar in dem Falle, wenn er konspiriert und nicht verraten sein will.

Man wird nie betrogen, man betrügt sich selbst.

Wir brauchen in unserer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältnis Volkheit zum Volke ausdrückt. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind; der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr. Dieses weiß niemals für lauter Wollen, was es will. Und in diesem Sinne soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt.

Welches Recht wir zum Regiment haben, darnach fragen wir nicht — wir regieren. Ob das Volk ein Recht habe, uns abzusetzen, darum bekümmern wir uns nicht — wir hüten uns nur, daß es nicht in Versuchung komme, es zu thun.

Wenn man den Tod abschaffen könnte, dagegen hätten wir nichts; die Todesstrafen abzuschaffen, wird schwer halten. Geschieht es, so rufen wir sie gelegentlich wieder zurück.

Wenn sich die Societät des Rechtes begibt, die Todesstrafe zu verfügen, so tritt die Selbsthilfe unmittelbar wieder hervor, die Blutrache klopft an die Thüre.

Alle Gesetze sind von Alten und Männern gemacht. Junge und Weiber wollen die Ausnahme, Alte die Regel.

Der Verständige regiert nicht, aber der Verstand; nicht der Vernünftige, sondern die Vernunft.

Wen jemand lobt, dem stellt er sich gleich.

Es ist nicht genug, zu wissen, man muß auch anwenden; es ist nicht genug, zu wollen, man muß auch thun.

Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden.

Der unschätzbare Vorteil, welchen die Ausländer gewinnen, indem sie unsere Litteratur erst jetzt gründlich studieren, ist der, daß sie über die Entwicklungskrankheiten, durch die wir nun schon beinahe während dem Laufe des Jahrhunderts durchgehen mußten, auf einmal weggehoben werden und, wenn das Glück gut ist, ganz eigentlich daran sich auf das wünschenswerteste ausbilden.

Wo die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts zerstörend sind, ist Wieland neckend.

Das poetische Talent ist dem Bauer so gut gegeben wie dem Ritter, es kommt nur darauf an, daß jeder seinen Zustand ergreife und ihn nach Würden behandle.

„Was sind Tragödien anders als versifizierte Passionen solcher Leute, die sich aus den äußern Dingen ich weiß nicht was machen?“

Norik Sterne war der schönste Geist, der je gewirkt hat; wer ihn liebt, fühlt sich sogleich frei und schön; sein Humor ist unnachahmlich, und nicht jeder Humor befreit die Seele.

„Mäßigkeit und klarer Himmel sind Apollo und die Mufen.“

„Das Gesicht ist der edelste Sinn; die andern vier belehren uns nur durch die Organe des Takts: wir hören, wir fühlen, riechen und betasten alles durch Berührung; das Gesicht aber steht unendlich höher, verfeint sich über die Materie und nähert sich den Fähigkeiten des Geistes.“

„Setzen wir uns an die Stelle anderer Personen, so würden Eifersucht und Haß wegfallen, die wir so oft gegen sie empfinden; und setzen wir andere an unsere Stelle, so würde Stolz und Einbildung gar sehr abnehmen.“

„Nachdenken und Handeln verglich einer mit Rahel und Lea: die eine war anmutiger, die andere fruchtbarer.“

„Nichts im Leben, außer Gesundheit und Tugend, ist schätzenswerter als Kenntniß und Wissen; auch ist nichts so leicht zu erreichen und so wohlfeil zu erhandeln: die ganze Arbeit ist ruhig sein und die Ausgabe Zeit, die wir nicht retten, ohne sie auszugeben.“

„Könnte man Zeit wie bares Geld beiseite legen, ohne sie zu benutzen, so wäre dies eine Art von Entschuldigung für den Müßiggang der halben Welt — aber keine völlige; denn es wäre ein Haushalt, wo man von dem Hauptstamm lebte, ohne sich um die Interessen zu bemühen.“

„Neuere Poeten thun viel Wasser in die Tinte.“

„Unter mancherlei wunderlichen Albernheiten der Schulen kommt mir keine so vollkommen lächerlich vor, als der Streit über die Echtheit alter Schriften, alter Werke. Ist es denn der Autor oder die Schrift, die wir bewundern oder tadeln?

Es ist immer nur der Autor, den wir vor uns haben; was kümmern uns die Namen, wenn wir ein Geisteswerk auslegen?“

„Wer will behaupten, daß wir Virgil oder Homer vor uns haben, indem wir die Worte lesen, die ihm zugeschrieben werden? Aber die Schreiber haben wir vor uns, und was haben wir weiter nötig? Und ich denke fürwahr, die Gelehrten, die in dieser unwesentlichen Sache so genau zu Werke gehen, scheinen mir nicht weiser als ein sehr schönes Frauenzimmer, das mich einmal mit möglichst süßem Lächeln befragte, wer denn der Autor von Shakespeares Schauspielen gewesen sei.“

„Es ist besser, das geringste Ding von der Welt zu thun, als eine halbe Stunde für gering halten.“

„Mut und Bescheidenheit sind die unzweideutigsten Tugenden; denn die sind von der Art, daß Heuchelei sie nicht nachahmen kann; auch haben sie die Eigenschaft gemein, sich beide durch dieselbe Farbe auszudrücken.“

„Unter allem Diebsgesindel sind die Narren die schlimmsten: sie rauben euch beides, Zeit und Stimmung.“

„Uns selbst zu achten, leitet unsre Sittlichkeit; andere zu schätzen, regiert unser Betragen.“

„Kunst und Wissenschaft sind Worte, die man so oft braucht und deren genauer Unterschied selten verstanden wird, man gebraucht oft eins für das andere.“

„Auch gefallen mir die Definitionen nicht, die man davon gibt. Verglichen fand ich irgendwo Wissenschaft mit Witz,

Kunst mit Humor. Hierin find' ich mehr Einbildungskraft als Philosophie: es gibt uns wohl einen Begriff von dem Unterschied beider, aber keinen von dem Eigentümlichen einer jeden."

"Ich denke, Wissenschaft könnte man die Kenntniss des Allgemeinen nennen, das abgezogene Wissen, Kunst dagegen wäre Wissenschaft zur That verwendet; Wissenschaft wäre Vernunft, und Kunst ihr Mechanismus, deshalb man sie auch praktische Wissenschaft nennen könnte. Und so wäre denn endlich Wissenschaft das Theorem, Kunst das Problem."

"Vielleicht wird man mir einwenden: man hält die Poesie für Kunst, und doch ist sie nicht mechanisch. Aber ich leugne, daß sie eine Kunst sei; auch ist sie keine Wissenschaft. Künste und Wissenschaften erreicht man durch Denken, Poesie nicht; denn diese ist Eingebung; sie war in der Seele empfangen, als sie sich zuerst regte. Man sollte sie weder Kunst noch Wissenschaft nennen, sondern Genius."

Auch jetzt im Augenblick sollte jeder Gebildete Sternes Werke wieder zur Hand nehmen, damit auch das neunzehnte Jahrhundert erführe, was wir ihm schuldig sind, und einsähe, was wir ihm schuldig werden können.

In dem Erfolg der Litteraturen wird das frühere Wirksame verdunkelt, und das daraus entsprungene Gewirkte nimmt überhand, deswegen man wohl thut, von Zeit zu Zeit wieder zurückzublicken. Was an uns Original ist, wird am besten erhalten und belebt, wenn wir unsre Altvordern nicht aus den Augen verlieren.

Möge das Studium der griechischen und römischen Litteratur immerfort die Basis der höhern Bildung bleiben!

Chinesische, indische, ägyptische Altertümer sind immer nur Kuriositäten: es ist sehr wohl gethan, sich und die Welt damit bekannt zu machen; zu sittlicher und ästhetischer Bildung aber werden sie uns wenig fruchten.

Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern; es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln, deswegen es ihr zum größten Vorteil gereichte, daß die Außenwelt von ihr so spät Notiz nahm.

Sehen wir unsre Litteratur über ein halbes Jahrhundert zurück, so finden wir, daß nichts um der Fremden willen geschehen ist.

Daß Friedrich der Große aber gar nichts von ihnen wissen wollte, das verdroß die Deutschen doch, und sie thaten das Möglichste, als etwas vor ihm zu erscheinen.

Jetzt, da sich eine Weltlitteratur einleitet, hat, genau gesehen, der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohl thun, dieser Warnung nachzudenken.

Auch einseitige Menschen bemerken nicht, daß sie dasjenige erklären wollen, was Grunderfahrungen sind, bei denen man sich beruhigen mußte.

Doch mag dies auch vorteilhaft sein, sonst unterließe man das Forschen allzufrüh.

Wer sich von nun an nicht auf eine Kunst oder Handwerk legt, der wird übel dran sein. Das Wissen fördert nicht mehr bei dem schnellen Umtriebe der Welt; bis man von allem Notiz genommen hat, verliert man sich selbst.

Eine allgemeine Ausbildung bringt uns jetzt die Welt ohnehin auf, wir brauchen uns deshalb darum nicht weiter zu bemühen; das Besondere müssen wir uns zueignen.

Die größten Schwierigkeiten liegen da, wo wir sie nicht suchen.

Lorenz Sterne war geboren 1713, starb 1768. Um ihn zu begreifen, darf man die sittliche und kirchliche Bildung seiner Zeit nicht unbeachtet lassen; dabei hat man wohl zu bedenken, daß er Lebensgenosse Warburtons gewesen.

Eine freie Seele wie die seine kommt in Gefahr, frech zu werden, wenn nicht ein edles Wohlwollen das sittliche Gleichgewicht herstellt.

Bei leichter Berührbarkeit entwickelte sich alles von innen bei ihm heraus; durch beständigen Konflikt unterschied er das Wahre vom Falschen, hielt am ersten fest und verhielt sich gegen das andere rücksichtslos.

Er fühlte einen entschiedenen Haß gegen Ernst, weil er didaktisch und dogmatisch ist und gar leicht pedantisch wird, wogegen er den äußersten Abscheu hegte. Daher seine Abneigung gegen Terminologie.

Bei den vielfachsten Studien und Lektüre entdeckte er überall das Unzulängliche und Lächerliche.

Shandeism nennt er die Unmöglichkeit, über einen ernstern Gegenstand zwei Minuten zu denken.

Dieser schnelle Wechsel von Ernst und Scherz, von Anteil und Gleichgültigkeit, von Leid und Freude soll in dem irländischen Charakter liegen.

Sagazität und Penetration sind bei ihm grenzenlos.

Seine Heiterkeit, Genügsamkeit, Duldsamkeit auf der Reise, wo diese Eigenschaften am meisten geprüft werden, finden nicht leicht ihresgleichen.

So sehr uns der Anblick einer freien Seele dieser Art ergötzt, ebenso sehr werden wir gerade in diesem Fall erinnert, daß wir von allem dem, wenigstens von dem meisten, was uns entzückt, nichts in uns aufnehmen dürfen.

Das Element der Lüsternheit, in dem er sich so zierlich und sinnig benimmt, würde vielen andern zum Verderben gereichen.

Das Verhältnis zu seiner Frau wie zur Welt ist betrachtenswert. „Ich habe mein Glend nicht wie ein weiser Mann benutzt,“ sagt er irgendwo.

Er scherzt gar anmutig über die Widersprüche, die seinen Zustand zweideutig machen.

„Ich kann das Predigen nicht vertragen: ich glaube, ich habe in meiner Jugend mich daran übergeben.“

Er ist in nichts ein Muster und in allem ein Andeuter und Erwecker.

„Unser Anteil an öffentlichen Angelegenheiten ist meist nur Philisterei.“

„Nichts ist höher zu schätzen, als der Wert des Tages.“

„Pereant, qui ante nos nostra dixerunt!“

So wunderbarlich könnte nur derjenige sprechen, der sich einbildete, ein Autochthon zu sein. Wer sich's zur Ehre hält, von vernünftigen Vorfahren abzustammen, wird ihnen doch wenigstens ebensoviel Menschenfönn zugestehen, als sich selbst.

Die originalsten Autoren der neuesten Zeit sind es nicht deswegen, weil sie etwas Neues hervorbringen, sondern allein, weil sie fähig sind, dergleichen Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals wären gesagt gewesen.

Daher ist das schönste Zeichen der Originalität, wenn man einen empfangenen Gedanken dergestalt fruchtbar zu entwickeln weiß, daß niemand leicht, wie viel in ihm verborgen liege, gefunden hätte.

Viele Gedanken heben sich erst aus der allgemeinen Kultur hervor, wie die Blüten aus den grünen Zweigen. Zur Rosenzeit sieht man Rosen überall blühen.

Eigentlich kommt alles auf die Gefönnungen an: wo diese sind, treten auch die Gedanken hervor, und nach dem sie sind, sind auch die Gedanken.

„Nichts wird leicht ganz unparteiisch wieder dargestellt. Man könnte sagen, hievon mache der Spiegel eine Ausnahme, und doch sehen wir unser Angesicht niemals ganz richtig darin; ja, der Spiegel kehrt unsre Gestalt um und macht unsre linke Hand zur rechten. Dies mag ein Bild sein für alle Betrachtungen über uns selbst.“

„Im Frühling und Herbst denkt man nicht leicht an Kaminfeuer; und doch geschieht es, daß, wenn wir zufällig an einem vorbeigehen, wir das Gefühl, das es mittheilt, so angenehm finden, daß wir ihm wohl nachhängen mögen. Dies möchte mit jeder Versuchung analog sein.“

„Sei nicht ungeduldig, wenn man deine Argumente nicht gelten läßt.“

Wer lange in bedeutenden Verhältnissen lebt, dem begegnet freilich nicht alles, was dem Menschen begegnen kann; aber doch das Analoge und vielleicht einiges, was ohne Beispiel war.

Siebente Abtheilung.

Das erste und letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe.

Wer gegen sich selbst und andere wahr ist und bleibt, besitzt die schönste Eigenschaft der größten Talente.

Große Talente sind das schönste Versöhnungsmittel.

Das Genie übt eine Art Ubiquität aus, ins Allgemeine vor, ins Besondere nach der Erfahrung.

Eine thätige Skepsis ist die, welche unablässig bemüht ist, sich selbst zu überwinden und durch geregelte Erfahrung zu einer Art von bedingter Zuverlässigkeit zu gelangen.

Das Allgemeine eines solchen Geistes ist die Tendenz, zu erforschen, ob irgend einem Objekt irgend ein Prädikat wirklich

zukomme? und geschieht diese Untersuchung in der Absicht, das als geprüft Gefundene in der Praxis mit Sicherheit anwenden zu können.

Der lebendig begabte Geist, sich in praktischer Absicht ans Allernächste haltend, ist das Vorzüglichste auf Erden.

„Vollkommenheit ist die Norm des Himmels; Vollkommenes wollen, die Norm des Menschen.“

Nicht allein das Angeborne, sondern auch das Erworbene ist der Mensch.

Der Mensch ist genugsam ausgestattet zu allen wahren irdischen Bedürfnissen, wenn er seinen Sinnen traut und sie dergestalt ausbildet, daß sie des Vertrauens wert bleiben.

Die Sinne trügen nicht, aber das Urtheil trügt.

Man leugnet dem Gesicht nicht ab, daß es die Entfernung der Gegenstände, die sich neben und übereinander befinden, zu schätzen wisse; das Hintereinander will man nicht gleichmäßig zugestehen.

Und doch ist dem Menschen, der nicht stationär, sondern beweglich gedacht wird, hierin die sicherste Lehre durch Parallaxe verliehen.

Die Lehre von dem Gebrauch der korrespondierenden Winkel ist, genau gesehen, darin eingeschlossen.

Das Tier wird durch seine Organe belehrt, der Mensch belehrt die feinigern und beherrscht sie.

Anaxagoras lehrt, daß alle Tiere die thätige Vernunft haben, aber nicht die leidende, die gleichsam der Dolmetscher des Verstandes ist.

Jüdisches Wesen. Energie der Grund von allem. Unmittelbare Zwecke. Keiner, auch nur der kleinste, geringste Jude, der nicht entschiedenes Bestreben verriete, und zwar ein irdisches, zeitliches, augenblickliches.

Judensprache hat etwas Pathetisches.

Alle unmittelbare Aufforderung zum Ideellen ist bedenklich, besonders an die Weiblein. Wie es auch sei, umgibt sich der einzelne bedeutende Mann mit einem mehr oder weniger religios-moralisch-ästhetischen Serail.

Jede große Idee, die als ein Evangelium in die Welt tritt, wird dem stoßenden pedantischen Volke ein Aergernis und einem Viel-, aber Leichtgebildeten eine Thorheit.

Eine jede Idee tritt als ein fremder Gast in die Erscheinung, und wie sie sich zu realisieren beginnt, ist sie kaum von Phantasie und Phantasterei zu unterscheiden.

Dies ist es, was man Ideologie im guten und bösen Sinne genannt hat, und warum der Ideolog den lebhaft wirkenden praktischen Tagesmenschen so sehr zuwider war.

Man kann die Nützlichkeit einer Idee anerkennen, und doch nicht recht verstehen, sie vollkommen zu nutzen.

„Ich glaube einen Gott!“ Dies ist ein schönes, löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.

Kepler sagte: „Mein höchster Wunsch ist, den Gott, den ich im Aeußern überall finde, auch innerlich, innerhalb meiner gleichermaßen gewahr zu werden.“ Der edle Mann fühlte sich nicht bewußt, daß eben in dem Augenblicke das Göttliche in ihm mit dem Göttlichen des Universums in genauester Verbindung stand.

Den teleologischen Beweis vom Dasein Gottes hat die kritische Vernunft beseitigt; wir lassen es uns gefallen. Was aber nicht als Beweis gilt, soll uns als Gefühl gelten, und wir rufen daher von der Brontotheologie bis zur Niphotheologie alle dergleichen fromme Bemühungen wieder heran. Sollten wir im Blitz, Donner und Sturm nicht die Nähe einer übergewaltigen Macht, im Blütenduft und lauen Luftsäuseln nicht ein liebevoll sich annäherndes Wesen empfinden dürfen?

Frage.

Was ist Prädestination?

Antwort.

Gott ist mächtiger und weiser als wir; darum macht er es mit uns nach seinem Gefallen.

Apokrypha. Wichtig wäre es, das hierüber historisch schon Bekannte nochmals zusammenzufassen und zu zeigen, daß gerade jene apokryphischen Schriften, mit denen die Gemeinden schon die ersten Jahrhunderte unserer Aera überschwemmt wurden und woran unser Kanon noch jetzt leidet, die eigentliche Ursache sind, warum das Christentum in keinem Momente der politischen und Kirchengeschichte in seiner ganzen Schönheit und Reinheit hervortreten konnte.

Das unheilbare Uebel dieser religiösen Streitigkeiten besteht darin, daß der eine Teil auf Märchen und leere Worte

das höchste Interesse der Menschheit zurückführen will, der andere aber es da zu begründen denkt, wo sich niemand beruhigt.

Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein: sie muß zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.

Glaube, Liebe, Hoffnung fühlten einst in ruhiger, geselliger Stunde einen plastischen Trieb in ihrer Natur: sie besleißigten sich zusammen und schufen ein liebliches Gebilde, eine Pandora im höhern Sinne, die Geduld.

„Ich bin über die Wurzeln des Baums gestolpert, den ich gepflanzt hatte.“ Das muß ein alter Forstmann gewesen sein, der dies gesagt hat.

Ein Blatt, vom Winde hingetrieben, sieht öfters einem Vogel gleich.

„Ein schäbiges Kamel trägt immer noch die Lasten vieler Esel.“

Weiß denn der Sperling, wie's dem Storch zu Mute sei?

Wo Lampen brennen, gibt's Delflecken, wo Kerzen brennen, gibt's Schnuppen; die Himmelslichter allein erleuchten rein und ohne Makel.

Wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zu Rande.

Ein gebranntes Kind scheut das Feuer, ein oft versengter Greis scheut sich zu wärmen.

Die gegenwärtige Welt ist nicht wert, daß wir etwas für sie thun: denn die bestehende kann in dem Augenblick abscheiden. Für die vergangene und künftige müssen wir arbeiten; für jene, daß wir ihr Verdienst anerkennen, für diese, daß wir ihren Wert zu erhöhen suchen.

Frage sich doch jeder, mit welchem Organ er allenfalls in seine Zeit einwirken kann und wird.

Denke nur niemand, daß man auf ihn als den Heiland gewartet habe.

Charakter im Großen und Kleinen ist, daß der Mensch demjenigen eine stete Folge gibt, dessen er sich fähig fühlt.

Wer thätig sein will und muß, hat nur das Gehörige des Augenblicks zu bedenken, und so kommt er ohne Weitläufigkeit hindurch. Das ist der Vorteil der Frauen, wenn sie ihn verstehen.

Der Augenblick ist eine Art von Publikum; man muß ihn betrügen, daß er glaube, man thue was: dann läßt er uns gewähren und im geheimen fortführen, worüber seine Enkel erstaunen müssen.

Menschen, die ihre Kenntnisse an die Stelle der Einsicht setzen.

In einigen Staaten ist in Folge der erlebten heftigen Bewegungen fast in allen Richtungen eine gewisse Uebertreibung im Unterrichtswesen eingetreten, dessen Schädlichkeit in der Folge allgemeiner wird eingesehen werden, aber jetzt schon von tüchtigen, redlichen Vorstehern vollkommen anerkannt ist. Treffliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß

sie dasjenige, was sie amts- und vorschriftsmäßig lehren und überliefern müssen, für unnütz und schädlich halten.

Es ist nichts trauriger anzusehen, als das unvermittelte Streben ins Unbedingte in dieser durchaus bedingten Welt; es erscheint im Jahr 1830 vielleicht ungehöriger als je.

Vor der Revolution war alles Bestreben, nachher verwandelte sich alles in Forderung.

Ob eine Nation reif werden könne, ist eine wunderliche Frage. Ich beantworte sie mit Ja, wenn alle Männer als dreißigjährig geboren werden könnten. Da aber die Jugend vorlaut, das Alter aber kleinlaut ewig sein wird, so ist der eigentlich reife Mann immer zwischen beiden geklemmt und wird sich auf eine wunderliche Weise behelfen und durchhelfen müssen.

Was von Seiten der Monarchen in die Zeitungen gedruckt wird, nimmt sich nicht gut aus; denn die Macht soll handeln und nicht reden. Was die Liberalen vorbringen, läßt sich immer lesen; denn der Uebermächtige, weil er nicht handeln kann, mag sich wenigstens redend äußern. „Laßt sie singen, wenn sie nur bezahlen!“ sagte Mazarin, als man ihm die Spottlieder auf eine neue Steuer vorlegte.

Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht gelesen hat und man liest sie alsdann zusammen, so zeigt sich erst, wie viel Zeit man mit diesen Papieren verdirbt. Die Welt war immer in Parteien geteilt, besonders ist sie es jetzt, und während jedes zweifelhaften Zustandes kirt der Zeitungs-schreiber eine oder die andere Partei mehr oder weniger und nährt die innere Neigung und Abneigung von Tag zu Tag,

bis zuletzt Entscheidung eintritt und das Geschehene wie eine Gottheit angestaunt wird.

Welcher Gewinn wäre es fürs Leben, wenn man dies früher gewahr würde, zeitig erführe, daß man mit seiner Schönen nie besser steht, als wenn man seinen Rivalen lobt. Alsdann geht ihr das Herz auf, jede Sorge, euch zu verlegen, die Furcht, euch zu verlieren, ist verschwunden: sie macht euch zum Vertrauten, und ihr überzeugt euch mit Freuden, daß ihr es seid, dem die Frucht des Baumes gehört, wenn ihr guten Humor genug habt, andern die abfallenden Blätter zu überlassen.

Für die vorzüglichste Frau wird diejenige gehalten, welche ihren Kindern den Vater, wenn er abgeht, zu ersetzen im Stande ist.

Eitelkeit ist eine persönliche Ruhmsucht: man will nicht wegen seiner Eigenschaften, seiner Verdienste, Thaten geschätzt, geehrt, gesucht werden, sondern um seines individuellen Daseins willen. Am besten kleidet die Eitelkeit deshalb eine frivole Schöne.

Ein lebhafter Mann, unwillig über das Betragen eines Frauenzimmers, ruft aus: „Ich möchte sie heiraten, nur um sie prügeln zu dürfen.“

Man hat sich auf eine dringend-liebevoll und anmutige Weise beklagt, daß ich meine Gedanken über auswärtige Litteraturen lieber mittheile, als über die unsrige; und es ist doch ganz natürlich. Die Fremden erfahren entweder nicht, was ich von ihnen sage, sie kümmern sich nicht darum, oder lassen sich's gefallen. Man ist nicht unhöflich in die Ferne. Aber in der Nähe soll man, wie in guter Gesellschaft, nichts Ver-

Lebendes vorbringen, und doch wird jede Mißbilligung als eine Verletzung angesehen.

Klassisch ist das Gesunde, romantisch das Kranke.

Ovid blieb klassisch auch im Exil: er sucht sein Unglück nicht in sich, sondern in seiner Entfernung von der Hauptstadt der Welt.

Das Romantische ist schon in seinen Abgrund verlaufen: das Gräßlichste der neueren Produktionen ist kaum noch gesunkener zu denken.

Engländer und Franzosen haben uns darin überboten. Körper, die bei Leibesleben verfaulen und sich in detaillierter Betrachtung ihres Verwesens erbauen; Tote, die zum Verderben anderer am Leben bleiben und ihren Tod am Lebendigen ernähren — dahin sind unsere Produzenten gelangt.

Im Altertum spuken dergleichen Erscheinungen nur vor wie seltene Krankheitsfälle; bei den Neuern sind sie endemisch und epidemisch geworden.

Die Litteratur verdirbt sich nur in dem Maße, als die Menschen verdorbener werden.

Was ist das für eine Zeit, wo man die Begrabenen beneiden muß!

Das Wahre, Gute und Vortreffliche ist einfach und sich immer gleich, wie es auch erscheine. Das Irren aber, das den Tadel hervorruft, ist höchst mannigfaltig, in sich selbst verschieden und nicht allein gegen das Gute und Wahre, sondern auch gegen sich selbst kämpfend, mit sich selbst in

Widerspruch. Daher müssen in jeder Litteratur die Ausdrücke des Tadelns die Worte des Lobes überwiegen.

Bei den Griechen, deren Poesie und Rhetorik einfach und positiv war, erscheint die Billigung öfter als die Mißbilligung; bei den Lateinern hingegen ist es umgekehrt, und je mehr sich Poesie und Redekunst verdirbt, desto mehr wird der Tadel wachsen und das Lob sich zusammenziehen.

Es gibt empirische Enthusiasten, die, obgleich mit Recht, an neuen guten Produkten, aber mit einer Ekstase sich erweisen, als wenn sonst in der Welt nichts Vorzügliches zu sehen gewesen wäre.

Sakontala. Hier erscheint der Dichter in seiner höchsten Funktion; als Repräsentant des natürlichsten Zustandes, der feinsten Lebensweise, des reinsten sittlichen Bestrebens, der würdigsten Majestät und der ernstesten Gottesverehrung wagt er sich in gemeine und lächerliche Gegensätze.

Heinrich der Vierte, von Shakespeare. Wenn alles verloren wäre, was je dieser Art geschrieben zu uns gekommen, so könnte man Poesie und Rhetorik daraus vollkommen wiederherstellen.

Eulenspiegel. Alle Hauptspäße des Buchs beruhen darauf, daß alle Menschen figurlich sprechen und Eulenspiegel es eigentlich nimmt.

Mythologie = Luxe de Croyance. Beim Uebersetzen muß man bis ans Unübersetzbare herangehen: alsdann wird man aber erst die fremde Nation und die fremde Sprache gewahr.

Ueber die wichtigsten Angelegenheiten des Gefühls wie der Vernunft, der Erfahrung wie des Nachdenkens, soll man nur mündlich verhandeln. Das ausgesprochene Wort ist so gleich tot, wenn es nicht durch ein folgendes, dem Hörer gemäßes am Leben erhalten wird. Man merke nur auf ein geselliges Gespräch! Gelangt das Wort nicht schon tot zu dem Hörer, so ermordet er es alsogleich durch Widerspruch, Bestimmen, Bedingen, Ablenken, Abspringen, und wie die tausendfältigen Unarten des Unterhaltens auch heißen mögen. Mit dem Geschriebenen ist es noch schlimmer. Niemand mag lesen als das, woran er schon einigermaßen gewöhnt ist; das Bekannte, das Gewohnte verlangt er unter veränderter Form. Doch hat das Geschriebene den Vorteil, daß es dauert und die Zeit abwarten kann, wo ihm zu wirken gegönnt ist.

Vernünftiges und Unvernünftiges haben gleichen Widerspruch zu erleiden.

Was man mündlich ausspricht, muß der Gegenwart, dem Augenblick gewidmet sein; was man schreibt, widme man der Ferne, der Folge.

Die Dialektik ist die Ausbildung des Widerspruchsgeistes, welcher dem Menschen gegeben, damit er den Unterschied der Dinge erkennen lerne.

Mit wahrhaft Gleichgesinnten kann man sich auf die Länge nicht entzweien, man findet sich immer wieder einmal zusammen; mit eigentlich Widergesinnten versucht man umsonst Einigkeit zu halten, es bricht immer wieder einmal auseinander.

Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und auf die unsrige nicht achten.

Diejenigen, welche widersprechen und streiten, sollten mitunter bedenken, daß nicht jede Sprache jedem verständlich sei.

Es hört doch jeder nur, was er versteht.

Ich erwarte wohl, daß mir mancher Leser widerspricht; aber er muß doch stehen lassen, was er schwarz auf weiß vor sich hat. Ein anderer stimmt vielleicht mir bei, eben dasselbe Exemplar in der Hand.

Die wahre Liberalität ist Anerkennung.

Die schwer zu lösende Aufgabe strebender Menschen ist, die Verdienste älterer Mitlebenden anzuerkennen und sich von ihren Mängeln nicht hindern zu lassen.

Es gibt Menschen, die auf die Mängel ihrer Freunde finnen; dabei kommt nichts heraus. Ich habe immer auf die Verdienste meiner Widersacher acht gehabt und davon Vorteil gezogen.

Es gibt viele Menschen, die sich einbilden, was sie erfahren, das verstünden sie auch.

Das Publikum will wie Frauenzimmer behandelt sein: man soll ihnen durchaus nichts sagen, als was sie hören möchten.

Jedem Alter des Menschen antwortet eine gewisse Philosophie. Das Kind erscheint als Realist; denn es findet sich so überzeugt von dem Dasein der Birnen und Äpfel als von dem seinigen. Der Jüngling, von inneren Leidenschaften bestrahlt, muß auf sich selbst merken, sich vorfühlen, er wird

zum Idealisten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden, hat der Mann alle Ursache; er thut wohl, zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zwecke gewählt hat, auch das rechte sei. Vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Ursache, den Verstand beweglich zu erhalten, damit er nicht nachher sich über eine falsche Wahl zu betrüben habe. Der Greis jedoch wird sich immer zum Mystizismus bekennen: er sieht, daß so vieles vom Zufall abzuhängen scheint; das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige schlägt fehl, Glück und Unglück stellen sich unerwartet ins Gleiche; so ist es, so war es, und das hohe Alter beruhigt sich in dem, der da ist, der da war und der da sein wird.

Wenn man älter wird, muß man mit Bewußtsein auf einer gewissen Stufe stehen bleiben.

Es ziemt sich dem Bejahrten, weder in der Denkweise noch in der Art, sich zu kleiden, der Mode nachzugehen.

Aber man muß wissen, wo man steht und wohin die andern wollen.

Was man Mode heißt, ist augenblickliche Ueberlieferung. Alle Ueberlieferung führt eine gewisse Nothwendigkeit mit sich, sich ihr gleich zu stellen.

Man hat sich lange mit der Kritik der Vernunft beschäftigt; ich wünschte eine Kritik des Menschenverstandes. Es wäre eine wahre Wohlthat fürs Menschengeschlecht, wenn man dem Gemeinverstand bis zur Ueberzeugung nachweisen könnte, wie weit er reichen kann, und das ist gerade so viel, als er zum Erdenleben vollkommen bedarf.

„Genau besehen, ist alle Philosophie nur der Menschenverstand in amphigurischer Sprache.“

Der Menschenverstand, der eigentlich aufs Praktische angewiesen ist, irrt nur alsdann, wenn er sich an die Auflösung höherer Probleme wagt; dagegen weiß aber auch eine höhere Theorie sich selten in den Kreis zu finden, wo jener wirkt und weßt.

Denn eben wenn man Probleme, die nur dynamisch erklärt werden können, beiseite schiebt, dann kommen mechanische Erklärungsarten wieder zur Tagesordnung.

In Rücksicht aufs Praktische ist der unerbittliche Verstand Vernunft, weil, vis-a-vis des Verstandes, es der Vernunft Höchstes ist, den Verstand unerbittlich zu machen.

Alle Empiriker streben nach der Idee und können sie in der Mannigfaltigkeit nicht entdecken; alle Theoretiker suchen sie im Mannigfaltigen und können sie darin nicht auffinden.

Beide jedoch finden sich im Leben, in der That, in der Kunst zusammen. Das ist so oft gesagt; wenige aber verstehen, es zu nutzen.

Der denkende Mensch irrt besonders, wenn er sich nach Ursach und Wirkung erkundigt; sie beide zusammen machen das unteilbare Phänomen. Wer das zu erkennen weiß, ist auf dem rechten Wege zum Thun, zur That. Das genetische Verfahren leitet uns schon auf bessere Wege, ob man gleich damit auch nicht ausreicht.

Alle praktische Menschen suchen die Welt handrecht zu machen; alle Denker wollen sie kopfrecht haben. Wie weit es jedem gelingt, mögen sie zusehen.

Die Realen.

Was nicht geleistet wird, wird nicht verlangt.

Die Idealen.

Was verlangt wird, ist nicht gleich zu leisten.

Daß man gerade nur denkt, wenn man das, worüber man denkt, nicht ausdenken kann!

Was ist das Erfinden?

Es ist der Abschluß des Gesuchten.

Was ist der Unterschied zwischen Axiom und Enthymem? Axiom, was wir von Haus aus ohne Beweis anerkennen; Enthymem, was uns an viele Fälle erinnert und das zusammenknüpft, was wir schon einzeln erkannten.

Es ist mit der Geschichte wie mit der Natur, wie mit allem Profunden, es sei vergangen, gegenwärtig oder zukünftig; je tiefer man ernstlich eindringt, desto schwierigere Probleme thun sich hervor. Wer sie nicht fürchtet, sondern kühn darauf losgeht, fühlt sich, indem er weiter gedeiht, höher gebildet und behaglicher.

Jedes Phänomen ist zugänglich wie ein planum inclinatum, das bequem zu ersteigen ist, wenn der hintere Theil des Reiles schroff und unerreichbar dasteht.

Wer sich in ein Wissen einlassen soll, muß betrogen werden oder sich selbst betrügen, wenn äußere Nötigungen ihn nicht unwiderstehlich bestimmen. Wer würde Arzt werden, wenn er alle Unbilden auf einmal vor sich sähe, die seiner warten?

Wie viele Jahre muß man nicht thun, um nur einigermaßen zu wissen, was und wie es zu thun sei!

Falsche sinnliche Tendenzen sind eine Art realer Sehnsucht, immer noch vorteilhafter als die falsche Tendenz, die sich als ideelle Sehnsucht ausdrückt.

Minor. Harmonie der Sehnsucht.

Die Sehnsucht, die nach außen in die Ferne strebt, sich aber melodisch in sich selbst beschränkt, erzeugt den Minor.

Lüsterheit ist ein Spiel mit dem zu Genießenden und mit dem Genossen.

Wer Bedingung früh erfährt, gelangt bequem zur Freiheit; wem Bedingung sich spät aufdringt, gewinnt nur bittere Freiheit.

Pflicht: wo man liebt, was man sich selbst befiehlt.

Verschiedenes Einzelne über Kunst.

Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinn, auf einem tiefen unerschütterlichen Ernst; deswegen sie sich auch so gern mit der Religion vereinigt. Die Religion bedarf keines Kunstsinnes, sie ruht auf ihrem eignen Ernst; sie verleiht aber auch keinen, so wenig sie Geschmack gibt.

In Rembrandts trefflicher Radierung, der Austreibung der Käufer und Verkäufer aus den Tempelhallen, ist die Glorie, welche gewöhnlich des Herrn Haupt umgibt, in die vorwärts wirkende Hand gleichsam gefahren, welche nun in göttlicher That glanzumgeben derb zuschlägt. Um das Haupt ist's, wie auch das Gesicht, dunkel.

Es ist eine Tradition: Dädalus, der erste Plastiker, habe die Erfindung der Drehscheibe des Töpfers beneidet. Von Neid möchte wohl nichts vorgekommen sein; aber der große Mann hat wahrscheinlich vorempfunden, daß die Technik zuletzt in der Kunst verderblich werden müsse.

Bei Gelegenheit der berlinischen Vorbilder für Fabrikanten kam zur Sprache: ob so großer Aufwand auf die höchste Ausführung der Blätter wäre nötig gewesen? Wobei sich ergab, daß gerade den talentvollen jungen Künstler und Handwerker die Ausführung am meisten reizt, und daß er durch Beachtung und Nachbildung derselben erst befähigt wird, das Ganze und den Wert der Formen zu begreifen.

Ein edler Philosoph sprach von der Baukunst als einer erstarrten Musik und mußte dagegen manches Kopfschütteln gewahr werden. Wir glauben diesen schönen Gedanken nicht besser nochmals einzuführen, als wenn wir die Architektur eine verstummte Tonkunst nennen.

Man denke sich den Orpheus, der, als ihm ein großer wüster Bauplatz angewiesen war, sich weislich an dem schidlichsten Ort niedersekte und durch die belebenden Töne seiner Leier den geräumigen Marktplatz um sich her bildete. Die von kräftig gebietenden, freundlich lockenden Tönen schnell ergriffenen, aus ihrer massenhaften Ganzheit gerissenen Felssteine mußten, indem sie sich enthusiastisch herbeibewegten, sich

kunst- und handwerksgemäß gestalten, um sich sodann in rhythmischen Schichten und Wänden gebührend hinzuordnen. Und so mag sich Straße zu Straße anfügen! An wohl-schützenden Mauern wird's auch nicht fehlen.

Die Töne verhallen, aber die Harmonie bleibt. Die Bürger einer solchen Stadt wandeln und weben zwischen ewigen Melodien, der Geist kann nicht sinken, die Thätigkeit nicht einschlafen, das Auge übernimmt Funktion, Gebühr und Pflicht des Ohres, und die Bürger am gemeinsten Tage fühlen sich in einem ideellen Zustand; ohne Reflexion, ohne nach dem Ursprung zu fragen, werden sie des höchsten sittlichen und religiösen Genusses theilhaftig. Man gewöhne sich, in Sanct Peter auf und ab zu gehen, und man wird ein Analogon desjenigen empfinden, was wir auszusprechen gewagt.

Dagegen in einer schlecht gebauten Stadt, wo der Zufall mit leidigem Besen die Häuser zusammenkehrte, lebt der Bürger unbewußt in der Wüste eines düstern Zustandes; dem fremden Eintretenden jedoch ist es zu Mute, als wenn er Dudelsack, Pfeifen und Schellentrommeln hörte und sich bereiten müßte, Barentänzen und Affensprüngen beizuwohnen.

Naivität und Humor.

Die Kunst ist ein ernsthaftes Geschäft, am ernsthaftesten, wenn sie sich mit edeln, heiligen Gegenständen beschäftigt; der Künstler aber steht über der Kunst und dem Gegenstande: über jener, da er sie zu seinen Zwecken braucht, über diesem, weil er ihn nach eigner Weise behandelt.

Die bildende Kunst ist auf das Sichtbare angewiesen, auf die äußere Erscheinung des Natürlichen. Das rein Natürliche, insofern es sittlich-gefällig ist, nennen wir naiv. Naive Gegenstände sind also das Gebiet der Kunst, die ein sittlicher

Ausdruck des Natürlichen sein soll. Gegenstände, die nach beiden Seiten hinweisen, sind die günstigsten.

Das Naive als natürlich ist dem Wirklichen verschwistert. Das Wirkliche ohne sittlichen Bezug nennen wir gemein.

Die Kunst an und für sich selbst ist edel: deshalb fürchtet sich der Künstler nicht vor dem Gemeinen. Ja, indem er es aufnimmt, ist es schon geedelt, und so sehen wir die größten Künstler mit Kühnheit ihr Majestätsrecht ausüben.

In jedem Künstler liegt ein Keim von Verwegenheit, ohne den kein Talent denkbar ist, und dieser wird besonders rege, wenn man den Fähigen einschränken und zu einseitigen Zwecken dingen und brauchen will.

Raffael ist unter den neuern Künstlern auch hier wohl der reinst. Er ist durchaus naiv, das Wirkliche kommt bei ihm nicht zum Streit mit dem Sittlichen oder gar Heiligen. Der Teppich, worauf die Anbetung der Könige abgebildet ist, eine überschwänglich herrliche Komposition, zeigt, von dem ältesten anbetenden Fürsten bis zu den Mohren und Affen, die sich auf den Kamelen mit Äpfeln ergötzen, eine ganze Welt. Hier durfte der heilige Joseph auch ganz naiv charakterisiert werden als Pflegerater, der sich über die eingekommenen Geschenke freut.

Auf den heiligen Joseph überhaupt haben es die Künstler abgesehen. Die Byzantiner, denen man nicht nachsagen kann, daß sie überflüssigen Humor anbrächten, stellen doch bei der Geburt den Heiligen immer verdrießlich vor. Das Kind liegt in der Krippe, die Tiere schauen hinein, verwundert,

statt ihres trockenen Futters ein lebendiges, himmlisch-anmutiges Geschöpf zu finden. Engel verehren den Ankömmling, die Mutter sitzt still dabei; St. Joseph aber sitzt abgewendet und kehrt unmutig den Kopf nach der sonderbaren Szene.

Der Humor ist eins der Elemente des Genies, aber, sobald er vorwaltet, nur ein Surrogat desselben; er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt.

Hierüber kann eine Arbeit anmutig aufklären, die wir vorbereiten: sämtliche Künstler nämlich, die uns schon von so manchen Seiten bekannt sind, ausschließlich von der ethischen zu betrachten, aus den Gegenständen und der Behandlung ihrer Werke zu entwickeln, was Zeit und Ort, Nation und Lehrmeister, was eigne, unzerstörliche Individualität beigetragen, sich zu dem zu bilden, was sie wurden, sie bei dem zu erhalten, was sie waren.

Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unausprechlichen: darum scheint es eine Thorheit, sie wieder durch Worte vermitteln zu wollen. Doch indem wir uns darin bemühen, findet sich für den Verstand so mancher Gewinn, der dem ausübenden Vermögen auch wieder zu gute kommt.

Aphorismen.

Freunden und Gönnern zur Beherzigung.

Wer gegenwärtig über Kunst schreiben oder gar streiten will, der sollte einige Ahnung haben von dem, was die Philosophie in unsern Tagen geleistet hat und zu leisten fortfährt.

Wer einem Autor Dunkelheit vorwerfen will, sollte erst sein eigenes Innere beschauen, ob es denn da auch recht hell ist. In der Dämmerung wird eine sehr deutliche Schrift unlesbar.

Wer streiten will, muß sich hüten, bei dieser Gelegenheit Sachen zu sagen, die ihm niemand streitig macht.

Wer Maximen bestreiten will, sollte fähig sein, sie recht klar aufzustellen und innerhalb dieser Klarheit zu kämpfen, damit er nicht in den Fall gerathe, mit selbstgeschaffenen Luftbildern zu fechten.

Die Dunkelheit gewisser Maximen ist nur relativ. Nicht alles ist dem Hörenden deutlich zu machen, was dem Ausübenden einleuchtet.

Ein Künstler, der schätzbare Arbeiten verfertigt, ist nicht immer im Stande, von eignen oder fremden Werken Rechenschaft zu geben.

Natur und Idee läßt sich nicht trennen, ohne daß die Kunst, so wie das Leben, zerstört werde.

Wenn Künstler von Natur sprechen, subintelligieren sie immer die Idee, ohne sich's deutlich bewußt zu sein.

Ebenso geht's allen, die ausschließlich die Erfahrung anpreisen; sie bedenken nicht, daß die Erfahrung nur die Hälfte der Erfahrung ist.

Erst hört man von Natur und Nachahmung derselben, dann soll es eine schöne Natur geben. Man soll wählen; doch wohl das Beste: und woran soll man's erkennen? nach welcher Norm soll man wählen? und wo ist denn die Norm? doch wohl nicht auch in der Natur?

Und gesetzt, der Gegenstand wäre gegeben, der schönste Baum im Walde, der in seiner Art als vollkommen auch

vom Förster anerkannt würde. Nun, um den Baum in ein Bild zu verwandeln, geh' ich um ihn herum und suche mir die schönste Seite. Ich trete weit genug weg, um ihn völlig zu übersehen; ich warte ein günstiges Licht ab, und nun soll von dem Naturbaum noch viel auf das Papier übergegangen sein!

Der Laie mag das glauben; der Künstler, hinter den Kulissen seines Handwerks, sollte aufgeklärter sein.

Gerade das, was ungebildeten Menschen am Kunstwerk als Natur auffällt, das ist nicht Natur (von außen), sondern der Mensch (Natur von innen).

Wir wissen von keiner Welt, als im Bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezugs ist.

Wer zuerst im Bilde auf seinen Horizont die Zielpunkte des mannigfaltigen Spiels wagrechtcr Linien kannte, erfand das Prinzip der Perspektive.

Wer zuerst aus der Systole und Diastole, zu der die Retina gebildet ist, aus dieser Synkrisis und Diakrisis, mit Plato zu sprechen, die Farbenharmonie entwickelte, der hat die Prinzipien des Kolorits entdeckt.

Suchet in euch, so werdet ihr alles finden, und erfreuet euch, wenn da draußen, wie ihr es immer heißen möget, eine Natur liegt, die Ja und Amen zu allem sagt, was ihr in euch selbst gefunden habt.

Gar vieles kann lange erfunden, entdeckt sein, und es wirkt nicht auf die Welt; es kann wirken und doch nicht bemerkt werden, wirken und nicht ins Allgemeine greifen: deswegen jede Geschichte der Erfindung sich mit den wunderbarsten Rätselfn herumschlägt.

Es ist so schwer, etwas von Mustern zu lernen, als von der Natur.

Die Form will so gut verdaut sein als der Stoff, ja, sie verdaut sich viel schwerer.

Mancher hat nach der Antike studiert und sich ihr Wesen nicht ganz zugeeignet. Ist er darum scheltenswerth?

Die höheren Forderungen sind an sich schon schätzbarer, auch unerfüllt, als niedrige, ganz erfüllte.

Das trocken Naive, das steif Wackere, das ängstlich Rechtliche, und womit man ältere deutsche Kunst charakterisiren mag, gehört zu jeder früheren einfacheren Kunstweise. Die alten Venezianer, Florentiner u. s. w. haben das alles auch.

Und wir Deutschen sollen uns dann nur für original halten, wenn wir uns nicht über die Anfänge erheben!

Weil Albrecht Dürer, bei dem unvergleichlichen Talent, sich nie zur Idee des Ebenmaßes der Schönheit, ja sogar nie zum Gedanken einer schicklichen Zweckmäßigkeit erheben konnte, sollen wir auch immer an der Erde kleben!

Albrecht Dürern förderte ein höchst inniges realistisches Anschauen, ein liebenswürdiges menschliches Mitgefühl aller gegenwärtigen Zustände. Ihm schadete eine trübe, form- und bodenlose Phantasie.

Wie Martin Schön neben ihm steht, und wie das deutsche Verdienst sich dort beschränkte, wäre interessant zu zeigen, und nützlich zu zeigen, daß dort nicht aller Tage Abend war.

Löste sich doch in jeder italienischen Schule der Schmetterling aus der Puppe los!

Sollen wir ewig als Raupen herumkriechen, weil einige nordische Künstler ihre Rechnung dabei finden?

Nachdem uns Klopstock vom Reim erlöste und Voß uns prosodische Muster gab, so sollen wir wohl wieder Knittelverse machen wie Hans Sachs?

Laßt uns doch vielseitig sein! Märkische Rübchen schmecken gut, am besten gemischt mit Kastanien. Und diese beiden edlen Früchte wachsen weit auseinander.

Erlaubt uns in unsern vermischten Schriften doch neben den abend- und nordländischen Formen auch die morgen- und südländischen!

Man ist nur vielseitig, wenn man zum Höchsten strebt, weil man muß (im Ernst), und zum Geringern hinabsteigt, wenn man will (zum Spaß).

„An meinen Bildern müßt ihr nicht schnuffeln, die Farben sind ungesund.“

Rembrandt.

In allen Künsten gibt es einen gewissen Grad, den man mit den natürlichen Anlagen so zu sagen allein erreichen kann. Zugleich aber ist es unmöglich, denselben zu überschreiten, wenn nicht die Kunst zu Hilfe kommt.

Man sagt wohl zum Lobe des Künstlers, er hat alles aus sich selbst. Wenn ich das nur nicht wieder hören müßte! Genau besehen, sind die Produktionen eines solchen Originalgenies meistens Reminiszenzen; wer Erfahrung hat, wird sie einzeln nachweisen können.

Selbst das mäßige Talent hat immer Geist in Gegenwart der Natur; deswegen einigermaßen sorgfältige Zeichnungen der Art immer Freude machen.

Aus vielen Skizzen endlich ein Ganzes hervorbringen, gelingt selbst den Besten nicht immer.

Die Allegorie verwandelt die Erscheinung in einen Begriff, den Begriff in ein Bild, doch so, daß der Begriff im Bilde immer noch begrenzt und vollständig zu halten und zu haben und an demselben auszusprechen sei.

Die Symbolik verwandelt die Erscheinung in Idee, die Idee in ein Bild, und so, daß die Idee im Bild immer unendlich wirksam und unerreichbar bleibt und, selbst in allen Sprachen ausgesprochen, doch unaussprechlich bleibe.

Jungen Künstlern empfohlen.

Die Dilettanten, wenn sie das Möglichste gethan haben, pflegen zu ihrer Entschuldigung zu sagen, die Arbeit sei noch nicht fertig. Freilich kann sie nie fertig werden, weil sie nie recht angefangen ward. Der Meister stellt sein Werk mit wenigen Strichen als fertig dar: ausgeführt oder nicht, schon ist es vollendet. Der geschickteste Dilettant tastet im Ungewissen, und wie die Ausführung wächst, kommt die Unsicherheit der ersten Anlage immer mehr zum Vorschein.

Ganz zuletzt entdeckt sich erst das Verfehlte, das nicht auszugleichen ist, und so kann das Werk freilich nicht fertig werden.

In der wahren Kunst gibt es keine Vorschule, wohl aber Vorbereitungen; die beste jedoch ist die Teilnahme des geringsten Schülers am Geschäft des Meisters. Aus Farbenreibern sind treffliche Maler hervorgegangen.

Ein anderes ist die Nachäffung, zu welcher die natürliche allgemeine Thätigkeit des Menschen durch einen bedeutenden Künstler, der das Schwere mit Leichtigkeit vollbringt, zufällig angeregt wird.

Der junge Künstler geselle sich Sonn- und Feiertags zu den Tänzen der Landleute, er merke sich die natürliche Bewegung und gebe der Bauerdirne das Gewand einer Nymphe, dem Bauerburschen ein paar Ohren, wo nicht gar Bocksfüße. Wenn er die Natur recht ergreift und den Gestalten einen edlern, freiern Anstand zu geben weiß, so begreift kein Mensch, wo er's her hat, und jedermann schwört, er hätte es von der Antike genommen.

Ferner, wenn sich Seiltänzer und Kunstreiter einfinden, versäume er nicht, auf diese genau zu achten. Das Uebertriebene, Falsche, Handwerksmäßige lehne er ab; aber er lerne auffassen, welcher unendlichen Zierlichkeit der menschliche Körper fähig ist.

Der junge Künstler versäume die Tiergestalten nicht, von Pferden und Hunden suche er sich den Hauptbegriff zu gewinnen; auch wilden fremden Geschöpfen erweise er seine Aufmerksamkeit und Achtung.

Von der Nothwendigkeit, daß der bildende Künstler Studien nach der Natur mache, und von dem Werte derselben überhaupt sind wir genugsam überzeugt; allein wir leugnen nicht, daß es uns öfters betrübt, wenn wir den Mißbrauch eines so löblichen Strebens gewahr werden.

Nach unserer Ueberzeugung sollte der junge Künstler wenig oder gar keine Studien nach der Natur beginnen, wobei er nicht zugleich dächte, wie er jedes Blatt zu einem Ganzen abrunden, wie er diese Einzelheit, in ein angenehmes Bild verwandelt, in einen Rahmen eingeschlossen, dem Liebhaber und Kenner gefällig anbieten möge.

Es steht manches Schöne isoliert in der Welt, doch der Geist ist es, der Verknüpfungen zu entdecken und dadurch Kunstwerke hervorzubringen hat. — Die Blume gewinnt erst ihren Reiz durch das Insekt, das ihr anhängt, durch den Taupfen, der sie befeuchtet, durch das Gefäß, woraus sie allenfalls ihre letzte Nahrung zieht. Kein Busch, kein Baum, dem man nicht durch die Nachbarschaft eines Felsens, einer Quelle Bedeutung geben, durch eine mäßige, einfache Ferne größern Reiz verleihen könnte. So ist es mit menschlichen Figuren und so mit Tieren aller Art beschaffen.

Der Vorteil, den sich der junge Künstler hiedurch verschafft, ist gar mannigfaltig. Er lernt denken, das Passende gehörig zusammenbinden, und wenn er auf diese Weise geistreich komponiert, wird es ihm zuletzt auch an dem, was man Erfindung nennt, an dem Entwickeln des Mannigfaltigen aus dem Einzelnen, keineswegs fehlen können.

Thut er nun hierin der eigentlichen Kunstpädagogik wahrhaft Genüge, so hat er noch nebenher den großen, nicht zu

verachtenden Gewinn, daß er lernt, verkäufliche, dem Liebhaber anmutige und liebliche Blätter hervorzubringen.

Eine solche Arbeit braucht nicht im höchsten Grade ausgeführt und vollendet zu sein; wenn sie gut gesehen, gedacht und fertig ist, so ist sie für den Liebhaber oft reizender, als ein größeres ausgeführtes Werk.

Beschaue doch jeder junge Künstler seine Studien im Büchelchen und im Portefeuille und überlege, wie viele Blätter er davon auf jene Weise genießbar und wünschenswert hätte machen können.

Es ist nicht die Rede vom Höheren, wovon man wohl auch sprechen könnte, sondern es soll nur als Warnung gesagt sein, die von einem Abwege zurückruft und aufs Höhere hindeutet.

Versuche es doch der Künstler nur ein halb Jahr praktisch und setze weder Kohle noch Pinsel an, ohne Intention, einen vorliegenden Naturgegenstand als Bild abzuschließen. Hat er angebornes Talent, so wird sich's bald offenbaren, welche Absicht wir bei diesen Andeutungen im Sinne hegten.

Wenn ich jüngere deutsche Maler, sogar solche, die sich eine Zeitlang in Italien aufgehalten, befrage, warum sie doch, besonders in ihren Landschaften, so widerwärtige grelle Töne dem Auge darstellen und vor aller Harmonie zu fliehen scheinen? so geben sie wohl ganz dreist und getrost zur Antwort: sie fähen die Natur genau auf solche Weise.

Kant hat uns aufmerksam gemacht, daß es eine Kritik der Vernunft gebe, daß dieses höchste Vermögen, was der

Mensch besitzt, Ursache habe, über sich selbst zu machen. Wie großen Vorteil uns diese Stimme gebracht, möge jeder an sich selbst geprüft haben. Ich aber möchte in eben dem Sinne die Aufgabe stellen, daß eine Kritik der Sinne nötig sei, wenn die Kunst überhaupt, besonders die deutsche, irgend wieder sich erholen und in einem erfreulichen Lebensschritt vorwärts gehen solle.

Der zur Vernunft geborene Mensch bedarf noch großer Bildung, sie mag sich ihm nun durch Sorgfalt der Eltern und Erzieher, durch friedliches Beispiel oder durch strenge Erfahrung nach und nach offenbaren. Ebenso wird zwar der angehende Künstler, aber nicht der vollendete geboren: sein Auge komme frisch auf die Welt, er habe glücklichen Blick für Gestalt, Proportion, Bewegung; aber für höhere Komposition, für Haltung, Licht, Schatten, Farben kann ihm die natürliche Anlage fehlen, ohne daß er es gewahr wird.

Ist er nun nicht geneigt, von höher ausgebildeten Künstlern der Vor- und Mitzzeit das zu lernen, was ihm fehlt, um eigentlicher Künstler zu sein, so wird er im falschen Begriff von bewahrter Originalität hinter sich selbst zurückbleiben; denn nicht allein das, was mit uns geboren ist, sondern auch das, was wir erwerben können, gehört uns an, und wir sind es.

Deutsches Theater.

Das Wort Schule, wie man es in der Geschichte der bildenden Kunst nimmt, wo man von einer florentinischen, römischen und venetianischen Schule spricht, wird sich künftig hin nicht mehr auf das deutsche Theater anwenden lassen. Es ist ein Ausdruck, dessen man sich vor dreißig, vierzig Jahren vielleicht noch bedienen konnte, wo unter beschränkteren

Umständen sich eine natur- und kunstgemäße Ausbildung noch denken ließ; denn genau gesehen, gilt auch in der bildenden Kunst das Wort Schule nur von den Anfängen; denn sobald sie treffliche Männer hervorgebracht hat, wirkt sie alsobald in die Weite. Florenz beweist seinen Einfluß über Frankreich und Spanien; Niederländer und Deutsche lernen von den Italienern und erwerben sich mehr Freiheit in Geist und Sinn, anstatt daß die Südländer von ihnen eine glücklichere Technik und die genaueste Ausführung von Norden her gewinnen.

Das deutsche Theater befindet sich in der Schluß-Epoche, wo eine allgemeine Bildung dergestalt verbreitet ist, daß sie keinem einzelnen Orte mehr angehören, von keinem besondern Punkte mehr ausgehen kann.

Der Grund aller theatralischen Kunst, wie einer jeden andern, ist das Wahre, das Naturgemäße. Je bedeutender dieses ist, auf je höherem Punkte Dichter und Schauspieler es zu fassen verstehen, eines desto höhern Ranges wird sich die Bühne zu rühmen haben. Hiebei gereicht es Deutschland zu einem großen Gewinn, daß der Vortrag trefflicher Dichtung allgemeiner geworden ist und auch außerhalb des Theaters sich verbreitet hat.

Auf der Recitation ruht alle Deklamation und Mimik. Da nun beim Vorlesen jene ganz allein zu beachten und zu üben ist, so wird offenbar, daß Vorlesungen die Schule des Wahren und Natürlichen bleiben müssen, wenn Männer, die ein solches Geschäft übernehmen, von dem Wert, von der Würde ihres Berufs durchdrungen sind.

Shakespeare und Calderon haben solchen Vorlesungen einen glänzenden Eingang gewährt; jedoch bedenke man immer dabei, ob nicht hier gerade das imposante Fremde, das bis zum Unwahren gesteigerte Talent der deutschen Ausbildung schädlich werden müsse!

Eigentümlichkeit des Ausdrucks ist Anfang und Ende aller Kunst. Nun hat aber eine jede Nation eine von dem allgemeinen Eigentümlichen der Menschheit abweichende besondere Eigenheit, die uns zwar anfänglich widerstreben mag, aber zuletzt, wenn wir's uns gefallen lassen, wenn wir uns derselben hingäben, unsre eigene charakteristische Natur zu überwältigen und zu erdrücken vermöchte.

Wie viel Falsches Shakespeare und besonders Calderon über uns gebracht, wie diese zwei großen Lichter des poetischen Himmels für uns zu Irrlichtern geworden, mögen die Litteratoren der Folgezeit historisch bemerken.

Eine völlige Gleichstellung mit dem spanischen Theater kann ich nirgends billigen. Der herrliche Calderon hat so viel Konventionelles, daß einem redlichen Beobachter schwer wird, das große Talent des Dichters durch die Theateretikette durch zu erkennen. Und bringt man so etwas irgend einem Publikum, so setzt man bei demselben immer guten Willen voraus, daß es geneigt sei, auch das Weltfremde zuzugeben, sich an ausländischem Sinn, Ton und Rhythmus zu ergötzen und aus dem, was ihm eigentlich gemäß ist, eine Zeitlang herauszugehen.

Einen wunderbaren Anblick geben des Aristoteles Fragmente des Traktats über die Dichtkunst. Wenn man das Theater in- und auswendig kennt, wie unsereiner, der einen

bedeutenden Teil des Lebens auf diese Kunst verwendet und selbst viel darin gearbeitet hat, so sieht man erst, daß man sich vor allen Dingen mit der philosophischen Denkart des Mannes bekannt machen müßte, um zu begreifen, wie er diese Kunsterscheinung angesehen habe; außerdem verwirrt er unser Studium nur, wie denn die moderne Poetik das Alleräußerlichste seiner Lehre nur zu ihrem Verderben anwendet und angewendet hat.

Des tragischen Dichters Aufgabe und Thun ist nichts anderes als: ein psychisch-sittliches Phänomen, in einem fasslichen Experiment dargestellt, in der Vergangenheit nachzuweisen.

Was man Motive nennt, sind also eigentlich Phänomene des Menschengesistes, die sich wiederholt haben und wiederholen werden, und die der Dichter nur als historische nachweist.

Ein dramatisches Werk zu verfassen, dazu gehört Genie. Am Ende soll die Empfindung, in der Mitte die Vernunft, am Anfang der Verstand vormalten und alles gleichmäßig durch eine lebhafteste, klare Einbildungskraft vorgetragen werden.

Ueber Naturwissenschaft.

Einzelne Betrachtungen und Aphorismen.

I.

Wenn ein Wissen reif ist, Wissenschaft zu werden, so muß notwendig eine Krise entstehen: denn es wird die Differenz offenbar zwischen denen, die das Einzelne trennen und getrennt darstellen, und solchen, die das Allgemeine im

Nuge haben und gern das Besondere an- und einfügen möchten. Wie nun aber die wissenschaftliche, ideelle, umgreifendere Behandlung sich mehr und mehr Freunde, Gönner und Mitarbeiter wirbt, so bleibt auf der höheren Stufe jene Trennung zwar nicht so entschieden, aber doch genugsam merklich.

Diejenigen, welche ich die Universalisten nennen möchte, sind überzeugt und stellen sich vor: daß alles überall, obgleich mit unendlichen Abweichungen und Mannigfaltigkeiten, vorhanden und vielleicht auch zu finden sei; die andern, die ich Singularisten benennen will, gestehen den Hauptpunkt im allgemeinen zu, ja sie beobachten, bestimmen und lehren hier nach; aber immer wollen sie Ausnahmen finden, da wo der ganze Typus nicht ausgesprochen ist, und darin haben sie recht. Ihr Fehler aber ist nur, daß sie die Grundgestalt verkennen, wo sie sich verhüllt, und leugnen, wenn sie sich verbirgt. Da nun beide Vorstellungsweisen ursprünglich sind und sich einander ewig gegenüberstehen werden, ohne sich zu vereinigen oder aufzuheben, so hüte man ja sich vor aller Kontrovers und stelle seine Ueberzeugung klar und nackt hin.

So wiederhole ich die meinige: daß man auf diesen höheren Stufen nicht wissen kann, sondern thun muß; so wie an einem Spiele wenig zu wissen und alles zu leisten ist. Die Natur hat uns das Schachbrett gegeben, aus dem wir nicht hinaus wirken können noch wollen; sie hat uns die Steine geschnitzt, deren Wert, Bewegung und Vermögen nach und nach bekannt werden; nun ist es an uns, Züge zu thun, von denen wir uns Gewinn versprechen; dies versucht nun ein jeder auf seine Weise und läßt sich nicht gern einreden. Mag das also geschehen, und beobachten wir nur vor allem genau: wie nah oder fern ein jeder von uns stehe, und vertragen uns sodann vorzüglich mit denjenigen, die sich zu der Seite bekennen, zu der wir uns halten. Ferner bedenke man, daß man immer mit einem unauflösliehen Problem zu thun habe, und erweise sich frisch und treu, alles zu beachten, was irgend

auf eine Art zur Sprache kommt, am meisten dasjenige, was uns widerstrebt: denn dadurch wird man am ersten das Problematische gewahr, welches zwar in den Gegenständen selbst, mehr aber noch in den Menschen liegt. Ich bin nicht gewiß, ob ich in diesem so wohl bearbeiteten Felde persönlich weiter wirke; doch behalte ich mir vor, auf diese oder jene Wendung des Studiums, auf diese oder jene Schritte der einzelnen aufmerksam zu sein und aufmerksam zu machen.

Allein kann der Mensch nicht wohl bestehen, daher schlägt er sich gern zu einer Partei, weil er da, wenn auch nicht Ruhe, doch Beruhigung und Sicherheit findet.

Es gibt wohl zu diesem oder jenem Geschäft von Natur unzulängliche Menschen; Uebereilung und Dünkel jedoch sind gefährliche Dämonen, die den Fähigsten unzulänglich machen, alle Wirkung zum Stocken bringen, freie Fortschritte lähmen. Dies gilt von weltlichen Dingen, besonders auch von Wissenschaften.

Im Reich der Natur waltet Bewegung und That, im Reich der Freiheit Anlage und Wille. Bewegung ist ewig und tritt bei jeder günstigen Bedingung unwiderstehlich in die Erscheinung. Anlagen entwickeln sich zwar auch naturgemäß, müssen aber erst durch den Willen geübt und nach und nach gesteigert werden. Deswegen ist man des freiwilligen Willens so gewiß nicht, als der selbständigen That; diese thut sich selbst, er aber wird gethan: denn er muß, um vollkommen zu werden und zu wirken, sich im Sittlichen dem Gewissen, das nicht irrt, im Kunstreichen aber der Regel fügen, die nirgends ausgesprochen ist. Das Gewissen bedarf keines Ahnherrn, mit ihm ist alles gegeben; es hat nur mit der innern eigenen Welt zu thun. Das Genie bedürfte auch keine Regel,

wäre sich selbst genug, gäbe sich selbst die Regel; da es aber nach außen wirkt, so ist es vielfach bedingt durch Stoff und Zeit, und an beiden muß es notwendig irre werden; deswegen es mit allem, was eine Kunst ist, mit dem Regiment wie mit Gedicht, Statue und Gemälde, durchaus so wunderbar und unsicher aussieht.

Es ist eine schlimme Sache, die doch manchem Beobachter begegnet, mit einer Anschauung sogleich eine Folgerung zu verknüpfen und beide für gleichgeltend zu achten.

Die Geschichte der Wissenschaften zeigt uns bei allem, was für dieselben geschieht, gewisse Epochen, die bald schneller, bald langsamer aufeinander folgen. Eine bedeutende Ansicht, neu oder erneut, wird ausgesprochen; sie wird anerkannt, früher oder später; es finden sich Mitarbeiter; das Resultat geht in die Schüler über; es wird gelehrt und fortgepflanzt, und wir bemerken leider, daß es gar nicht darauf ankommt, ob die Ansicht wahr oder falsch sei: beides macht denselben Gang, beides wird zuletzt eine Phrase, beides prägt sich als totes Wort dem Gedächtnis ein.

Zur Verewigung des Irrtums tragen die Werke besonders bei, die encyclopädisch das Wahre und Falsche des Tages überliefern. Hier kann die Wissenschaft nicht bearbeitet werden, sondern was man weiß, glaubt, wähnt, wird aufgenommen; deswegen sehen solche Werke nach funfzig Jahren gar wunderbar aus.

Zuerst belehre man sich selbst, dann wird man Belehrung von andern empfangen.

Theorieen sind gewöhnlich Uebereilungen eines ungedul-
digen Verstandes, der die Phänomene gern los sein möchte
und an ihrer Stelle deswegen Bilder, Begriffe, ja oft nur
Worte einschiebt. Man ahnet, man sieht auch wohl, daß es
nur ein Behelf ist; liebt sich nicht aber Leidenschaft und
Parteigeist jederzeit Behelfe? Und mit Recht, da sie ihrer so
sehr bedürfen.

Unsere Zustände schreiben wir bald Gott, bald dem Teufel
zu und fehlen ein- wie das anderemal: in uns selbst liegt
das Rätsel, die wir Ausgeburt zweier Welten sind. Mit der
Farbe geht's ebenso: bald sucht man sie im Lichte, bald draußen
im Weltall, und kann sie gerade da nicht finden, wo sie zu
Hause ist.

Es wird eine Zeit kommen, wo man eine pathologische
Experimentalphysik vorträgt und alle jene Spiegelsechtereien
ans Tageslicht bringt, welche den Verstand hintergehen, sich
eine Ueberzeugung erschleichen und, was das Schlimmste daran
ist, durchaus jeden praktischen Fortschritt verhindern. Die
Phänomene müssen ein- für allemal aus der düstern empirisch-
mechanisch-dogmatischen Marterkammer vor die Jury des ge-
meinen Menschenverstandes gebracht werden.

Daß Newton bei seinen prismatischen Versuchen die Oeff-
nung so klein als möglich nahm, um eine Linie zum Licht-
strahl bequem zu symbolisieren, hat eine unheilbare Verwirrung
über die Welt gebracht, an der vielleicht noch Jahrhunderte
leiden.

Durch dieses kleine Löchlein ward Malus zu einer aben-
teuerlichen Theorie getrieben, und wäre Seebeck nicht so um-
sichtig, so mußte er verhindert werden, den Urgrund dieser
Erscheinungen, die entoptischen Figuren und Farben, zu ent-
decken.

Was aber das Allersonderbarste ist: der Mensch, wenn er auch den Grund des Irrthums aufdeckt, wird den Irrtum selbst deshalb doch nicht los. Mehrere Engländer, besonders Dr. Keade, sprechen gegen Newton leidenschaftlich aus: „das prismatische Bild sei keineswegs das Sonnenbild, sondern das Bild der Oeffnung unseres Fensterladens, mit Farbensäumen geschmückt; im prismatischen Bilde gebe es kein ursprünglich Grün, dieses entstehe durch das Uebereinandergreifen des Blauen und Gelben, so daß ein schwarzer Streif ebenso gut als ein weißer in Farben aufgelöst scheinen könne, wenn man hier von Auflösen reden wolle.“ Genug, alles, was wir seit vielen Jahren dargethan haben, legt dieser gute Beobachter gleichfalls vor. Nun aber läßt ihn die fixe Idee einer diversen Refrangibilität nicht los; doch kehrt er sie um und ist wo möglich noch befangener, als sein großer Meister. Anstatt durch diese neue Ansicht begeistert aus jenem Chrysalidenzustande sich herauszureißen, sucht er die schon erwachsenen und entfalteten Glieder aufs neue in die alten Puppenschalen unterzubringen.

Das unmittelbare Gewahrwerden der Urphänomene versetzt uns in eine Art von Angst, wir fühlen unsere Unzulänglichkeit; nur durch das ewige Spiel der Empirie belebt, erfreuen sie uns.

Der Magnet ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles übrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen.

Alles Lebendige bildet eine Atmosphäre um sich her.

Die außerordentlichen Männer des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts waren selbst Akademien, wie Humboldt

zu unserer Zeit. Als nun das Wissen so ungeheuer überhand nahm, thaten sich Privatleute zusammen, um, was den Einzelnen unmöglich wird, vereinigt zu leisten. Von Ministern, Fürsten und Königen hielten sie sich fern. Wie suchte nicht das französische stille Konventikel die Herrschaft Richelieus abzulehnen! Wie verhinderte der englische Orford und Londoner Verein den Einfluß der Lieblinge Karls des Zweiten!

Da es aber einmal geschehen war und die Wissenschaften sich als ein Staatsglied im Staatskörper fühlten, einen Rang bei Prozessionen und andern Feierlichkeiten erhielten, war bald der höhere Zweck aus den Augen verloren; man stellte seine Person vor, und die Wissenschaften hatten auch Mäntelchen um und Käppchen auf. In meiner Geschichte der Farbenlehre habe ich dergleichen weitläufig angeführt. Was aber geschrieben steht, es steht deswegen da, damit es immerfort erfüllt werde.

Die Natur auffassen und sie unmittelbar benutzen, ist wenig Menschen gegeben; zwischen Erkenntnis und Gebrauch erfinden sie sich gern ein Lustgespinnst, das sie sorgfältig ausbilden und darüber den Gegenstand zugleich mit der Benutzung vergessen.

Ebenso begreift man nicht leicht, daß in der großen Natur das geschieht, was auch im kleinsten Zirkel vorgeht. Dringt es ihnen die Erfahrung auf, so lassen sie sich's zuletzt gefallen. Spreu, von geriebenem Bernstein angezogen, steht mit dem ungeheuersten Donnerwetter in Verwandtschaft, ja, ist eine und eben dieselbe Erscheinung. Dieses Mikromegische gestehen wir auch in einigen andern Fällen zu; bald aber verläßt uns der reine Naturgeist, und der Dämon der Künstelei bemächtigt sich unser und weiß sich überall geltend zu machen.

Die Natur hat sich so viel Freiheit vorbehalten, daß wir mit Wissen und Wissenschaft ihr nicht durchgängig beikommen oder sie in die Enge treiben können.

Mit den Irrthümern der Zeit ist schwer sich abzufinden: widerstrebt man ihnen, so steht man allein; läßt man sich davon befangen, so hat man auch weder Ehre noch Freude davon.

II.

In New-York sind neunzig verschiedene christliche Konfessionen, von welchen jede auf ihre Art Gott und den Herrn bekennt, ohne weiter aneinander irre zu werden. In der Naturforschung, ja, in jeder Forschung müssen wir es so weit bringen; denn was will das heißen, daß jedermann von Liberalität spricht und den andern hindern will, nach seiner Weise zu denken und sich auszusprechen!

Der eingeborenste Begriff, der notwendigste, von Ursach und Wirkung, wird in der Anwendung die Veranlassung zu unzähligen sich immer wiederholenden Irrthümern.

Ein großer Fehler, den wir begehen, ist, die Ursache der Wirkung immer nahe zu denken, wie die Senne dem Pfeil, den sie fortschnellt; und doch können wir ihn nicht vermeiden, weil Ursache und Wirkung immer zusammengedacht und also im Geiste angenähert werden.

Die nächsten faßlichen Ursachen sind greiflich und eben deshalb am begreiflichsten; weshalb wir uns gern als mechanisch denken, was höherer Art ist.

Das Zurückführen der Wirkung auf die Ursache ist bloß ein historisches Verfahren, z. B. die Wirkung, daß ein Mensch getötet, auf die Ursache der losgefeuerten Büchse.

Der Granit verwittert auch sehr gern in Kugel- und Eiform; man hat daher keineswegs nötig, die in Norddeutschland häufig gefundenen Blöcke, solcher Gestalten wegen, als im Wasser hin- und hergeschoben und durch Stoßen und Wälzen entdeckt und entkantet zu denken.

Fall und Stoß. Dadurch die Bewegung der Weltkörper erklären zu wollen, ist eigentlich ein versteckter Anthropomorphismus: es ist des Wanderers Gang über Feld. Der aufgehobene Fuß sinkt nieder, der zurückgebliebene strebt vorwärts und fällt; und immer so fort, vom Ausgehen bis zum Ankommen.

Wie wäre es, wenn man auf demselben Wege den Vergleich von dem Schrittschuhfahren hernähme? wo das Vorwärtsdringen dem zurückbleibenden Fuße zukommt, indem er zugleich die Obliegenheit übernimmt, noch eine solche Anregung zu geben, daß sein nunmehriger Hintermann auch wieder eine Zeitlang sich vorwärts zu bewegen die Bestimmung erhält.

Induktion habe ich mir nie selbst erlaubt; wollte sie ein anderer gegen mich gebrauchen, so wußt' ich solche sogleich abzulehnen.

Mitteilung durch Analogieen halt' ich für so nützlich als angenehm: der analoge Fall will sich nicht aufdringen, nichts beweisen; er stellt sich einem andern entgegen, ohne sich mit ihm zu verbinden. Mehrere analoge Fälle vereinigen sich

nicht zu geschlossenen Reihen: sie sind wie gute Gesellschaft, die immer mehr anregt als gibt.

Irren heißt, sich in einem Zustande befinden, als wenn das Wahre gar nicht wäre; den Irrtum sich und andern entdecken, heißt rückwärts erfinden.

Man sagt gar gehörig: das Phänomen ist eine Folge ohne Grund, eine Wirkung ohne Ursache. Es fällt dem Menschen so schwer, Grund und Ursache zu finden, weil sie so einfach sind, daß sie sich dem Blick verbergen.

Was hat man sich nicht mit dem Granit beschäftigt! man hat ihn mit in die neueren Epochen herangezogen, und doch entsteht keiner mehr vor unsern Augen. Geschäh' es im tiefsten Meeresgrunde, so hätten wir keine Kenntniß davon.

Kein Phänomen erklärt sich an und aus sich selbst; nur viele zusammen überschaut, methodisch geordnet, geben zuletzt etwas, was für Theorie gelten könnte.

Bei Erweiterung des Wissens macht sich von Zeit zu Zeit eine Umordnung nötig; sie geschieht meistens nach neueren Maximen, bleibt aber immer provisorisch.

Männer vom Fach bleiben im Zusammenhange; dem Liebhaber dagegen wird es schwerer, wenn er die Notwendigkeit fühlt, nachzufolgen.

Deswegen sind Bücher willkommen, die uns sowohl das neu Empirisch-Aufgefundene als die neubeliebten Methoden darlegen.

In der Mineralogie ist dies höchst nötig, wo die Kristallographie so große Forderungen macht, und wo die Chemie das Einzelne näher zu bestimmen und das Ganze zu ordnen unternimmt. Zwei willkommene: Leonhard und Cleaveland.

Wenn wir das, was wir wissen, nach anderer Methode oder wohl gar in fremder Sprache dargelegt finden, so erhält es einen sonderbaren Reiz der Neuheit und frischen Ansehens.

Wenn zwei Meister derselben Kunst in ihrem Vortrag voneinander differieren, so liegt wahrscheinlicher Weise das unauflöbliche Problem in der Mitte zwischen beiden.

Die Geognosie des Herrn d'Aubuisson de Voisins, übersetzt vom Herrn Wiemann, wie sie mir zu hande kommt, fördert mich in diesem Augenblicke auf vielfache Weise, ob sie mich gleich im Hauptsinne betrübt; denn hier ist die Geognosie, welche doch eigentlich auf der lebendigen Ansicht der Weltoberfläche ruhen sollte, aller Anschauung beraubt und nicht einmal in Begriffe verwandelt, sondern auf Nomenklatur zurückgeführt, in welcher letzten Rücksicht sie freilich einem jeden und auch mir förderlich und nützlich ist.

Die Kreise des Wahren berühren sich unmittelbar, aber in den Intermundien hat der Irrtum Raum genug, sich zu ergehen und zu walten.

Die Natur bekümmert sich nicht um irgend einen Irrtum; sie selbst kann nicht anders, als ewig recht handeln, unbekümmert, was daraus erfolgen möge.

Natur hat zu nichts gesetzmäßige Fähigkeit, was sie nicht gelegentlich ausführte und zu Tage brächte.

Nicht allein der freie Stoff, sondern auch das Derbe und Dichte drängt sich zur Gestalt: ganze Massen sind von Natur und Grund aus kristallinisch; in einer gleichgültigen, formlosen Masse entsteht durch stöchiometrische Annäherung und Uebereinandergreifen die porphyrartige Erscheinung, welche durch alle Formationen durchgeht.

Die Mineralienhändler beklagen sich, daß sich die Liebhaberei zu ihrer Ware in Deutschland vermindere, und geben der eindringlichen Kristallographie die Schuld. Es mag sein; jedoch in einiger Zeit wird gerade das Bestreben, die Gestalt genauer zu erkennen, auch den Handel wieder beleben, ja gewisse Exemplare kostbarer machen.

Kristallographie sowie Stöchiometrie vollendet auch den Dryktognosten; ich aber finde, daß man seit einiger Zeit in der Lehrmethode geirrt hat. Lehrbücher zu Vorlesungen und zugleich zum Selbstgebrauch, vielleicht gar als Teile zu einer wissenschaftlichen Encyclopädie, sind nicht zu billigen; der Vercleger kann sie bestellen, der Schüler nicht wünschen.

Lehrbücher sollen anlockend sein; das werden sie nur, wenn sie die heiterste, zugänglichste Seite des Wissens und der Wissenschaft darbieten.

Alle Männer vom Fach sind darin sehr übel dran, daß ihnen nicht erlaubt ist, das Unnütze zu ignorieren.

„Wir gestehn lieber unsre moralischen Irrtümer, Fehler und Gebrechen, als unsre wissenschaftlichen.“

Das kommt daher, weil das Gewissen demütig ist und sich sogar in der Beschämung gefällt; der Verstand aber ist hochmütig, und ein abgenötigter Widerruf bringt ihn in Verzweiflung.

Aus diesem Grunde geschieht auch, daß offenbarte Wahrheiten, erst im stillen zugestanden, sich nach und nach verbreiten, bis dasjenige, was man hartnäckig geleugnet hat, endlich als etwas ganz Natürliches erscheinen mag.

Unwissende werfen Fragen auf, welche von Wissenden vor tausend Jahren schon beantwortet sind.

Cartesius schrieb sein Buch de Methodo einige Male um, und wie es jetzt liegt, kann es uns doch nichts helfen. Jeder, der eine Zeitlang auf dem redlichen Forschen verharret, muß seine Methode irgend einmal umändern.

Das neunzehnte Jahrhundert hat alle Ursache, hierauf zu achten.

So ganz leere Worte, wie die von der Dekomposition und Polarisation des Lichts, müssen aus der Physik hinaus, wenn etwas aus ihr werden soll. Doch wäre es möglich, ja es ist wahrscheinlich, daß diese Gespenster noch bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinüberspukten.

Man nehme das nicht übel. Eben dasjenige, was niemand zugibt, niemand hören will, muß desto öfter wiederholt werden.

Wir leben innerhalb der abgeleiteten Erscheinungen und wissen keineswegs, wie wir zur Urfrage kommen sollen.

In Wissenschaften, sowie auch sonst, wenn einer sich über das Ganze verbreiten will, bleibt zur Vollständigkeit am Ende nichts übrig, als Wahrheit für Irrtum, Irrtum für Wahrheit geltend zu machen. Er kann nicht alles selbst untersuchen, muß sich an Ueberlieferung halten und, wenn er ein Amt haben will, den Meinungen seiner Gönner frönen. Mögen sich die sämtlichen akademischen Lehrer hiernach prüfen.

Wer ein Phänomen vor Augen hat, denkt schon oft drüber hinaus; wer nur davon erzählen hört, denkt gar nichts.

Man erkundige sich ums Phänomen, nehme es so genau damit, als möglich, und sehe, wie weit man in der Einsicht und in praktischer Anwendung damit kommen kann, und lasse das Problem ruhig liegen. Umgekehrt handeln die Physiker: sie gehen gerade aufs Problem los und verwickeln sich unterwegs in so viel Schwierigkeiten, daß ihnen zuletzt jede Aussicht verschwindet.

Deshalb hat die Petersburger Akademie auf ihre Preisfrage keine Antwort erhalten; auch der verlängerte Termin wird nichts helfen. Sie sollte jetzt den Preis verdoppeln und ihn demjenigen versprechen, der sehr klar und deutlich vor Augen legte: warum keine Antwort eingegangen ist und warum sie nicht erfolgen konnte. Wer dies vermöchte, hätte jeden Preis wohl verdient.

Da seit einiger Zeit meiner Farbenlehre mehr nachgefragt wird, machen sich frisch illuminierte Tafeln nötig. Indem ich nun dieses kleine Geschäft besorge, muß ich lächeln, welche unsägliche Mühe ich mir gegeben, das Vernünftige sowohl als das Absurde palpabel zu machen. . Nach und nach wird man beides erfassen und anerkennen.

Der Newtonische Irrtum steht so nett im Konversations-Lexikon, daß man die Oktavseite nur auswendig lernen darf, um die Farbe fürs ganze Leben los zu sein.

„Nicht, gar nicht grübeln wir nach dem Dämonischen:
Des Vaters Ueberlieferung, die mit uns erwuchs,
Bewahren wir, und Kluges ficht uns gar nicht an,
Und wär' es auch von großen Geistern offenbart.“
Euripides' Bacchä.

Autorität. Ohne sie kann der Mensch nicht existieren, und doch bringt sie ebensoviel Irrtum als Wahrheit mit sich; sie verewigt im einzelnen, was einzeln vorübergehen sollte, lehnt ab und läßt vorübergehen, was festgehalten werden sollte, und ist hauptsächlich Ursache, daß die Menschheit nicht vom Flecke kommt.

Aus dem Größten wie aus dem Kleinsten (nur durch künstliche Mittel dem Menschen zu vergegenwärtigen) geht die Metaphysik der Erscheinungen hervor; in der Mitte liegt das Besondere, unsern Sinnen Angemessene, worauf ich angewiesen bin, deshalb aber die Begabten von Herzen segne, die jene Regionen zu mir heranbringen.

Da diejenigen, welche wissenschaftliche Versuche anstellen, selten wissen, was sie eigentlich wollen und was dabei herauskommen soll, so verfolgen sie ihren Weg meistens mit großem Eifer; bald aber, da eigentlich nichts Entschiedenens entstehen will, lassen sie die Unternehmung fahren und suchen sie sogar andern verdächtig zu machen.

Nachdem man in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts dem Mikroskop so unendlich viel schuldig ge-

worden war, so suchte man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts daselbe geringschätzig zu behandeln.

Nachdem man in der neuern Zeit die meteorologischen Beobachtungen auf den höchsten Grad der Genauigkeit getrieben hatte, so will man sie nunmehr aus den nördlichen Gegenden verbannen und will sie nur dem Beobachter unter den Tropen zugestehen.

Ward man doch auch des Sexualsystems, das, im höhern Sinne genommen, so großen Wert hat, überdrüssig und wollte es verbannt wissen; und geht es doch mit der alten Kunstgeschichte ebenso, in der man seit funfzig Jahren sich gewissenhaft zu üben und die Unterschiede der aufeinander folgenden Zeiten einzusehen sich auf das genaueste bestrebt hat. Das soll nun alles vergebens gewesen und alles aufeinander Folgende als identisch und ununterscheidbar anzusehen sein.

Nach unserm Rat bleibe jeder auf dem eingeschlagenen Wege und lasse sich ja nicht durch Autorität imponieren, durch allgemeine Uebereinstimmung bedrängen und durch Mode hinreißen.

III.

Wissenschaften entfernen sich im ganzen immer vom Leben und kehren nur durch einen Umweg wieder dahin zurück.

Denn sie sind eigentlich Compendien des Lebens; sie bringen die äußern und innern Erfahrungen ins Allgemeine, in einen Zusammenhang.

Das Interesse an ihnen wird im Grunde nur in einer besondern Welt, in der wissenschaftlichen, erregt; denn daß man auch die übrige Welt dazu beruft und ihr davon Notiz

gibt, wie es in der neuern Zeit geschieht, ist ein Mißbrauch und bringt mehr Schaden als Nutzen.

Nur durch eine erhöhte Praxis sollten die Wissenschaften auf die äußere Welt wirken; denn eigentlich sind sie alle esoterisch und können nur durch Verbessern irgend eines Thuns exoterisch werden. Alle übrige Teilnahme führt zu nichts.

Die Wissenschaften, auch in ihrem innern Kreise betrachtet, werden mit Augenblicklichem jedesmaligem Interesse behandelt. Ein starker Anstoß, besonders von etwas Neuem und Unerhörtem oder wenigstens mächtig Gefördertem, erregt eine allgemeine Teilnahme, die jahrelang dauern kann und die besonders in den letzten Zeiten sehr fruchtbar geworden ist.

Ein bedeutendes Faktum, ein geniales Aperçu beschäftigt eine sehr große Anzahl Menschen, erst nur um es zu kennen, dann um es zu erkennen, dann es zu bearbeiten und weiter zu führen.

Die Menge fragt bei einer jeden neuen bedeutenden Erscheinung, was sie nütze, und sie hat nicht unrecht; denn sie kann bloß durch den Nutzen den Wert einer Sache gewahr werden.

Die wahren Weisen fragen, wie sich die Sache verhalte in sich selbst und zu andern Dingen, unbekümmert um den Nutzen, d. h. um die Anwendung auf das Bekannte und zum Leben Notwendige, welche ganz andere Geister, scharfsinnige, lebenslustige, technisch geübte und gewandte, schon finden werden.

Die Ackerweisen suchen von jeder neuen Entdeckung nur so geschwind als möglich für sich einigen Vorteil zu ziehen,

indem sie einen eiteln Ruhm bald in Fortpflanzung, bald in Vermehrung, bald in Verbesserung, geschwinder Besiznahme, vielleicht gar durch Präoekupation zu erwerben trachten und durch solche Unreisheiten die wahre Wissenschaft unsicher machen und verwirren, ja ihre schönste Folge, die praktische Blüte derselben, offenbar verkümmern.

Das schädlichste Vorurteil ist, daß irgend eine Art Naturuntersuchung mit dem Bann belegt werden könnte.

Jeder Forscher muß sich durchaus ansehen als einer, der zu einer Jury berufen ist. Er hat nur darauf zu achten, inwiefern der Vortrag vollständig sei und durch klare Belege auseinandergelegt. Er faßt hiernach seine Ueberzeugung zusammen und gibt seine Stimme, es sei nun, daß seine Meinung mit der des Referenten übereintreffe oder nicht.

Dabei bleibt er ebenso beruhigt, wenn ihm die Majorität beistimmt, als wenn er sich in der Minorität befindet; denn er hat das Seinige gethan, er hat seine Ueberzeugung ausgesprochen, er ist nicht Herr über die Geister noch über die Gemüther.

In der wissenschaftlichen Welt haben aber diese Gesinnungen niemals gelten wollen: durchaus ist es auf Herrschen und Beherrschen angesehen; und weil sehr wenige Menschen eigentlich selbständig sind, so zieht die Menge den einzelnen nach sich.

Die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaften, der Religion, alles zeigt, daß die Meinungen massenweis sich verbreiten, immer aber diejenige den Vorrang gewinnt, welche faßlicher, d. h. dem menschlichen Geiste in seinem gemeinen

Zustande gemäß und bequem ist. Ja, derjenige, der sich in höherem Sinne ausgebildet, kann immer voraussetzen, daß er die Majorität gegen sich habe.

Wäre die Natur in ihren leblosen Anfängen nicht so gründlich stereometrisch, wie wollte sie zuletzt zum unberechenbaren und unermesslichen Leben gelangen?

Der Mensch an sich selbst, insofern er sich seiner gefunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann, und das ist eben das größte Unheil der neuern Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat und bloß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja, was sie leisten kann, dadurch beschränken und beweisen will.

Ebenso ist es mit dem Berechnen. Es ist vieles wahr, was sich nicht berechnen läßt, sowie sehr vieles, was sich nicht bis zum entschiedenen Experiment bringen läßt.

Dafür steht ja aber der Mensch so hoch, daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt. Was ist denn eine Saite und alle mechanische Teilung derselben gegen das Ohr des Musikers? Ja, man kann sagen, was sind die elementaren Erscheinungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst bändigen und modifizieren muß, um sie sich einigermaßen assimilieren zu können?

Es ist von einem Experiment zu viel gefordert, wenn es alles leisten soll. Konnte man doch die Elektrizität erst nur durch Reiben darstellen, deren höchste Erscheinung jetzt durch bloße Berührung hervorgebracht wird.

Wie man der französischen Sprache niemals den Vorzug streitig machen wird, als ausgebildete Hof- und Weltsprache, sich immer mehr aus- und fortbildend, zu wirken, so wird es niemand einfallen, das Verdienst der Mathematiker gering zu schätzen, welches sie, in ihrer Sprache die wichtigsten Angelegenheiten verhandelnd, sich um die Welt erwerben, indem sie alles, was der Zahl und dem Maß im höchsten Sinne unterworfen ist, zu regeln, zu bestimmen und zu entscheiden wissen.

Jeder Denkende, der seinen Kalender ansieht, nach seiner Uhr blickt, wird sich erinnern, wem er diese Wohlthaten schuldig ist. Wenn man sie aber auch auf ehrfurchtsvolle Weise in Zeit und Raum gewähren läßt, so werden sie erkennen, daß wir etwas gewahr werden, was weit darüber hinausgeht, welches allen angehört und ohne welches sie selbst weder thun noch wirken könnten: Idee und Liebe.

Wer weiß etwas von Elektrizität, sagte ein heiterer Naturforscher, als wenn er im Finstern eine Katze streichelt oder Blitz und Donner neben ihm niederleuchten und rasseln? Wie viel und wie wenig weiß er alsdann davon?

Lichtenbergs Schriften können wir uns als der wunderbarsten Wünschelrute bedienen: wo er einen Spasß macht, liegt ein Problem verborgen.

In den großen leeren Weltraum zwischen Mars und Jupiter legte er auch einen heitern Einfall. Als Kant sorgfältig bewiesen hatte, daß die beiden genannten Planeten alles aufgezehrt und sich zugeeignet hätten, was nur in diesen Räumen zu finden gewesen von Materie, sagte jener scherzhaft, nach seiner Art: Warum sollte es nicht auch unsichtbare

Welten geben? — Und hat er nicht vollkommen wahr gesprochen? Sind die neuentdeckten Planeten nicht der ganzen Welt unsichtbar, außer den wenigen Astronomen, denen wir auf Wort und Rechnung glauben müssen?

Einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher, als ein alter Irrthum.

Die Menschen sind durch die unendlichen Bedingungen des Erscheinens dergestalt obruiert, daß sie das eine Urbedingende nicht gewahren können.

„Wenn Reisende ein sehr großes Ergözen auf ihren Bergklettereien empfinden, so ist für mich etwas Barbarisches, ja Gottloses in dieser Leidenschaft. Berge geben uns wohl den Begriff von Naturgewalt, nicht aber von Wohlthätigkeit der Vorsehung. Zu welchem Gebrauch sind sie wohl dem Menschen? Unternimmt er, dort zu wohnen, so wird im Winter eine Schneelawine, im Sommer ein Bergrutsch sein Haus begraben oder fortschieben; seine Herden schwemmt der Gießbach weg, seine Kornscheuern die Windstürme. Macht er sich auf den Weg, so ist jeder Aufstieg die Qual des Sisyphus, jeder Niederstieg der Sturz Vulkans; sein Pfad ist täglich von Steinen verschüttet, der Gießbach unwegsam für Schiffahrt; finden auch seine Zwergherden notdürftige Nahrung, oder sammelt er sie ihnen kärglich, entweder die Elemente entreißen sie ihm oder wilde Bestien. Er führt ein einsam kümmerlich Pflanzenleben, wie das Moos auf einem Grabstein, ohne Bequemlichkeit und ohne Gesellschaft. Und diese Zickzackämme, diese widerwärtigen Felsenwände, diese ungestalteten Granitpyramiden, welche die schönsten Weltbreiten mit den Schrecknissen des Nordpols bedecken, wie sollte sich ein wohlwollender Mann daran gefallen und ein Menschenfreund sie preisen!“

Auf diese heitere Paradoxie eines würdigen Mannes wäre zu sagen, daß, wenn es Gott und der Natur gefallen hätte, den Urgebirgsknoten von Nubien durchaus nach Westen bis an das große Meer zu entwickeln und fortzusetzen, ferner diese Gebirgsreihe einigemal von Norden nach Süden zu durchschneiden, sodann Thäler entstanden sein würden, worin gar mancher Urvater Abraham ein Kanaan, mancher Albert Julius eine Felsenburg würde gefunden haben, wo denn seine Nachkommen leicht mit den Sternen rivalisierend sich hätten vermehren können.

Steine sind stumme Lehrer: sie machen den Beobachter stumm, und das Beste, was man von ihnen lernt, ist nicht mitzuteilen.

Was ich recht weiß, weiß ich nur mir selbst; ein ausgesprochenes Wort fördert selten, es erregt meistens Widerspruch, Stocken und Stillstehen.

Die Kristallographie, als Wissenschaft betrachtet, gibt zu ganz eignen Ansichten Anlaß. Sie ist nicht produktiv, sie ist nur sie selbst und hat keine Folgen, besonders nunmehr, da man so manche isomorphische Körper angetroffen hat, die sich ihrem Gehalte nach ganz verschieden erweisen. Da sie eigentlich nirgends anwendbar ist, so hat sie sich in dem hohen Grade in sich selbst ausgebildet. Sie gibt dem Geist eine gewisse beschränkte Befriedigung und ist in ihren Einzelheiten so mannigfaltig, daß man sie unerschöpflich nennen kann, deswegen sie auch vorzügliche Menschen so entschieden und lange an sich festhält.

Etwas Mönchisch-Hagestolzenartiges hat die Kristallographie und ist daher sich selbst genug. Von praktischer

Lebenseinwirkung ist sie nicht; denn die köstlichsten Erzeugnisse ihres Gebiets, die kristallinischen Edelsteine, müssen erst zugechliffen werden, ehe wir unsere Frauen damit schmücken können.

Ganz das Entgegengesetzte ist von der Chemie zu sagen, welche von der ausgebreitetsten Anwendung und von dem grenzenlosesten Einfluß aufs Leben sich erweist.

Der Begriff von Entstehen ist uns ganz und gar versagt; daher wir, wenn wir etwas werden sehen, denken, daß es schon dagewesen sei; deshalb kommt das System der Einschachtelung uns begreiflich vor.

Wie manches Bedeutende sieht man aus Teilen zusammensetzen: man betrachte die Werke der Baukunst; man sieht manches sich regel- und unregelmäßig anhäufen: daher ist uns der atomistische Begriff nah und bequem zur Hand; deshalb wir uns nicht scheuen, ihn auch in organischen Fällen anzuwenden.

Wer den Unterschied des Phantastischen und Ideellen, des Geselichen und Hypothetischen nicht zu fassen weiß, der ist als Naturforscher in einer üblen Lage.

Es gibt Hypothesen, wo Verstand und Einbildungskraft sich an die Stelle der Idee setzen.

Man thut nicht wohl, sich allzulange im Abstrakten aufzuhalten. Das Esoterische schadet nur, indem es exoterisch zu werden trachtet. Leben wird am besten durchs Lebendige belehrt.

IV.

Man kann in den Naturwissenschaften über manche Probleme nicht gehörig sprechen, wenn man die Metaphysik nicht zu Hilfe ruft; aber nicht jene Schul- und Wortweisheit; es ist dasjenige, was vor, mit und nach der Physik war, ist und sein wird.

Autorität, daß nämlich etwas schon einmal geschehen, gesagt oder entschieden worden sei, hat großen Wert; aber nur der Pedant fordert überall Autorität.

Altes Fundament ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben, irgendwo wieder einmal von vorn zu gründen.

Beharre, wo du stehst! — Maxime, notwendiger als je, indem einerseits die Menschen in große Parteien gerissen werden; sodann aber auch jeder einzelne nach individueller Einsicht und Vermögen sich geltend machen will.

Man thut immer besser, daß man sich grad ausspricht, wie man denkt, ohne viel beweisen zu wollen: denn alle Beweise, die wir vorbringen, sind doch nur Variationen unserer Meinungen, und die Widriggesinnten hören weder auf das eine noch auf das andere.

Da ich mit der Naturwissenschaft, wie sie sich von Tag zu Tag vorwärts bewegt, immer mehr bekannt und verwandt werde, so dringt sich mir gar manche Betrachtung auf: über die Vor- und Rückschritte, die zu gleicher Zeit geschehen. Eines nur sei hier ausgesprochen: daß wir sogar anerkannte Irrtümer aus der Wissenschaft nicht los werden. Die Ursache hievon ist ein offenbares Geheimnis.

Einen Irrtum nenn' ich, wenn irgend ein Ereignis falsch ausgelegt, falsch angeknüpft, falsch abgeleitet wird. Nun ereignet sich aber im Gange des Erfahrens und Denkens, daß eine Erscheinung auch folgerecht angeknüpft, richtig abgeleitet wird. Das läßt man sich wohl gefallen, legt aber keinen besondern Wert darauf und läßt den Irrtum ganz ruhig daneben liegen; und ich kenne ein kleines Magazin von Irrthümern, die man sorgfältig aufbewahrt.

Da nun den Menschen eigentlich nichts interessiert, als seine Meinung, so sieht jedermann, der eine Meinung vorträgt, sich rechts und links nach Hilfsmitteln um, damit er sich und andere bestärken möge. Des Wahren bedient man sich, so lange es brauchbar ist; aber leidenschaftlich-rhetorisch ergreift man das Falsche, sobald man es für den Augenblick nutzen, damit, als einem Halbargumente, blenden, als mit einem Lückenbüßer das Zerstückelte scheinbar vereinigen kann. Dieses zu erfahren, war mir erst ein Aergernis, dann betrübt ich mich darüber, und nun macht es mir Schadenfreude. Ich habe mir das Wort gegeben, ein solches Verfahren niemals wieder aufzudecken.

Jedes Existierende ist ein Analogon alles Existierenden; daher erscheint uns das Dasein immer zu gleicher Zeit gesondert und verknüpft. Folgt man der Analogie zu sehr, so fällt alles identisch zusammen; meidet man sie, so zerstreut sich alles ins Unendliche. In beiden Fällen stagniert die Betrachtung, einmal als überlebendig, das andere Mal als getödtet.

Die Vernunft ist auf das Werden, der Verstand auf das Gewordene angewiesen; jene bekümmert sich nicht: wozu? dieser fragt nicht: woher? — Sie erfreut sich am Entwickeln; er wünscht alles festzuhalten, damit er es nutzen könne.

Es ist eine Eigenheit, dem Menschen angeboren und mit seiner Natur innigst verwebt: daß ihm zur Erkenntnis das Nächste nicht genügt; da doch jede Erscheinung, die wir selbst gewahr werden, im Augenblick das Nächste ist und wir von ihr fordern können, daß sie sich selbst erkläre, wenn wir kräftig in sie dringen.

Das werden aber die Menschen nicht lernen, weil es gegen ihre Natur ist; daher die Gebildeten es selbst nicht lassen können, wenn sie an Ort und Stelle irgend ein Wahres erkannt haben, es nicht nur mit dem Nächsten, sondern auch mit dem Weitesten und Fernsten zusammenzuhängen, woraus denn Irrtum über Irrtum entspringt. Das nahe Phänomen hängt aber mit dem fernen nur in dem Sinne zusammen, daß sich alles auf wenige große Gesetze bezieht, die sich überall manifestieren.

Was ist das Allgemeine?
 Der einzelne Fall.
 Was ist das Besondere?
 Millionen Fälle.

Die Analogie hat zwei Verirrungen zu fürchten: einmal, sich dem Witz hinzugeben, wo sie in nichts zerfließt; die andere, sich mit Tropen und Gleichnissen zu umhüllen, welches jedoch weniger schädlich ist.

Weder Mythologie noch Legenden sind in der Wissenschaft zu dulden. Lasse man diese den Poeten, die berufen sind, sie zu Nutz und Freude der Welt zu behandeln. Der wissenschaftliche Mann beschränke sich auf die nächste, klarste Gegenwart. Wollte derselbe jedoch gelegentlich als Rhetor auftreten, so sei ihm jenes auch nicht verwehrt.

Um mich zu retten, betrachte ich alle Erscheinungen als unabhängig von einander und suche sie gewaltsam zu isolieren; dann betrachte ich sie als Korrelate, und sie verbinden sich zu einem entschiedenen Leben. Dies bezieh' ich vorzüglich auf Natur; aber auch in bezug auf die neueste um uns her bewegte Weltgeschichte ist diese Betrachtungsweise fruchtbar.

Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Bethätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Innern am Außern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt.

Der Mensch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sei; er würde sonst nicht forschen.

Begreiflich ist jedes Besondere, das sich auf irgend eine Weise anwenden läßt. Auf diese Weise kann das Unbegreifliche nützlich werden.

Es gibt eine zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstand innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird. Diese Steigerung des geistigen Vermögens aber gehört einer hochgebildeten Zeit an.

Am widerwärtigsten sind die friedlichen Beobachter und grilligen Theoristen; ihre Versuche sind kleinlich und kompliziert, ihre Hypothesen abstrus und wunderlich.

Es gibt Pedanten, die zugleich Schelme sind, und das sind die allerschlimmsten.

Um zu begreifen, daß der Himmel überall blau ist, braucht man nicht um die Welt zu reisen.

Das Allgemeine und Besondere fallen zusammen: das Besondere ist das Allgemeine, unter verschiedenen Bedingungen erscheinend.

Man braucht nicht alles selbst gesehen noch erlebt zu haben; willst du aber dem andern und seinen Darstellungen vertrauen, so denke, daß du es nun mit dreien zu thun hast: mit dem Gegenstand und zwei Subjekten.

Grundeigenschaft der lebendigen Einheit: sich zu trennen, sich zu vereinen, sich ins Allgemeine zu ergehen, im Besondern zu verharren, sich zu verwandeln, sich zu spezifizieren, und wie das Lebendige unter tausend Bedingungen sich darthun mag, hervorzutreten und zu verschwinden, zu solideszieren und zu schmelzen, zu erstarren und zu fließen, sich auszudehnen und sich zusammenzuziehen. Weil nun alle diese Wirkungen im gleichen Zeitmoment zugleich vorgehen, so kann alles und jedes zu gleicher Zeit eintreten. Entstehen und Vergehen, Schaffen und Vernichten, Geburt und Tod, Freud' und Leid, alles wirkt durcheinander, in gleichem Sinn und gleicher Maße; deswegen denn auch das Besonderste, das sich ereignet, immer als Bild und Gleichnis des Allgemeinsten auftritt.

Ist das ganze Dasein ein ewiges Trennen und Verbinden, so folgt auch, daß die Menschen im Betrachten des ungeheuren Zustandes auch bald trennen, bald verbinden werden.

Als getrennt muß sich darstellen: Physik von Mathematik. Jene muß in einer entschiedenen Unabhängigkeit bestehen und mit allen liebenden, verehrenden, frommen Kräften in die Natur und das heilige Leben derselben einzudringen suchen, ganz unbekümmert, was die Mathematik von ihrer Seite leistet und thut. Diese muß sich dagegen unabhängig von allem Außern erklären, ihren eigenen großen Geistesgang gehen und sich selber reiner ausbilden, als es geschehen kann, wenn sie wie bisher sich mit dem Vorhandenen abgibt und diesem etwas abzugewinnen oder anzupassen trachtet.

In der Naturforschung bedarf es eines kategorischen Imperativs so gut als im Sittlichen; nur bedenke man, daß man dadurch nicht am Ende, sondern erst am Anfang ist.

Das Höchste wäre: zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist. Die Bläue des Himmels offenbart uns das Grundgesetz der Chromatik. Man suche nur nichts hinter den Phänomenen; sie selbst sind die Lehre.

In den Wissenschaften ist viel Gewisses, sobald man sich von den Ausnahmen nicht irre machen läßt und die Probleme zu ehren weiß.

Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation; aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resigniere oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornierten Individuums.

Wenn man die Probleme des Aristoteles ansieht, so erstaunt man über die Gabe des Bemerkens, und für was alles die Griechen Augen gehabt haben. Nur begehen sie den Fehler

der Uebereilung, da sie von dem Phänomen unmittelbar zur Erklärung schreiten, wodurch denn ganz unzulängliche theoretische Aussprüche zum Vorschein kommen. Dieses ist jedoch der allgemeine Fehler, der noch heutzutage begangen wird.

Hypothesen sind Wiegenlieder, womit der Lehrer seine Schüler einlullt; der denkende, treue Beobachter lernt immer mehr seine Beschränkung kennen; er sieht, je weiter sich das Wissen ausbreitet, desto mehr Probleme kommen zum Vorschein.

Unser Fehler besteht darin, daß wir am Gewissen zweifeln und das Ungewisse fixieren möchten. Meine Maxime bei der Naturforschung ist: das Gewisse festzuhalten und dem Ungewissen aufzupassen.

Läßliche Hypothese nenn' ich eine solche, die man gleichsam schalkhaft aufstellt, um sich von der ernsthaften Natur widerlegen zu lassen.

Wie wollte einer als Meister in seinem Fach erscheinen, wenn er nichts Unnützes lehrte!

Das Nürrischste ist, daß jeder glaubt, überliefern zu müssen, was man gewußt zu haben glaubt.

Weil zum didaktischen Vortrag Gewißheit verlangt wird, indem der Schüler nichts Unsicheres überliefert haben will, so darf der Lehrer kein Problem stehen lassen und sich etwa in einiger Entfernung da herumbewegen. Gleich muß etwas bestimmt sein (bepaalt sagt der Holländer), und nun glaubt man eine Weile, den unbekannten Raum zu besitzen, bis ein anderer die Pfähle wieder ausreißt und sogleich enger oder weiter abermals wieder bepfählt.

Lebhafte Frage nach der Ursache, Verwechselung von Ursache und Wirkung, Beruhigung in einer falschen Theorie sind von großer, nicht zu entwickelnder Schädlichkeit.

Wenn mancher sich nicht verpflichtet fühlte, das Unwahre zu wiederholen, weil er's einmal gesagt hat, so wären es ganz andere Leute geworden.

Das Falsche hat den Vorteil, daß man immer darüber schwärzen kann; das Wahre muß gleich genutzt werden, sonst ist es nicht da.

Wer nicht einsieht, wie das Wahre praktisch erleichtert, mag gern daran mäkeln und häkeln, damit er nur sein irriges, mühseliges Treiben einigermaßen beschönigen könne.

Die Deutschen, und sie nicht allein, besitzen die Gabe, die Wissenschaften unzugänglich zu machen.

Der Engländer ist Meister, das Entdeckte gleich zu nutzen, bis es wieder zu neuer Entdeckung und frischer That führt. Man frage nun, warum sie uns überall voraus sind?

Der denkende Mensch hat die wunderliche Eigenschaft, daß er an die Stelle, wo das unaufgelöste Problem liegt, gerne ein Phantasiebild hinfabelt, das er nicht los werden kann, wenn das Problem auch aufgelöst und die Wahrheit am Tage ist.

Es gehört eine eigene Geisteswendung dazu, um das gestaltlose Wirkliche in seiner eigensten Art zu fassen und es von Hirngespinnsten zu unterscheiden, die sich denn doch auch mit einer gewiffen Wirklichkeit lebhaft aufdringen.

Bei Betrachtung der Natur im großen wie im kleinen hab' ich unausgesetzt die Frage gestellt: Ist es der Gegenstand oder bist du es, der sich hier ausspricht? Und in diesem Sinne betrachtete ich auch Vorgänger und Mitarbeiter.

Ein jeder Mensch sieht die fertige und geregelte, gebildete, vollkommene Welt doch nur als ein Element an, woraus er sich eine besondere, ihm angemessene Welt zu erschaffen bemüht ist. Tüchtige Menschen ergreifen sie ohne Bedenken und suchen damit, wie es gehen will, zu gebaren; andere zaudern an ihr herum; einige zweifeln sogar an ihrem Dasein.

Wer sich von dieser Grundwahrheit recht durchdrungen fühlte, würde mit niemanden streiten, sondern nur die Vorstellungsart eines andern wie seine eigene als ein Phänomen betrachten. Denn wir erfahren fast täglich, daß der eine mit Bequemlichkeit denken mag, was dem andern zu denken unmöglich ist, und zwar nicht etwa in Dingen, die auf Wohl und Wehe nur irgend einen Einfluß hätten, sondern in Dingen, die für uns völlig gleichgültig sind.

Man weiß eigentlich das, was man weiß, nur für sich selbst. Spreche ich mit einem andern von dem, was ich zu wissen glaube, unmittelbar glaubt er's besser zu wissen, und ich muß mit meinem Wissen immer wieder in mich selbst zurückkehren.

Das Wahre fördert; aus dem Irrtum entwickelt sich nichts, er verwickelt uns nur.

Der Mensch findet sich mitten unter Wirkungen und kann sich nicht enthalten, nach den Ursachen zu fragen; als ein bequemes Wesen greift er nach der nächsten als der besten und beruhigt sich dabei; besonders ist dies die Art des allgemeinen Menschenverstandes.

Sieht man ein Uebel, so wirkt man unmittelbar darauf
d. h. man kuriert unmittelbar aufs Symptom los.

Die Vernunft hat nur über das Lebendige Herrschaft;
die entstandene Welt, mit der sich die Geognosie abgibt, ist
tot. Daher kann es keine Geologie geben: denn die Vernunft
hat hier nichts zu thun.

Wenn ich ein zerstreutes Gerippe finde, so kann ich es
zusammenlesen und aufstellen; denn hier spricht die ewige Ver-
nunft durch ein Analogon zu mir, und wenn es das Riesen-
faultier wäre.

Was nicht mehr entsteht, können wir uns als entstehend
nicht denken. Das Entstandene begreifen wir nicht.

Der allgemeine neuere Vulkanismus ist eigentlich ein
kühner Versuch, die gegenwärtige unbegreifliche Welt an eine
vergangene unbekannte zu knüpfen.

Gleiche oder wenigstens ähnliche Wirkungen werden auf
verschiedene Weise durch Naturkräfte hervorgebracht.

Nichts ist widerwärtiger als die Majorität: denn sie
besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen,
die sich akkommodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren,
und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen,
was sie will.

Die Mathematik ist, wie die Dialektik, ein Organ des
inneren höheren Sinnes; in der Ausübung ist sie eine Kunst
wie die Beredsamkeit. Für beide hat nichts Wert als die

Form; der Gehalt ist ihnen gleichgültig. Ob die Mathematik Pfennige oder Guineen berechne, die Rhetorik Wahres oder Falsches verteidige, ist beiden vollkommen gleich.

Hier aber kommt es nun auf die Natur des Menschen an, der ein solches Geschäft betreibt, eine solche Kunst ausübt. Ein durchgreifender Advokat in einer gerechten Sache, ein durchdringender Mathematiker vor dem Sternenhimmel erscheinen beide gleich gottähnlich.

Was ist an der Mathematik exakt als die Exaktheit? Und diese, ist sie nicht eine Folge des innern Wahrheitsgefühls?

Die Mathematik vermag kein Vorurteil wegzuheben, sie kann den Eigensinn nicht lindern, den Parteigeist nicht beschwichtigen, nichts von allem Sittlichen vermag sie.

Der Mathematiker ist nur insofern vollkommen, als er ein vollkommener Mensch ist, als er das Schöne des Wahren in sich empfindet; dann erst wird er gründlich, durchsichtig, umsichtig, rein, klar, anmutig, ja elegant wirken. Das alles gehört dazu, um La Grange ähnlich zu werden.

Nicht die Sprache an und für sich ist richtig, tüchtig, zierlich, sondern der Geist ist es, der sich darin verkörpert; und so kommt es nicht auf einen jeden an, ob er seinen Rechnungen, Reden oder Gedichten die wünschenswerten Eigenschaften verleihen will: es ist die Frage, ob ihm die Natur hiezu die geistigen und sittlichen Eigenschaften verliehen hat. Die geistigen: das Vermögen der An- und Durchschauung; die sittlichen: daß er die bösen Dämonen ablehne, die ihn hindern könnten, dem Wahren die Ehre zu geben.

Das Einfache durch das Zusammengesetzte, das Leichte durch das Schwierige erklären zu wollen, ist ein Unheil, das in dem ganzen Körper der Wissenschaft verteilt ist, von den Einsichtigen wohl anerkannt, aber nicht überall eingestanden.

Man sehe die Physik genau durch, und man wird finden, daß die Phänomene, sowie die Versuche, worauf sie gebaut ist, verschiedenen Wert haben.

Auf die primären, die Urversuche, kommt alles an, und das Kapitel, das hierauf gebaut ist, steht sicher und fest; aber es gibt auch sekundäre, tertiäre u. s. w. Gesteht man diesen das gleiche Recht zu, so verwirren sie nur das, was von den ersten aufgeklärt war.

Ein großes Uebel in den Wissenschaften, ja überall, entsteht daher, daß Menschen, die kein Ideenvermögen haben, zu theoretisieren sich vermessen, weil sie nicht begreifen, daß noch so vieles Wissen hiezu nicht berechtigt. Sie gehen im Anfange wohl mit einem löblichen Menschenverstand zu Werke, dieser aber hat seine Grenzen, und wenn er sie überschreitet, kommt er in Gefahr, absurd zu werden. Des Menschenverstandes angewiesenes Gebiet und Erbteil ist der Bezirk des Thuns und Handelns. Thätig wird er sich selten verirren; das höhere Denken, Schließen und Urteilen jedoch ist nicht seine Sache.

Die Erfahrung nutzt erst der Wissenschaft, sodann schadet sie, weil die Erfahrung Gesetz und Ausnahme gewahr werden läßt. Der Durchschnitt von beiden gibt keineswegs das Wahre.

Man sagt, zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen liege die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! das Problem liegt dazwischen, das Anschaubare, das ewig thätige Leben in Ruhe gedacht.

Wenn ich das Aufklären und Erweitern der Naturwissenschaften in der neuesten Zeit betrachte, so komme ich mir vor wie ein Wanderer, der in der Morgendämmerung gegen Osten ging, die heranwachsende Helle mit Freuden, aber ungeduldig anschaute und die Ankunft des entscheidenden Lichtes mit Sehnsucht erwartete, aber doch bei dem Hervortreten desselben die Augen wegwenden mußte, welche den so sehr gewünschten und gehofften Glanz nicht ertragen konnten.

Es ist nicht zu viel gesagt, aber in solchem Zustande befinde ich mich, wenn ich Herrn Carus' Werk vornehme, das die Andeutungen alles Werdens von dem einfachsten bis zu dem mannigfachsten Leben durchführt und das große Geheimnis mit Wort und Bild vor Augen legt: daß nichts entspringt, als was schon angekündigt ist, und daß die Ankündigung erst durch das Angekündigte klar wird, wie die Weissagung durch die Erfüllung.

Rege wird sodann in mir ein gleiches Gefühl, wenn ich d'Altons Arbeit betrachte, der das Gewordene, und zwar nach dessen Vollendung und Untergang, darstellt und zugleich das Innerste und Aeußerste, Gerüst und Ueberzug, künstlerisch vermittelnd, vor Augen bringt und aus dem Tode ein Leben dichtet; und so seh' ich auch hier, wie jenes Gleichnis paßt. Ich gedenke, wie ich seit einem halben Jahrhundert auf eben diesem Felde aus der Finsternis in die Dämmerung, von da in die Helle unverwandt fortgeschritten bin, bis ich zuletzt erlebe, daß das reinste Licht, jeder Erkenntnis und Einsicht förderlich, mit Macht hervortritt, mich blendend belebt und, indem es meine folgerechten Wünsche erfüllt, mein sehnüchti- ges Bestreben vollkommen rechtfertigt.

V.

Wie Sokrates den sittlichen Menschen zu sich berief, damit dieser ganz einfach einigermaßen über sich selbst aufgeklärt würde, so traten Plato und Aristoteles gleichfalls als befugte Individuen vor die Natur: der eine mit Geist und Gemüt, sich ihr anzueignen; der andere mit Forscherblick und Methode, sie für sich zu gewinnen. Und so ist denn auch jede Annäherung, die sich uns im ganzen und einzelnen an diese Dreie möglich macht, das Ereignis, was wir am freudigsten empfinden und was unsere Bildung zu befördern sich jederzeit kräftig erweist.

Um sich aus der grenzenlosen Vielsachheit, Zerstückelung und Verwickelung der modernen Naturlehre wieder ins Einfache zu retten, muß man sich immer die Frage vorlegen: Wie würde sich Plato gegen die Natur, wie sie uns jetzt in ihrer größern Mannigfaltigkeit, bei aller gründlichen Einheit, erscheinen mag, benommen haben?

Denn wir glauben überzeugt zu sein, daß wir auf demselben Wege bis zu den letzten Verzweigungen der Erkenntnis organisch gelangen und von diesem Grund aus die Gipfel eines jeden Wissens uns nach und nach aufbauen und befestigen können. Wie uns hiebei die Thätigkeit des Zeitalters fördert und hindert, ist freilich eine Untersuchung, die wir jeden Tag anstellen müssen, wenn wir nicht das Nützliche abweisen und das Schädliche aufnehmen wollen.

Man rühmt das achtzehnte Jahrhundert, daß es sich hauptsächlich mit Analyse abgegeben; dem neunzehnten bleibt nun die Aufgabe: die falschen obwaltenden Synthesen zu entdecken und deren Inhalt aufs neue zu analysieren.

Die Natur verstummt auf der Folter; ihre treue Antwort auf redliche Frage ist: Ja! ja! Nein! nein! alles übrige ist vom Uebel.

Die Menschen verdrießt's, daß das Wahre so einfach ist; sie sollten bedenken, daß sie noch Mühe genug haben, es praktisch zu ihrem Nutzen anzuwenden.

Ich vermünsche die, die aus dem Irrtum eine eigene Welt machen und doch unablässig fordern, daß der Mensch nützlich sein müsse.

Eine Schule ist als ein einziger Mensch anzusehen, der hundert Jahre mit sich selbst spricht und sich in seinem eigenen Wesen, und wenn es auch noch so albern wäre, ganz außerordentlich gefällt.

Eine falsche Lehre läßt sich nicht widerlegen, denn sie ruht ja auf der Ueberzeugung, daß das Falsche wahr sei. Aber das Gegentheil kann, darf und muß man wiederholt aussprechen.

Man streiche zwei Stäbchen einen rot an, den andern blau, man bringe sie nebeneinander ins Wasser, und einer wird gebrochen erscheinen wie der andere. Jeder kann dieses einfache Experiment mit den Augen des Leibes erblicken; wer es mit Geistesaugen beschaut, wird von tausend und aber tausend irrthümlichen Paragraphen befreit sein.

Ein unzulängliches Wahre wirkt eine Zeitlang fort; statt völliger Aufklärung aber tritt auf einmal ein blendendes Falsche herein; das genügt der Welt, und so sind Jahrhunderte bethört.

In den Wissenschaften ist es höchst verdienstlich, das unzulängliche Wahre, was die Alten schon besaßen, aufzusuchen und weiter zu führen.

Ein Phänomen, ein Versuch kann nichts beweisen, es ist das Glied einer großen Kette, das erst im Zusammenhange gilt. Wer eine Perlschnur verdecken und nur die schönste einzeln vorzeigen wollte, verlangend, wir sollten ihm glauben, die übrigen seien alle so, schwerlich würde sich jemand auf den Handel einlassen.

Abbildungen, Wortbeschreibung, Maß, Zahl und Zeichen stellen noch immer kein Phänomen dar. Darum bloß konnte sich die Newtonische Lehre so lange halten, daß der Irrtum in dem Quartbande der lateinischen Uebersetzung für ein paar Jahrhunderte einbalsamiert war.

Man muß sein Glaubensbekenntnis von Zeit zu Zeit wiederholen, aussprechen, was man billigt, was man verdammt; der Gegentheil läßt's ja auch nicht daran fehlen.

In der jetzigen Zeit soll niemand schweigen oder nachgeben; man muß reden und sich rühren, nicht um zu überwinden, sondern sich auf seinem Posten zu erhalten; ob bei der Majorität oder Minorität, ist ganz gleichgültig.

„Wer sich mit Wissenschaften abgibt, leidet erst durch Retardationen, und dann durch Präoccupationen. Die erste Zeit wollen die Menschen dem keinen Wert zugestehen, was wir ihnen überliefern; und dann gebärden sie sich, als wenn ihnen alles schon bekannt wäre, was wir ihnen überliefern könnten.“

Es ist etwas unbekanntes Gesetzhches im Objekt, welches dem unbekannten Gesetzhchen im Subjekt entspricht.

Zum Schönen wird erfordert ein Gesetz, das in die Erscheinung tritt.

Beispiel von der Rose.

In den Blüten tritt das vegetabilische Gesetz in seine höchste Erscheinung, und die Rose wäre nur wieder der Gipfel dieser Erscheinung.

Perikarprien können noch schön sein.

Die Frucht kann nie schön sein: denn da tritt das vegetabilische Gesetz in sich (ins bloße Gesetz) zurück.

Das Gesetz, das in die Erscheinung tritt, in der größten Freiheit, nach seinen eigensten Bedingungen, bringt das Objektiv-Schöne hervor, welches freilich würdige Subjekte finden muß, von denen es aufgefaßt wird.

Die Unmöglichkeit, Rechenschaft zu geben von dem Natur- und Kunstschönen: denn

ad 1. müßten wir die Gesetze kennen, nach welchen die allgemeine Natur handeln will und handelt, wenn sie kann; und

ad 2. die Gesetze kennen, nach denen die allgemeine Natur unter der besondern Form der menschlichen Natur produktiv handeln will und handelt, wenn sie kann.

Schönheit der Jugend aus Obigem abzuleiten. Alter, stufenweises Zurücktreten aus der Erscheinung. In wiefern das Alternde schön genannt werden kann.

Ewige Jugend der griechischen Götter.

Beharren eines jeden im Charakter, bis zum Gipfel des menschlichen Daseins, ohne an die Rückkehr zu denken.

Die Natur füllt mit ihrer grenzenlosen Produktivität alle Räume. Betrachten wir nur bloß unsre Erde: Alles, was wir böß, unglücklich nennen, kommt daher, daß sie nicht allem Entstehenden Raum geben, noch weniger ihm Dauer verleihen kann.

Alles, was entsteht, sucht sich Raum und will Dauer; deswegen verdrängt es ein anderes vom Platz und verkürzt seine Dauer.

Das Lebendige hat die Gabe, sich nach den vielfältigsten Bedingungen äußerer Einflüsse zu bequemen, und doch eine gewisse errungene entschiedene Selbständigkeit nicht aufzugeben.

Man gedenke der leichten Erregbarkeit aller Wesen, wie der mindeste Wechsel einer Bedingung, jeder Hauch gleich in den Körpern Polarität manifestiert, die eigentlich in ihnen allen schlummert.

Spannung ist der indifferent scheinende Zustand eines energischen Wesens: in völliger Bereitschaft, sich zu manifestieren, zu differenzieren, zu polarisieren.

In der Phanerogamie ist noch so viel Kryptogamisches, daß Jahrhunderte es nicht entziffern werden.

Licht und Geist, jenes im Physischen, dieser im Sittlichen herrschend, sind die höchsten denkbaren unteilbaren Energien.

Und gehört die Farbe nicht ganz eigentlich dem Gesicht an?

Ich habe nichts dagegen, wenn man die Farbe sogar zu fühlen glaubt; ihr eigenes Eigenschaftliche würde nur dadurch noch mehr bethätigt.

Auch zu schmecken ist sie. Blau wird alkalisch, gelbrot sauer schmecken. Alle Manifestationen der Wesenheiten sind verwandt.

Alles ist einfacher, als man denken kann, zugleich ver-
schränkter, als zu begreifen ist.

Diejenigen, die das einzige grundklare Licht aus farbigen
Lichtern zusammensetzen, sind die eigentlichen Obskuranten.

Wer sich an eine falsche Vorstellung gewöhnt, dem wird
jeder Irrtum willkommen sein.

Tycho de Brahe, ein großer Mathematiker, vermochte
sich nur halb von dem alten System loszulösen, das wenig-
stens den Sinnen gemäß war; er wollte es aber aus Recht-
haberei durch ein kompliziertes Uhrwerk ersetzen, das weder
den Sinnen zu schauen, noch den Gedanken zu erreichen war.

Newton, als Mathematiker, steht in so hohem Ruf,
daß der ungeschickteste Irrtum, nämlich das klare, reine, ewig
ungetrübte Licht sei aus dunklen Lichtern zusammengesetzt, bis
auf den heutigen Tag sich erhalten hat; und sind es nicht
Mathematiker, die dieses Absurde noch immer verteidigen und
gleich dem gemeinsten Hörer in Worten wiederholen, bei denen
man nichts denken kann?

Der Mathematiker ist angewiesen aufs Quantitative,
auf alles, was sich durch Zahl und Maß bestimmen läßt,
und also gewissermaßen auf das äußerlich erkennbare Uni-
versum. Betrachten wir aber dieses, insofern uns Fähigkeit
gegeben ist, mit vollem Geiste und aus allen Kräften, so er-
kennen wir, daß Quantität und Qualität als die zwei
Pole des erscheinenden Daseins gelten müssen; daher denn
auch der Mathematiker seine Formelsprache so hoch steigert,
um, insofern es möglich, in der meßbaren und zählbaren Welt
die unmeßbare mit zu begreifen. Nun erscheint ihm alles

greifbar, faßlich und mechanisch, und er kommt in den Verdacht eines heimlichen Atheismus, indem er ja das Unmeßbarste, welches wir Gott nennen, zugleich mit zu erfassen glaubt und daher dessen besonderes oder vorzügliches Dasein aufzugeben scheint.

Der Sprache liegt zwar die Verstandes- und Vernunftfähigkeit des Menschen zum Grunde; aber sie setzt bei dem, der sich ihrer bedient, nicht eben reinen Verstand, ausgebildete Vernunft, redlichen Willen voraus. Sie ist ein Werkzeug, zweckmäßig und willkürlich zu gebrauchen; man kann sie eben so gut zu einer spitzfindig-verwirrenden Dialektik wie zu einer verworren-verdüsternenden Mystik verwenden; man mißbraucht sie bequem zu hohlen und nichtigen prosaischen und poetischen Phrasen, ja man versucht, prosodisch untadelhafte und doch nonsensikalische Verse zu machen.

Unser Freund, der Ritter Ciccolini, sagt: „Ich wünschte wohl, daß alle Mathematiker in ihren Schriften des Genies und der Klarheit eines La Grange sich bedienten,“ d. h. möchten doch alle den gründlich-klaren Sinn eines La Grange besitzen und damit Wissen und Wissenschaft behandeln.

Die Phänomene sind nichts wert, als wenn sie uns eine tiefere, reichere Einsicht in die Natur gewähren, oder wenn sie uns zum Nutzen anzuwenden sind.

Falsche Vorstellung, daß man ein Phänomen durch Kalkül oder durch Worte abthun und beseitigen könne.

Der Newtonische Versuch, auf dem die herkömmliche Farbenlehre beruht, ist von der vielfachsten Komplikation; er verknüpft folgende Bedingungen:

Damit das Gespenst erscheine, ist nötig:
 Erstens — Ein gläsern Prisma;
 Zweitens — Dreiseitig;
 Drittens — Klein;
 Viertens — Ein Fensterladen;
 Fünftens — Eine Oeffnung darin;
 Sechstens — Diese sehr klein;
 Siebentens — Sonnenbild, das hereinfällt;
 Achters — Aus einer gewissen Entfernung;
 Neuntens — In einer gewissen Richtung aufs Prisma fällt;
 Zehntens — Sich auf einer Tafel abbildet;
 Elftens — Die in einer gewissen Entfernung hinter das Prisma gestellt ist.

Nehme man von diesen Bedingungen Drei, Sechs und Elf weg, man mache die Oeffnung groß, man nehme ein großes Prisma, man stelle die Tafel nah heran, und das beliebte Spektrum kann und wird nicht zum Vorschein kommen.

Man spricht geheimnisvoll von einem wichtigen Experimente, womit man die Lehre erst recht bekräftigen will; ich kenn' es recht gut und kann es auch darstellen: das ganze Kunststück ist, daß zu obigen Bedingungen noch ein paar hinzugefügt werden, wodurch das Hokusfokus sich noch mehr verwickelt.

Der Fraunhoferische Versuch, wo Querlinien im Spektrum erscheinen, ist von derselben Art, sowie auch die Versuche, wodurch eine neue Eigenschaft des Lichts entdeckt werden soll. Sie sind doppelt und dreifach kompliziert; wenn sie was nützen sollten, müßten sie in ihre Elemente zerlegt werden, welches dem Wissenden nicht schwer fällt, welches aber zu fassen und zu begreifen kein Laie weder Vorkenntnis noch Geduld, kein Gegner weder Intention noch Redlichkeit genug mitbringt;

man nimmt lieber überhaupt an, was man sieht, und zieht die alte Schlußfolge daraus.

Ich weiß wohl, daß diese Worte vergebens dastehen, aber sie mögen als offenes Geheimnis der Zukunft bewahrt bleiben. Vielleicht interessiert sich auch noch einmal ein La Grange für diese Angelegenheit.

Der Historiker kann und braucht nicht alles aufs Gewisse zu führen; wissen doch die Mathematiker auch nicht zu erklären, warum der Komet von 1770, der in fünf oder elf Jahren wieder kommen sollte, sich zur bestimmten Zeit noch nicht wieder hat sehen lassen.

„Hundert graue Pferde machen nicht einen einzigen Schimmel.“

Die Mathematiker sind wunderliche Leute: durch das Große, was sie leisteten, haben sie sich zur Universalgilde aufgeworfen und wollen nichts anerkennen, als was in ihren Kreis paßt, was ihr Organ behandeln kann. — Einer der ersten Mathematiker sagte bei Gelegenheit, wo man ihm ein physisches Kapitel andringlich empfehlen wollte: „Aber läßt sich denn gar nichts auf den Kalkül reduzieren?“

Wir erinnern uns gar wohl der Jahre, wo sich niemand unterstehen durfte, von geheimen umherschleichenden Umtrieben zu reden, gerade zu der Zeit, da sie das Vaterland unterminierten; wir wissen auch recht gut, wer diese Zensur ausübte und welcher Vorteile man sich dabei bediente.

So übt schon seit zwanzig Jahren die physiko-mathematische Gilde gegen meine Farbenlehre ihr Verbotsrecht aus; sie verschreien solche in Kollegien und wo nicht sonst; davon

wissen mir jezo Männer über dreißig Jahre genugsam zu erzählen, und jene haben nicht unrecht. Der Besitz, in dem sie sich stark fühlen, wird durch meine Farbenlehre bedroht, welche in diesem Sinne revolutionär genannt werden kann, wogegen jene Aristokratie sich zu wehren alle Ursache hat.

Die große Aufgabe wäre: die mathematisch-philosophischen Theorieen aus den Theilen der Physik zu verbannen, in welchen sie Erkenntnis, anstatt sie zu fördern, nur verhindern, und in welchen die mathematische Behandlung durch Einseitigkeit der Entwicklung der neuern wissenschaftlichen Bildung eine so verkehrte Anwendung gefunden hat.

Darzuthun wäre, welches der wahre Weg der Naturforschung sei, wie derselbe auf dem einfachsten Fortgange der Beobachtung beruhe, die Beobachtung zum Versuch zu steigern sei, und wie dieser endlich zum Resultate führe.

Wenn die Hoffnungen sich verwirklichen, daß die Menschen sich mit allen ihren Kräften, mit Herz und Geist, mit Verstand und Liebe vereinigen und von einander Kenntnis nehmen, so wird sich ereignen, woran jezt noch kein Mensch denken kann. Die Mathematiker werden sich gefallen lassen, in diesen allgemeinen sittlichen Weltbund als Bürger eines bedeutenden Staates aufgenommen zu werden, und nach und nach sich des Dünkels entäußern, als Universalmonarchen über alles zu herrschen; sie werden sich nicht mehr beugehen lassen, alles für nichtig, für inexakt, für unzulänglich zu erklären, was sich nicht dem Kalkül unterwerfen läßt.

Wir müssen erkennen und bekennen, was Mathematik sei, wozu sie der Naturforschung wesentlich dienen könne; wo

hingegen sie nicht hingehöre, und in welche klägliche Abirrung Wissenschaft und Kunst durch falsche Anwendung seit ihrer Regeneration geraten sei.

Die Mathematiker sind eine Art Franzosen: redet man zu ihnen, so übersetzen sie es in ihre Sprache, und dann ist es alsobald ganz etwas anderes.

Wer das Falsche verteidigen will, hat alle Ursache, leise aufzutreten und sich zu einer feinen Lebensart zu bekennen. Wer das Recht auf seiner Seite fühlt, muß derb auftreten; ein höfliches Recht will gar nichts heißen.

Deswegen sagte man ganz richtig: „Wer die Menschen betrügen will, muß vor allen Dingen das Absurde plausibel machen.“

Man datiert von Bacon von Verulam eine Epoche der Erfahrungs-Naturwissenschaften. Ihr Weg ist jedoch durch theoretische Tendenzen oft durchschnitten und ungangbar gemacht worden. Genau besehen, kann und soll man von jedem Tag eine neue Epoche datieren.

Schon jetzt erklären die Meister der Naturwissenschaften die Notwendigkeit monographischer Behandlung und also das Interesse an Einzelheiten. Dies ist aber nicht denkbar ohne eine Methode, die das Interesse an der Gesamtheit offenbart. Hat man das erlangt, so braucht man freilich nicht in Millionen Einzelheiten umherzutasten.

Begriff ist Summe, Idee Resultat der Erfahrung; jene zu ziehen, wird Verstand, dieses zu erfassen, Vernunft erfordert.

Nicht alles Wünschenswerte ist erreichbar, nicht alles Erkennungswerte erkennbar.

Je weiter man in der Erfahrung fortrückt, desto näher kommt man dem Unerforschlichen; je mehr man die Erfahrung zu nutzen weiß, desto mehr sieht man, daß das Unerforschliche keinen praktischen Nutzen hat.

Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.

Derjenige, der sich mit Einsicht für beschränkt erklärt, ist der Vollkommenheit am nächsten.

Was die Wissenschaften am meisten retardiert, ist, daß diejenigen, die sich damit beschäftigen, ungleiche Geister sind.

Es ist ihnen wohl Ernst, aber sie wissen nicht, was sie mit dem Ernst machen sollen.

Vor zwei Dingen kann man sich nicht genug in acht nehmen: beschränkt man sich in seinem Fache, vor Starrsinn; tritt man heraus, vor Unzulänglichkeit.

Das Unzulängliche widerstrebt mehr, als man denken sollte, dem Auslangenden.

Die Menschen, da sie zum Notwendigen nicht hinreichen, bemühen sich ums Unnütze.

Im sechzehnten Jahrhundert gehören die Wissenschaften nicht diesem oder jenem Menschen, sondern der Welt. Diese hat sie, besitzt sie, und der Mensch ergreift nur den Reichtum.

Das Jahrhundert ist vorgerückt; jeder einzelne aber fängt doch von vorne an.

Nachträgliches.

Das Höchste, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, ist das Leben, die rotierende Bewegung der Monas um sich selbst, welche weder Rast noch Ruhe kennt; der Trieb, das Leben zu hegen und zu pflegen, ist einem jeden unverwüßlich eingeboren; die Eigentümlichkeit desselben jedoch bleibt uns und andern ein Geheimnis.

Die zweite Günst der von oben wirkenden Wesen ist das Erlebte, das Gewahrwerden, das Eingreifen der lebendigen beweglichen Monas in die Umgebungen der Außenwelt, wodurch sie sich erst selbst als innerlich Grenzenloses, als äußerlich Begrenztes gewahr wird. Ueber dieses Erlebte können wir, obgleich Anlage, Aufmerksamkeit und Glück dazu gehört, in uns selbst klar werden; andern bleibt aber auch dies immer ein Geheimnis.

Als Drittes entwickelt sich nun dasjenige, was wir als Handlung und That, als Wort und Schrift gegen die Außenwelt richten; dieses gehört derselben mehr an als uns selbst, sowie sie sich darüber auch eher verständigen kann, als wir es selbst vermögen; jedoch fühlt sie, daß sie, um recht klar darüber zu werden, auch von unserm Erlebten so viel als möglich zu erfahren habe. Weshalb man auch auf Jugend-

anfänge, Stufen der Bildung, Lebenseinzelheiten, Anekdoten und dergleichen höchst begierig ist.

Dieser Wirkung nach außen folgt unmittelbar eine Rückwirkung, es sei nun, daß Liebe uns zu fördern suche, oder Haß uns zu hindern wisse. Dieser Konflikt bleibt sich im Leben ziemlich gleich, indem ja der Mensch sich gleich bleibt und ebenso alles dasjenige, was Zuneigung oder Abneigung an seiner Art zu sein empfinden muß.

Was Freunde mit und für uns thun, ist auch ein Erlebtes; denn es stärkt und fördert unsere Persönlichkeit. Was Feinde gegen uns unternehmen, erleben wir nicht, wir erfahren's nur, lehnen's ab und schützen uns dagegen wie gegen Frost, Sturm, Regen und Schloßenwetter oder sonst äußere Uebel, die zu erwarten sind.

Man mag nicht mit jedem Leben, und so kann man auch nicht für jeden leben; wer das recht einsieht, wird seine Freunde höchlich zu schätzen wissen, seine Feinde nicht hassen noch verfolgen, vielmehr erlangt der Mensch nicht leicht einen größeren Vorteil, als wenn er die Vorzüge seiner Widersacher gewahr werden kann: dies gibt ihm ein entschiedenes Uebergewicht über sie.

Gehen wir in die Geschichte zurück, so finden wir überall Persönlichkeiten, mit denen wir uns vertragen, andere, mit denen wir uns gewiß in Widerstreit befänden.

Das Wichtigste bleibt jedoch das Gleichzeitige, weil es sich in uns am reinsten abspiegelt, wir uns in ihm.

Cato ward in seinem Alter gerichtlich angeklagt, da er denn in seiner Verteidigungsrede hauptsächlich hervorhob, man

könne sich vor niemand verteidigen als vor denen, mit denen man gelebt habe. Und er hat vollkommen recht: wie will eine Jury aus Prämissen urtheilen, die ihr ganz abgehen? wie will sie sich über Motive beraten, die schon längst hinter ihr liegen?

Das Erlebte weiß jeder zu schätzen, am meisten der Denkende und Nachsinnende im Alter; er fühlt mit Zuversicht und Behaglichkeit, daß ihm das niemand rauben kann.

So ruhen meine Naturstudien auf der reinen Basis des Erlebten; wer kann mir nehmen, daß ich 1749 geboren bin, daß ich (um vieles zu überspringen) mich aus Erlebens Naturlehre erster Ausgabe treulich unterrichtet, daß ich den Zuwachs der übrigen Editionen, die sich durch Lichtenbergs Aufmerksamkeit grenzenlos anhäuften, nicht etwa im Druck zuerst gesehen, sondern jede neue Entdeckung im Fortschreiten sogleich vernommen und erfahren; daß ich, Schritt für Schritt folgend, die großen Entdeckungen der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag wie einen Wunderstern nach dem andern vor mir aufgehen sehe. Wer kann mir die heimliche Freude nehmen, wenn ich mir bewußt bin, durch fortwährendes, aufmerksames Bestreben mancher großen, weltüberraschenden Entdeckung selbst so nahe gekommen zu sein, daß ihre Erscheinung gleichsam aus meinem eignen Innern hervorbrach und ich nun die wenigen Schritte klar vor mir liegen sah, welche zu wagen ich in düsterer Forschung versäumt hatte.

Wer die Entdeckung der Luftballone mit erlebt hat, wird ein Zeugnis geben, welche Weltbewegung daraus entstand, welcher Anteil die Luftschiffer begleitete, welche Sehnsucht in so viel tausend Gemüthern hervorbrang, an solchen längst vorausgesetzten, vorausgesagten, immer geglaubten und immer

unglaublichen, gefährvollen Wanderungen teilzunehmen; wie frisch und umständlich jeder einzelne glückliche Versuch die Zeitungen füllte, zu Tagesheften und Kupfern Anlaß gab; welchen zarten Anteil man an den unglücklichen Opfern solcher Versuche genommen. Dies ist unmöglich selbst in der Erinnerung wieder herzustellen, so wenig als wie lebhaft man sich für einen vor dreißig Jahren ausgebrochenen höchst bedeutenden Krieg interessierte.

Die schönste Metempsychose ist die, wenn wir uns in andern wieder auftreten sehen.

Professor Zaupers deutsche Poetik aus Goethe, sowie der Nachtrag zu derselben, Wien 1822, darf dem Dichter wohl einen angenehmen Eindruck machen; es ist ihm, als wenn er an Spiegeln vorbeiging und sich im günstigsten Lichte dargestellt erblickte.

Und wäre es denn anders? Was der junge Freund an uns erlebt, ist ja gerade Handlung und That, Wort und Schrift, die von uns in glücklichen Momenten ausgegangen sind, zu denen wir uns immer gern bekennen.

Gar selten thun wir uns selbst genug: desto tröstender ist es, andern genug gethan zu haben.

Wir sehen in unser Leben doch nur als in ein zerstückeltes zurück, weil das Versäumte, Mißlungene uns immer zuerst entgegentritt und das Geleistete, Erreichte in der Einbildungskraft überwiegt.

Davon kommt dem teilnehmenden Jüngling nichts zur Erscheinung; er sieht, genießt, benutzt die Jugend eines Vor-

fahren und erbaut sich selbst daran aus dem Innersten heraus, als wenn er schon einmal gewesen wäre, was er ist.

Auf ähnliche, ja gleiche Weise erfreuen mich die mannigfaltigen Anklänge, die aus fremden Ländern zu mir gelangen. Fremde Nationen lernen erst später unsere Jugendarbeiten kennen; ihre Jünglinge, ihre Männer, strebend und thätig, sehen ihr Bild in unserm Spiegel, sie erfahren, daß wir das, was sie wollen, auch wollten, ziehen uns in ihre Gemeinschaft und täuschen mit dem Schein einer rückkehrenden Jugend.

Die Wissenschaft wird dadurch sehr zurückgehalten, daß man sich abgibt mit dem, was nicht wissenswerth, und mit dem, was nicht wißbar ist.

Die höhere Empirie verhält sich zur Natur, wie der Menschenverstand zum praktischen Leben. .

Vor den Urphänomenen, wenn sie unsern Sinnen enthüllt erscheinen, fühlen wir eine Art von Scheu, bis zur Angst. Die sinnlichen Menschen retten sich ins Erstaunen; geschwind aber kommt der thätige Kuppler Verstand und will auf seine Weise das Edelste mit dem Gemeinsten vermitteln.

Die wahre Vermittlerin ist die Kunst. Ueber Kunst sprechen heißt die Vermittlerin vermitteln wollen, und doch ist uns daher viel Köstliches erfolgt.

Es ist mit den Ableitungsgründen wie mit den Einteilungsgründen: sie müssen durchgehen, oder es ist gar nichts dran.

Auch in Wissenschaften kann man eigentlich nichts wissen, es will immer gethan sein.

Alles wahre Aperçu kommt aus einer Folge und bringt Folge. Es ist ein Mittelglied einer großen produktiv aufsteigenden Kette.

Die Wissenschaft hilft uns vor allem, daß sie das Staunen, wozu wir von Natur berufen sind, einigermassen erleichtere; sodann aber, daß sie dem immer gesteigerten Leben neue Fertigkeiten erwecke, zu Abwendung des Schädlichen und Einleitung des Nützlichen.

Man klagt über wissenschaftliche Akademien, daß sie nicht frisch genug ins Leben eingreifen; das liegt aber nicht an ihnen, sondern an der Art, die Wissenschaft zu behandeln, überhaupt.

E t h i s c h e s.

Verhältnis, Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit.

Die Liebe, deren Gewalt die Jugend empfindet, ziemt nicht dem Alten, sowie alles, was Produktivität voraussetzt. Daß diese sich mit den Jahren erhält, ist ein feltner Fall.

Alle Ganz- und Halbpoeten machen uns mit der Liebe dergestalt bekannt, daß sie müßte trivial geworden sein, wenn sie sich nicht naturgemäß in voller Kraft und Glanz immer wieder erneute.

Der Mensch, abgesehen von der Herrschaft, in welcher die Passion ihn fesselt, ist noch von manchen notwendigen Verhältnissen gebunden. Wer diese nicht kennt oder in Liebe umwandeln will, der muß unglücklich werden.

Alle Liebe bezieht sich auf Gegenwart; was mir in der

Gegenwart angenehm ist, sich abwesend mir immer darstellt, den Wunsch des erneuerten Gegenwärtigseins immerfort erregt, bei Erfüllung dieses Wunsches von einem lebhaften Entzücken, bei Fortsetzung dieses Glücks von einer immergleichen Anmut begleitet wird, das eigentlich lieben wir, und hieraus folgt, daß wir alles lieben können, was zu unserer Gegenwart gelangen kann; ja, um das letzte auszusprechen: die Liebe des Göttlichen strebt immer darnach, sich das Höchste zu vergegenwärtigen.

Ganz nahe daran steht die Neigung, aus der nicht selten Liebe sich entwickelt. Sie bezieht sich auf ein reines Verhältniß, das in allem der Liebe gleicht, nur nicht in der notwendigen Forderung einer fortgesetzten Gegenwart.

Diese Neigung kann nach vielen Seiten gerichtet sein, sich auf manche Personen und Gegenstände beziehen, und sie ist es eigentlich, die den Menschen, wenn er sie sich zu erhalten weiß, in einer schönen Folge glücklich macht. Es ist einer eignen Betrachtung wert, daß die Gewohnheit sich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann; sie fordert nicht sowohl eine anmutige als bequeme Gegenwart: alsdann aber ist sie unüberwindlich. Es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältniß aufzuheben, es besteht gegen alles Widerwärtige; Mißvergnügen, Unwillen, Zorn vermögen nichts gegen dasselbe, ja sie überdauert die Verachtung, den Haß. Ich weiß nicht, ob es einem Romanschreiber geglückt ist, dergleichen vollkommen darzustellen; auch müßte er es nur beiläufig, episodisch unternehmen, denn er würde immer bei einer genauen Entwicklung mit manchen Unwahrscheinlichkeiten zu kämpfen haben.

Geistes-Epochen,

nach Hermanns neuesten Mittheilungen.

Die Urzeit der Welt, der Nationen, der einzelnen Menschen ist sich gleich. Wüste Leerheit umfängt erst alles, der Geist jedoch brütet schon über Beweglichem und Gebildetem. Indes

die Autochthonen-Menge staunend ängstlich umherblickt, kummerlich das unentbehrlichste Bedürfnis zu befriedigen, schaut ein begünstigter Geist in die großen Welterscheinungen hinein, bemerkt, was sich ereignet, und spricht das Vorhandene ahnungsvoll aus, als wenn es entstünde. So haben wir in der ältesten Zeit Betrachtung, Philosophie, Benamung und Poesie der Natur alles in einem.

Die Welt wird heiterer, jene düstere Elemente klären sich auf, entwirren sich, der Mensch greift nach ihnen, sie auf andere Weise zu gewältigen. Eine frische gesunde Sinnlichkeit blickt umher, freundlich sieht sie im Vergangenen und Gegenwärtigen nur ihresgleichen. Dem alten Namen verleiht sie neue Gestalt, anthropomorphosiert, personifiziert das Leblose wie das Abgestorbene und verteilt ihren eigenen Charakter über alle Geschöpfe. So lebt und webt der Volksglaube, der sich von allem Abstrusen, was aus jener Urepoche übrig geblieben sein mag, oft leichtsinnig befreit. Das Reich der Poesie blüht auf, und nur der ist Poet, der den Volksglauben besitzt oder sich ihn anzueignen weiß. Der Charakter dieser Epoche ist freie, tüchtige ernste, edle Sinnlichkeit, durch Einbildungskraft erhöht.

Da jedoch der Mensch in Absicht der Veredlung sein selbst keine Grenzen kennt, auch die klare Region des Daseins ihm nicht in allen Umständen zusagt, so strebt er ins Geheimnis zurück, sucht höhere Ableitung dessen, was ihm erscheint. Und wie die Poesie Dryaden und Hamadryaden schafft, über denen höhere Götter ihr Wesen treiben, so erzeugt die Theologie Dämonen, die sie so lange einander unterordnet, bis sie zuletzt sämtlich von einem Gotte abhängig gedacht werden. Diese Epoche dürfen wir die heilige nennen; sie gehört im höchsten Sinne der Vernunft an, kann sich aber nicht lange rein erhalten und muß, weil sie denn doch zu ihrem Behuf den Volksglauben aufstutzt, ohne Poesie zu sein, weil sie das Wunderbarste ausspricht und ihm objektive Gültigkeit zuschreibt, endlich dem Verstand verdächtig werden. Dieser,

in seiner größten Energie und Reinheit, verehrt die Ursprünge, erfreut sich am poetischen Volksglauben und schätzt das edle Menschenbedürfnis, ein Oberstes anzuerkennen. Allein der Verständige strebt, alles Denkbare seiner Klarheit anzueignen und selbst die geheimnisvollsten Erscheinungen sachlich aufzulösen. Volks- und Priester Glaube wird daher keineswegs verworfen; aber hinter demselben ein Begreifliches, Löbliches, Nützliches angenommen, die Bedeutung gesucht, das Besondere ins Allgemeine verwandelt und aus allem Nationalen, Provinzialen, ja Individuellen etwas der Menschheit überhaupt Zuständiges herausgeleitet. Dieser Epoche kann man ein edles, reines, kluges Bestreben nicht absprechen; sie genügt aber mehr dem einzelnen wohlbegabten Menschen als ganzen Völkern.

Denn wie sich diese Sinnesart verbreitet, folgt sogleich die letzte Epoche, welche wir die prosaische nennen dürfen, da sie nicht etwa den Gehalt der frühern humanisieren, dem reinen Menschenverstand und Hausgebrauch aneignen möchte, sondern das Älteste in die Gestalt des gemeinen Tags zieht und auf diese Weise Urgefühle, Volks- und Priester glauben, ja den Glauben des Verstandes, der hinter dem Seltsamen noch einen löblichen Zusammenhang vermutet, völlig zerstört.

Diese Epoche kann nicht lange dauern. Das Menschenbedürfnis, durch Weltgeschickale aufgeregt, überspringt rückwärts die verständige Leitung, vermischt Priester-, Volks- und Urglauben, klammert sich bald da, bald dort an Ueberlieferungen, versenkt sich in Geheimnisse, setzt Märchen an die Stelle der Poesie und erhebt sie zu Glaubensartikeln. Anstatt verständig zu belehren und ruhig einzuwirken, streut man willkürlich Samen und Unkraut zugleich nach allen Seiten; kein Mittelpunkt, auf den hingeschaut werde, ist mehr gegeben, jeder einzelne tritt als Lehrer und Führer hervor und gibt seine vollkommene Thorheit für ein vollendetes Ganze.

Und so wird denn auch der Wert eines jeden Geheimnisses zerstört, der Volksglaube selbst entweiht; Eigenschaften,

die sich vorher naturgemäß auseinander entwickelten, arbeiten wie streitende Elemente gegeneinander, und so ist das Tohu wa Bohu wieder da: aber nicht das erste, befruchtete, gebärende, sondern ein absterbendes, in Verwesung übergehendes, aus dem der Geist Gottes kaum selbst eine ihm würdige Welt abermals erschaffen könnte.

U r a n f ä n g e

tiefsinnig beschaut, schädlich benamst.

Poesie	Volksglaube	Tüchtig Einbildungs- kraft
Theologie	Ideelle Erhebung	Heilig Vernunft
Philosophie	Aufklärendes Herabziehen	Klug Verstand
Prosa	Auflösung ins Alltägliche	Gemein Sinnlichkeit

Vermischung, Widerstreben, Auflösung.

U r w o r t e. Orphisch.

Nachstehende fünf Stenzen sind schon im zweiten Heft der Morphologie abgedruckt, allein sie verdienen wohl einem größern Publikum bekannt zu werden; auch haben Freunde gewünscht, daß zum Verständniß derselben einiges geschähe, damit dasjenige, was sich hier fast nur ahnen läßt, auch einem klaren Sinne gemäß und einer reinen Erkenntnis übergeben sei.

Was nun von älteren und neueren orphischen Lehren überliefert worden, hat man hier zusammenzudrängen, poetisch, kompendios, lakonisch vorzutragen gesucht. Diese wenigen Strophen enthalten viel Bedeutendes in einer Folge, die, wenn man sie erst kennt, dem Geiste die wichtigsten Betrachtungen erleichtert.

ΔΑΙΜΩΝ, Dämon.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Grusse der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.

So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
 So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
 Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
 Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Der Bezug der Ueberschrift auf die Strophe selbst bedarf einer Erläuterung. Der Dämon bedeutet hier die notwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgesprochene, begrenzte Individualität der Person, das Charakteristische, wodurch sich der einzelne von jedem andern, bei noch so großer Ähnlichkeit, unterscheidet. Diese Bestimmung schrieb man dem einwirkenden Gestirn zu, und es ließen sich die unendlich mannigfaltigen Bewegungen und Beziehungen der Himmelskörper, unter sich selbst und zu der Erde, gar schicklich mit den mannigfaltigen Abwechselungen der Geburten in Bezug stellen. Hier von sollte nun auch das künftige Schicksal des Menschen ausgehen, und man möchte, jenes erste zugebend, gar wohl geschehen, daß angeborne Kraft und Eigenheit, mehr als alles übrige, des Menschen Schicksal bestimme.

Deshalb spricht diese Strophe die Unveränderlichkeit des Individuums mit wiederholter Beteuerung aus. Das noch so entschieden Einzelne kann, als ein Endliches, gar wohl zerstört, aber, so lange sein Kern zusammenhält, nicht zersplittert, noch zerstückelt werden, sogar durch Generationen hindurch.

Dieses feste, zähe, dieses nur aus sich selbst zu entwickelnde Wesen kommt freilich in mancherlei Beziehungen, wodurch sein erster und ursprünglicher Charakter in seinen Wirkungen gehemmt, in seinen Neigungen gehindert wird, und was hier nun eintritt, nennt unsere Philosophie

TTYH, das Zufällige.

Die strenge Grenze doch umgeht gefällig
 Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
 Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig
 Und handelst wohl so wie ein andrer handelt.

Im Leben ist's bald hin-, bald wiederfällig,
 Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.
 Schon hat sich still der Jahre Kreis geründet,
 Die Lampe harret der Flamme, die entzündet.

Zufällig ist es jedoch nicht, daß einer aus dieser oder jener Nation, Stamm oder Familie sein Herkommen ableite; denn die auf der Erde verbreiteten Nationen sind, sowie ihre mannigfaltigen Verzweigungen, als Individuen anzusehen, und die Tyche kann nur bei Vermischung und Durchkreuzung eingreifen. Wir sehen das wichtige Beispiel von hartnäckiger Persönlichkeit solcher Stämme an der Judenschaft; europäische Nationen, in andere Welttheile versetzt, legen ihren Charakter nicht ab, und nach mehreren hundert Jahren wird in Nordamerika der Engländer, der Franzose, der Deutsche gar wohl zu erkennen sein; zugleich aber auch werden sich bei Durchkreuzungen die Wirkungen der Tyche bemerklich machen, wie der Mestize an einer klärern Hautfarbe zu erkennen ist. Bei der Erziehung, wenn sie nicht öffentlich und nationell ist, behauptet Tyche ihre wandelbaren Rechte. Säugamme und Wärterin, Vater oder Vormund, Lehrer oder Aufseher, sowie alle die ersten Umgebungen, an Gespielen, ländlicher oder städtischer Lokalität, alles bedingt die Eigentümlichkeit, durch frühere Entwicklung, durch Zurückdrängen oder Beschleunigen; der Dämon freilich hält sich durch alles durch, und dieses ist denn die eigentliche Natur, der alte Adam, und wie man es nennen mag, der, so oft auch ausgetrieben, immer wieder unbezwinglicher zurückkehrt.

In diesem Sinne einer notwendig aufgestellten Individualität hat man einem jeden Menschen seinen Dämon zugeschrieben, der ihm gelegentlich ins Ohr raunt, was denn eigentlich zu thun sei, und so wählte Sokrates den Giftbecher, weil ihm ziemte, zu sterben.

Allein Tyche läßt nicht nach und wirkt besonders auf die

Jugend immerfort, die sich mit ihren Neigungen, Spielen, Geselligkeiten und flüchtigem Wesen bald da-, bald dorthin wirft und nirgends Halt noch Befriedigung findet. Da entsteht denn mit dem wachsenden Tage eine ernstere Unruhe, eine gründlichere Sehnsucht; die Ankunft eines neuen Göttlichen wird erwartet.

ΕΡΩΣ, Liebe.

Die bleibt nicht aus! — Er stürzt vom Himmel nieder,
 Wohin er sich aus alter Dede schwang,
 Er schwebt heran auf lustigem Gefieder,
 Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang,
 Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
 Da wird ein Wohl im Weh, so süß und bang.
 Gar manches Herz verschwebt im allgemeinen,
 Doch widmet sich das edelste dem Einen.

Hierunter ist alles begriffen, was man, von der leisesten Neigung bis zur leidenschaftlichsten Raserei, nur denken möchte; hier verbinden sich der individuelle Dämon und die verführende Tyche miteinander; der Mensch scheint nur sich zu gehorchen, sein eigenes Wollen walten zu lassen, seinem Triebe zu frönen; und doch sind es Zufälligkeiten, die sich unterschieben, Fremdartiges, was ihn von seinem Wege ablenkt; er glaubt zu erhaschen und wird gefangen, er glaubt gewonnen zu haben und ist schon verloreit. Auch hier treibt Tyche wieder ihr Spiel, sie lockt den Verirrten zu neuen Labyrinth, hier ist keine Grenze des Irrthums: denn der Weg ist ein Irrthum. Nun kommen wir in Gefahr, uns in der Betrachtung zu verlieren, daß das, was auf das Besonderste angelegt schien, ins Allgemeine verschwebt und zerfließt. Daher will das rasche Eintreten der zwei letzten Zeilen uns einen entscheidenden Wink geben, wie man allein diesem Irrsal entkommen und davor lebenslängliche Sicherheit gewinnen möge.

Denn nun zeigt sich erst, wessen der Dämon fähig sei;

er, der selbständige, selbstsüchtige, der mit unbedingtem Wollen in die Welt griff und nur mit Verdruß empfand, wenn Tyche da oder dort in den Weg trat, er fühlt nun, daß er nicht allein durch Natur bestimmt und gestempelt sei: jetzt wird er in seinem Innern gewahr, daß er sich selbst bestimmen könne, daß er den durchs Geschick ihm zugeführten Gegenstand nicht nur gewaltsam ergreifen, sondern auch sich aneignen und, was noch mehr ist, ein zweites Wesen eben wie sich selbst mit ewiger, unzerstörlicher Neigung umfassen könne.

Raum war dieser Schritt gethan, so ist durch freien Entschluß die Freiheit aufgegeben: zwei Seelen sollen sich in einen Leib, zwei Leiber in eine Seele schicken, und indem eine solche Uebereinkunft sich einleitet, so tritt, zu wechselseitiger liebevoller Nötigung, noch eine dritte hinzu: Eltern und Kinder müssen sich abermals zu einem Ganzen bilden; groß ist die gemeinsame Zufriedenheit, aber größer das Bedürfnis. Der aus so vielen Gliedern bestehende Körper krankt, gemäß dem irdischen Geschick, an irgend einem Teile, und anstatt daß er sich im ganzen freuen sollte, leidet er am einzelnen, und demungeachtet wird ein solches Verhältnis so wünschenswert als notwendig gefunden. Der Vorteil zieht einen jeden an, und man läßt sich gefallen, die Nachteile zu übernehmen. Familie reiht sich an Familie, Stamm an Stamm; eine Völkerschaft hat sich zusammengefunden und wird gewahr, daß auch dem Ganzen fromme, was der Einzelne beschloß; sie macht den Beschluß unwiderruflich durchs Gesetz: alles, was liebevolle Neigung freiwillig gewährte, wird nun Pflicht, welche tausend Pflichten entwickelt, und damit alles ja für Zeit und Ewigkeit abgeschlossen sei, läßt weder Staat noch Kirche noch Herkommen es an Zeremonien fehlen. Alle Teile sehen sich durch die bündigsten Kontrakte, durch die möglichsten Deffentlichkeiten vor, daß ja das Ganze in keinem kleinsten Teil durch Wankelmuth und Willkür gefährdet werde.

ANANKH, Nötigung.

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
 Bedingung und Gesetz und aller Wille
 Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
 Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille;
 Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
 Dem harten Muß bequemt sich Will' und Grille.
 So sind wir scheinfrei denn, nach manchen Jahren,
 Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

Keiner Anmerkungen bedarf wohl diese Strophe weiter; niemand ist, dem nicht Erfahrung genugsame Noten zu einem solchen Text darreichte, niemand, der sich nicht peinlich gezwängt fühlte, wenn er nur erinnerungsweise sich solche Zustände hervorruft, gar mancher, der verzweifeln möchte, wenn ihn die Gegenwart also gefangen hält. Wie froh eilen wir daher zu den letzten Zeilen, zu denen jedes feine Gemüt sich gern den Kommentar sittlich und religiös zu bilden übernehmen wird.

EΛΠΙΣ, Hoffnung.

Doch solcher Grenze, solcher ehrnen Mauer
 Höchst widerwärt'ge Pforte wird entriegelt;
 Sie stehe nur mit alter Felsendauer!
 Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt;
 Aus Wolfendecke, Nebel, Regenschauer
 Erhebt sie uns, mit ihr, durch sie beflügelt:
 Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt nach allen Zonen;
 Ein Flügelschlag! — und hinter uns Aeonen!

Bedenklichstes.

Gar oft im Laufe des Lebens, mitten in der größten Sicherheit des Wandels bemerken wir auf einmal, daß wir in einem Irrtum befangen sind, daß wir uns für Personen,

für Gegenstände einnehmen ließen, ein Verhältniß zu ihnen erträumten, das dem erwachten Auge sogleich verschwindet; und doch können wir uns nicht losreißen, eine Macht hält uns fest, die uns unbegreiflich scheint. Manchmal jedoch kommen wir zum völligen Bewußtsein und begreifen, daß ein Irrtum so gut als ein Wahres zur Thätigkeit bewegen und antreiben kann. Weil nun die That überall entscheidend ist, so kann aus einem thätigen Irrtum etwas Treffliches entstehen, weil die Wirkung jedes Gethanen ins Unendliche reicht. So ist das Hervorbringen freilich immer das Beste, aber auch das Zerstören ist nicht ohne glückliche Folge.

Der wunderbarste Irrtum aber ist derjenige, der sich auf uns selbst und unsere Kräfte bezieht, daß wir uns einem würdigen Geschäft, einem ehrsamem Unternehmen widmen, dem wir nicht gewachsen sind, daß wir nach einem Ziel streben, das wir nie erreichen können. Die daraus entspringende Tantalisch=Sisyphische Qual empfindet jeder nur um desto bitterer, je redlicher er es meinte. Und doch sehr oft, wenn wir uns von dem Beabsichtigten für ewig getrennt sehen, haben wir schon auf unserm Wege irgend ein anderes Wünschenswerthe gefunden, etwas uns Gemäßes, mit dem uns zu begnügen wir eigentlich geboren sind.

Naturphilosophie.

Eine Stelle in d'Alemberts Einleitung in das große französische encyclopädische Werk, deren Uebersetzung hier einzurücken der Platz verbietet, war uns von großer Wichtigkeit; sie beginnt Seite X der Quartausgabe mit den Worten: A l'égard des sciences mathématiques, und endigt Seite XI: étendu son domaine. Ihr Ende, sich an den Anfang anschließend, umfaßt die große Wahrheit, daß auf Inhalt, Gehalt und Tüchtigkeit eines zuerst aufgestellten Grundsatzes und auf der Reinheit des Vorfatzes alles in den Wissenschaften

beruhe. Auch wir sind überzeugt, daß dieses große Erfordernis nicht bloß in mathematischen Fällen, sondern überall in Wissenschaften, Künsten wie im Leben stattfinden müsse.

Man kann nicht genug wiederholen: der Dichter sowie der bildende Künstler solle zuerst aufmerken, ob der Gegenstand, den er zu behandeln unternimmt, von der Art sei, daß sich ein mannigfaltiges, vollständiges, hinreichendes Werk daraus entwickeln könne. Wird dieses versäumt, so ist alles übrige Bestreben völlig vergebens: Silbenfuß und Reimwort, Pinselstrich und Meißelhieb sind umsonst verschwendet; und wenn sogar eine meisterhafte Ausführung den geistreichen Beschauer auch einige Augenblicke bestechen könnte, so wird er doch das Geistlose, woran alles Falsche krankt, gar bald empfinden.

Also kommt wie bei der künstlerischen, so bei der naturwissenschaftlichen, auch bei der mathematischen Behandlung alles an auf das Grundwahre, dessen Entwicklung sich nicht so leicht in der Spekulation als in der Praxis zeigt; denn diese ist der Prüfstein des vom Geist Empfangenen, des von dem innern Sinn für wahr Gehaltenen. Wenn der Mann, überzeugt von dem Gehalt seiner Vorsätze, sich nach außen wendet und von der Welt verlangt, nicht etwa nur daß sie mit seinen Vorstellungen übereinkommen solle, sondern, daß sie sich nach ihm bequemen, ihnen gehorchen, sie realisieren müsse: dann ergibt sich erst für ihn die wichtige Erfahrung, ob er sich in seinem Unternehmen geirrt, oder ob seine Zeit das Wahre nicht erkennen mag.

Durchaus aber bleibt ein Hauptkennzeichen, woran das Wahre vom Blendwerk am sichersten zu unterscheiden ist: jenes wirkt immer fruchtbar und begünstigt den, der es besitzt und hegt; dahingegen das Falsche an und für sich tot und fruchtlos daliegt, ja sogar wie eine Nekrose anzusehen ist, wo der absterbende Teil den lebendigen hindert, die Heilung zu vollbringen.

Theaterreden.

1. Prolog.

Gesprochen bei Eröffnung des neuen Theaters. Weimar, den 7. Mai 1791.

Der Anfang ist an allen Sachen schwer;
Bei vielen Werken fällt er nicht ins Auge.
Der Landmann deckt den Samen mit der Egge,
Und nur ein guter Sommer reißt die Frucht;
Der Meister eines Baues gräbt den Grund
Nur desto tiefer, als er hoch und höher
Die Mauern führen will; der Maler gründet
Sein aufgespanntes Tuch mit vieler Sorgfalt,
Oh er sein Bild gedankenvoll entwirft,
Und langsam nur entsteht, was jeder wollte.

Nun, dächten wir, die wir versammelt sind,
Euch manches Werk der Schauspielkunst zu zeigen,
Nur an uns selbst, so träten wir vielleicht
Getrost hervor, und jeder könnte hoffen,
Sein wenig Talent euch zu empfehlen.
Allein, bedenken wir, daß Harmonie
Des ganzen Spiels allein verdienen kann,
Von euch gelobt zu werden, daß ein jeder
Mit jedem stimmen, alle miteinander
Ein schönes Ganzes vor euch stellen sollen:
So reget sich die Furcht in unsrer Brust.

Von allen Enden Deutschlands kommen wir
Erst jetzt zusammen, sind einander fremd
Und fangen erst nach jenem schönen Ziel
Bereint zu wandeln an, und jeder wünscht,
Mit seinem Nebenmann es zu erreichen;
Denn hier gilt nicht, daß einer atemlos

Dem andern heftig vorzueilen strebt,
 Um einen Kranz für sich hinwegzuhaschen.
 Wir treten vor euch auf, und jeder bringt
 Bescheiden seine Blume, daß nur bald
 Ein schöner Kranz der Kunst vollendet werde,
 Den wir zu eurer Freude knüpfen möchten.

Und so empfehlen wir mit bestem Willen
 Uns eurer Billigkeit und eurer Strenge.

2. Prolog.

Gesprochen den 1. Oktober 1791.

Wenn man von einem Orte sich entfernt,
 An dem man eine lange Zeit gelebt,
 An den Gefühl, Erinnerung,
 Verwandte, Freunde fest uns binden,
 Dann reißt das Herz sich ungern los, es fließen
 Die Thränen unaufhaltsam. Doch gedoppelt
 Ergreift uns dann die Freude, wenn wir je
 In die geliebten Mauern wiederkehren.
 Wir aber, die wir hier noch fremde sind
 Und hier nur wenig Augenblicke weilten,
 Wir kehren freudig und entzückt zurück,
 Als wenn wir unsre Vaterstadt begrüßten.
 Ihr zählt uns zu den euern, und wir fühlen,
 Welch einen Vorzug uns dies Los gewährt.

Seid überzeugt, der Wunsch, euch zu gefallen,
 Belebt die Brust von jedem, der vor euch
 Auf diese Bühne tritt. Und sollt' es uns
 Nicht stets gelingen, so bedenkt doch ja,
 Daß unsre Kunst mit großen Schwierigkeiten
 Zu kämpfen hat; vielleicht in Deutschland mehr,
 Als anderswo.

Von diesen Schwierigkeiten
 Euch hier zu unterhalten, ist nicht Zeit;
 Ihr kennt sie selbst, und besser ist's vielleicht,
 Ihr kennt sie nicht. Mit desto froherm Sinn
 Kommt ihr in dieses Haus und hört uns zu
 Und seht uns handeln. Alles geht natürlich,
 Als hätt' es keine Mühe, keinen Fleiß
 Gefostet. Aber dann, wenn eben das
 Gelingt, wenn alles geht, als müßt' es nur
 So gehn: dann hatte mancher sich vorher
 Den Kopf zerbrochen, und mit vieler Mühe
 War endlich kaum die Leichtigkeit erreicht.

Der schönste Lohn von allem, was wir thun,
 Ist euer Beifall: denn er zeigt uns an,
 Daß unser Wunsch erfüllt ist, euch Vergnügen
 Zu machen; und nur eifriger bestrebt
 Sich jeder, das zum zweitenmal zu leisten,
 Was einmal ihm gelang. O, seid nicht farg
 Mit eurem Beifall! denn es ist ja nur
 Ein Kapital, das ihr auf Zinsen legt.

3. Epilog.

Gesprochen von Demoiselle Neumann, in der Mitte von vielen Kindern, den
 letzten Dezember 1791.

Sie haben uns herausgeschickt, die Jüngsten,
 Zum neuen Jahr ein freundlich Wort
 An euch zu bringen. Kinder, sagen sie,
 Gefallen immer, rühren immer; geht,
 Gefallt und rührt! Das möchten denn die Alten,
 Die nun dahinten stehen, auch so gern
 Und wollen hören, ob es uns gelingt.

Wir haben euch bisher von Zeit zu Zeit
 Gefallen, und ihr habt es uns gezeigt;
 Das hat uns sehr erfreut und aufgemuntert.
 Doch haben leider wir von Zeit zu Zeit
 Euch auch mißfallen; das hat uns betrübt
 Und angefeuert. Denn man strebet fast
 Viel stärker, zu gefallen, wenn man einmal
 Mißfallen hat, als wenn man stets gefällt
 Und endlich denkt, man müsse nur gefallen.
 Drum bitten wir vor allen andern Dingen,
 Was ihr bisher so gütig uns gegönnt:
 Aufmerksamkeit; dann euern Beifall öfter,
 Als wir ihn eben ganz verdienen mögen;
 Denn wenn ihr schweigt, das ist das Allerschlimmste,
 Was uns begegnen kann.

Und weil denn endlich hier nur von Vergnügen
 Die Rede wäre, wünschen wir euch allen
 Zu Hause jedes Glück, das unser Herz
 Aus seinen Banden löst und es eröffnet:
 Die schöne Freude, die uns Häuslichkeit
 Und Liebe, Freundschaft und Vertraulichkeit
 Gewähren mögen, hab' uns auch das Glück
 Hoch oder tief gestellt, viel oder wenig
 Begünstigt; denn die allerhöchste Freude
 Gewähren jene Güter, die uns allen
 Gemein sind, die wir nicht veräußern, nicht
 Vertauschen können, die uns niemand raubt,
 An die uns eine gütige Natur
 Ein gleiches Recht gegeben und dies Recht
 Mit stiller Macht und Allgewalt bewahrt.

So seid denn alle zu Hause glücklich!
 Väter, Mütter, Töchter, Söhne, Freunde,

Berwandte, Gäste, Diener, liebt euch,
 Vertragt euch! Einer sorge für den andern!
 Dies schöne Glück, es raubt es kein Tyrann;
 Der beste Fürst vermag es nicht zu geben.

Und so gesinnt, besuchet dieses Haus
 Und sehet wie vom Ufer manchem Sturm
 Der Welt und wilder Leidenschaften zu.
 Genießt das Gute, was wir geben können,
 Und bringet Mut und Heiterkeit mit euch;
 Und richtet dann mit freiem, reinem Blick
 Uns und die Dichter. Bessert sie und uns!
 Und wir erinnern uns in späten Jahren
 Mit Dank und Freude dieser schönen Zeit.

4. Epilog.

Gesprochen den 11. Juni 1792.

In diesen letzten Stunden, die ihr uns,
 Verehrte, gönnet, tret' ich vor euch auf;
 Und ganz gewiß denkt ihr, ich stehe hier,
 Abschied zu nehmen. — Nein! — verzeiht! — mir ist's
 Unmöglich! — — Schnell verjag' ich den Gedanken,
 Daß wir von euch uns trennen sollen.
 Mit leichtem Geiste flieg' ich über Tage
 Und Wochen weg, die uns in fremder Gegend,
 Entfernt von euch, beschäftigen. Wir denken
 Uns gar zu gern: Schon find wir wieder da!
 Schon grüß' ich euch aufs neue! Seht, der Herbst
 Hat eure holden Bäume schon entlaubt!
 Es locket euch nicht mehr des Thales Reiz,
 Der Hügel Munterkeit lockt euch nicht mehr.
 Es braust der Wintersturm; es fliegt der Schnee! —
 Schon eilt ihr wieder gern vertraulich her;

Ihr freut euch dessen, was wir Neues bringen,
 Und das Bekannte besser und vollkommner
 Von uns zu hören, freut euch auch. Wir finden
 Euch immer freundlicher für uns gesinnt:
 Wir sind nicht Fremde mehr, wir sind die euren;
 Ihr nehmet teil an uns, wie wir an euch.

Ein günstiges Geschick gibt uns den Fürsten
 Zu unsrem Wohl, zu unsrer Lust zurück,
 Und neue Friedensfreuden kränzen schön
 Die Tage seiner Gattin, seiner Mutter;
 Und wie ihr sie verehrt und ihres Glücks euch freut,
 So mög' euch allen eignes Glück erscheinen!
 Und dieses laßt uns mitgenießen! — Kommt!
 Was Deutschland Neues gibt, ihr sollt es sehen,
 Das Gute wiederholt, das Fremde soll
 Nicht ausgeschlossen sein. Wir geben euch
 Von jeder Art; denn keine sei verschmäht!
 Nur eine meiden wir, wenn's möglich ist:
 Die Art, die Langeweile macht! — — So kommt! —
 So kommt denn! — Ach! — — wo bin ich hin geraten?
 Um viele Stunden hab' ich diese Worte
 Zu früh gesprochen! mich mit süßen Bildern
 Getäuscht! den Abschied mir erleichtern wollen! —
 Geschwind herunter mit dem Vorhang, daß
 Nicht eine Thräne mir entwische! Nur
 Geschwind herunter, daß von uns
 Ein heitres Bild in eurer Seele bleibe!

5. Prolog

zu dem Lustspiel: Der Krieg, von Goldoni.

Gesprochen von Madame Beder, geb. Neumann. Den 15. Oktober 1793.

Den Gruß, den wir zum Anfang schuldig blieben,
 Mit frohem Herzen sprech' ich heut ihn aus;

Und die Gelegenheit gibt mir das Stück,
 Es heißt: Der Krieg, das wir euch heute geben.
 Zwar werdet ihr von tiefer Politik,
 Warum die Menschen Kriege führen, was
 Der letzte Zweck von allen Schlachten sei,
 Fürwahr in unserm Lustspiel wenig hören;
 Dagegen bleibt ihr auch verschont von allen
 Unangenehmen Bildern, wie das Schwert
 Die Menschen, wie das Feuer Städte wegzehrt,
 Und wie im wilderregten Staubgetümmel
 Die halbgereifte Saat zertreten sinkt.
 Ihr hört vielmehr, wie in dem Felde selbst,
 Wo die Gefahr von allen Seiten droht,
 Der Leichtsinn herrscht und mit bequemer Hand
 Den kühnen Mann dem Ruhm entgegenführt;
 Ihr werdet sehen, daß die Liebe sich
 So gut ins Zelt als in die Häuser schleicht
 Und, wie am Flötenton, sich an der rauhen
 Eintönigen Musik des Kriegsgetümmels freut;
 Und daß der Eigennutz, der viel verderbt,
 Auch dort nur sich und seinen Vorteil denkt.

So wünschen wir, daß dieses schwache Bild
 Euch einiges Vergnügen gebe, euch das Glück
 Der Ruhe fühlbar mache, die wir fern
 Von allem Elend hier genießen.

Doch wir leiden

Ein einziges durch jenen bösen Krieg;
 Und dieses einzige drückt schwer genug! —

Ach, warum muß der eine fehlen, der
 So wert uns allen und für unser Glück
 So unentbehrlich ist! — Wir sind in Sicherheit,
 Er in Gefahr; wir leben im Genuß,
 Und er entbehrt. — O, mög' ein guter Geist

Ihn schützen, jenes edle Streben
 Ihm würdig lohnen, seinen Kampf
 Fürs Vaterland mit glücklichem Erfolge krönen! —

Die Stunde naht heran, er kommt zurück,
 Verehrt, bewundert und geliebt von allen! —
 Er tritt auch hier herein. Es schlagen ihm
 Die treuen Herzen froh entgegen;
 „Willkommen!“ rief jeder gern;
 „Er lebe!“ schwebt auf jeder Lippe.
 Doch die Lippe verstummt. —
 Das volle Herz macht sich durch Zeichen Luft;
 Es rührt sich jede Hand! Unbändig schallt
 Die Freude von den Wänden wider;
 Durchs Getümmel tönt der allgemeine Wunsch:
 „Er lebe! lebe für uns, wie wir für ihn!“

6. Prolog

zum Schauspiel: Alte und neue Zeit, von Iffland.

Gesprochen von Madame Becker, geb. Neumann, im Charakter des Jakob.

Den 7. Oktober 1794.

So hätt' ich mich denn wieder angezogen,
 Mich abermals verkleidet, und nun soll
 Im vielgeliebten Weimar wieder zum erstenmal
 Ein neues Stück gegeben werden,
 Das alt' und neue Zeit zum Titel hat.

Ja, alt' und neue Zeit, das sind fürwahr
 Besondre Worte. — Seh' ich mich im Spiegel
 Als Knabe wieder angezogen, auf dem Zettel
 Als Jakob angekündigt, wird mir's wunderbar
 Zu Mute. — Jakob soll ich heißen?
 Ein Knabe sein? — Das glaubt kein Mensch.

Wie viele werden nicht mich sehn und kennen,
Besonders die, die mich als kleine Christel
Mit ihrer Freundschaft, ihrer Gunst beglückt!

Was soll das nun? Man zieht sich aus und an;
Der Vorhang hebt sich, da ist alles Licht
Und Lust, und wenn er endlich wieder fällt,
Da gehn die Lampen aus und riechen übel. —
Erst ist man klein, wird größer, man gefällt,
Man liebt — und endlich ist die Frau,
Die Mutter da, die selbst nicht weiß,
Was sie zu ihren Kindern sagen soll. —
Und wenn nichts weiter wäre, möchte man
So wenig hier agieren, als da draußen leben.

(Sie blättert in den Büchern, schlägt sie endlich zu und legt sie hin.)

Jakob — was fällt dir ein?
Man sieht doch recht, daß du ein Schüler bist,
Ein guter zwar, doch der zu viel allein
In seinen Büchern steckt. — Hinweg die Grillen!
Hervor mit dir!

(Hervortretend.)

Begrüße diese Stadt,
Die alles Gute pflegt, die alles nützt:
Wo sicher und vergnügt sich das Gewerbe
An Wissenschaft und Künste schließt; wo der Geschmack
Die dumpfe Dummheit längst vertrieb;
Wo alles Gute wirkt; wo das Theater
In diesen Kreis des Guten mit gehört.

Ja, gönnt uns diesen Trost, daß wir nicht ganz umsonst
Hier oben uns bemühen. Wenn Herz und Geist
Sich euch erweitern, wenn ihr zu Geschäften
Euch wieder muntre fühlt,
Wenn der Geschmack sich allgemeiner zeigt,
Wenn euer Urtheil immer sichrer wird,

So denkt: Auch jener kleine Jakob hat
 Dazu was beigetragen! und seid ihm,
 Seid allen, die hier oben mit ihm wirken,
 Zur neuen Zeit, sowie zur alten, günstig!

7. Epilog

nach der Vorstellung der Stolzen Basthi, von Gotter,
 den 24. Oktober 1800. An die Herzogin Amalie gerichtet.

Die du der Musen reinste Kost gefogen,
 Verzeihe diesen bunten Augenschmerz!
 Daß maskenhaft wir heut uns angezogen,
 Ist auf den Brettern ein erlaubter Scherz.
 Und billig bist du dieser Schar gewogen;
 Denn unter jeder Maske schlägt ein Herz.
 O! könntest du enthüllt das Innre sehen,
 Es würden Ideale vor dir stehen.

Berehrung naht sich mit durchdrungnen Mienen
 Und Dankbarkeit mit frei erhobner Brust.
 Die Treue folgt; mit Eifer dir zu dienen,
 Ist unablässig ihre schönste Lust.
 Bescheidenheit, in zitterndem Erkühnen,
 Ist sich der stummen Sprache wohl bewußt,
 Und Wünsche knieen an den goldnen Stufen,
 Dir tausendfält'ges Glück herabzurufen.

So scheint ein Tempel hier sich zu erheben,
 Wo erst der Thorheit laute Schelle klang;
 Der Bretter Knarren und der Spieler Beben
 Erscheinet nun in einem höhern Rang.
 Dir segnet diese Schar ein schönes Leben!
 Und lächelst du der Muse leichtem Sang,
 So hördest du, von hier in wenig Tagen,
 Mit etwas Neuem dir das Alte sagen.

8. Prolog

Bei Wiederholung des Vorspiels „Was wir bringen“ in Weimar.

Den 25. Sept. 1802.

Ein Schiffer, wenn er nach beglückter, langer Fahrt
 An manchem fremden Ufer mit Genuß verweilt
 Und mancher schönen Früchte, landend, sich erfreut,
 Empfindet erst der höchsten Wünsche Ziel erreicht,
 Wenn ihm der heim'sche Hafen Arm und Busen beut.
 So geht es uns, wenn wir nach manchem heitern Tag,
 Den wir, an fremder Stätte thätig, froh verlebt,
 Zuletzt uns wieder an bekannter Stelle sehn,
 Wo wir als in dem Vaterland verweilen; denn,
 Wo wir uns bilden, da ist unser Vaterland.
 Doch wie wir denken, wie wir fühlen, ist euch schon
 Genug bekannt, und wie mit Neigung und Vertrauen
 Und Ehrfurcht wir vor euch uns mühen, wißt ihr wohl.
 Darum scheint es ein Ueberfluß, wenn man mich jetzt
 Hervorgesendet, euch zu grüßen, unsern Kreis
 Auf's neu euch zu empfehlen. Auch erschein' ich nicht
 Um dessentwillen eigentlich, wiewohl man oft
 Das ganz Bekannte mit Vergnügen hören mag;
 Denn heute hab' ich was zu bitten, habe was
 Gewissermaßen zu entschuld'gen. Ja, fürwahr!
 Das, was wir wollen, was wir bringen, dürfen wir
 Euch nicht verkünden, da vor euren Augen sich,
 Was wir begonnen, nach und nach entwickelt hat.
 Als wir jedoch die nachbarliche Flur besucht
 Und dort, vor einer neuen Bühne, großen Drang
 Der Fremden zu gewarten hatten, die vielleicht
 Der kühnen Neuerungen Wagestücke nicht
 Mit günst'gen Augen sähen, unserm Wunsch gemäß:
 Da traten wir zusammen, und in seiner Art
 Ein jeder suchte das zu leisten, was ihm wohl

Am lieblichsten gelänge; was denn auch zuletzt
 Auf Mannigfaltigkeit des Spieles, deren wir
 Uns rühmen dürfen, leicht und heiter deutete.
 Das ist denn auch gelungen, und wir hatten uns
 Auf manche Weise der geschenkten Gunst zu freun.

Vielleicht nun wär' es klug gethan, wenn wir's dabei
 Bemerken ließen, das, was glücklich dort gewirkt,
 Weil es besonders zu dem Fall geeignet war,
 Nicht wieder brächten, hier, wo es doch eigentlich
 An mancher Stelle nicht gehörig passen mag.

Weil aber das Besondre, wenn es nur zugleich
 Bedeutend ist, auch als ein Allgemeines wirkt,
 So wagen wir, auf eure Freundlichkeit, getrost,
 Euch eben darzubringen, was wir dort gebracht.
 Ihr habt uns oft begleitet in die fernste Welt,
 Nach Samarkand und Peking und ins Feenreich;
 So laßt euch heut gefallen, in das nächste Bad
 Mit uns zu wandern, nehmt bequemen Platz daselbst
 In einem neuen Hause, das in kurzer Zeit
 Fast wie durch Zauberkünste sich heraufgebaut;
 Gedenkt mit Lächeln einer alten Hütte dann,
 In der ihr sonst mit Unlust oft die Lust gesucht;
 Denn etwas Aehnliches ist euch **doch** auch hier geschehn.

Und wenn ihr das, was andern zubereitet war,
 Mit gutem Willen zu genießen euch entschließt,
 So werdet ihr wohl manches finden, das ihr euch
 Und eurem Zustand anzueignen nicht verschmäht.
 Das alles hegt in feinem Herzen, bitt' ich euch!
 Und mit Gefühl und Phantasie empfanget mich,
 Wenn ihr als fremde Herrn und Frauen mir zuletzt,
 Als Sachsen und als Preußen, anzureden seid.

9. Prolog

bei Eröffnung der Darstellungen des Weimarischen Hoftheaters in
Leipzig, den 24. Mai 1807.

Gesprochen von Madame Wolff.

Wenn sich auf hoher Meeresflut ein Schiff
Von grader Bahn abseits getrieben sieht,
Vom Sturme wütend hin und her geschleudert,
Der vorgeschriebnen Richtung Pfad verfehlt:
Da trauert Volk und Steuermann, da schwanket
Von Hoffnung zu Verzweiflung jedes Herz;
Erscheint jedoch in kaum entlegner Zone
Bequemer, neuer Küste Landungsplatz,
Erfreut ein wirklicher Empfang die Gäste,
Behend verlischt der Uebel tief Gefühl.

So geht es uns, die wir, vom Sturm ergriffen
Und abgelenkt von vielgewohnter Bahn,
Zwar nicht als Fremde, doch als Neue kommen.
Wir sind nicht fremd, denn manchen unter euch
Begrüßen wir als Gönner unsrer Muse.
O, möge nun, was einige gegönnet,
In diesen Tagen uns von allen werden!

Und wie man überhaupt das Wollen schätzt,
Wenn das Vollbringen auch nicht alles leistet,
So haben wir ein Recht an eure Gunst:
Denn keiner ist von uns, der sich vollendet,
Der sein Talent für abgeschlossen hielte;
Ja, keiner ist, der nicht mit jedem Tage
Die Kunst mehr zu gewinnen, sich zu bilden,
Was unsre Zeit und was ihr Geist verlangt,
Sich klarer zu vergegenwärtigen strebte.
Drum schenkt uns freien Beifall, wo's gelingt,
Und fördert unser Streben durch Belehrung.

Belehrung! ja, sie kann uns hier nicht fehlen,
 Hier, wo sich früh, vor mancher deutschen Stadt,
 Geist und Geschmack entfaltete, die Bühne
 Zu ordnen und zu regeln sich begann.
 Wer nennt nicht still bei sich die edlen Namen,
 Die schön und gut aufs Vaterland gewirkt
 Durch Schrift und Rede, durch Talent und Beispiel?
 Auch jene sind noch unvergessen, die
 Von dieser Bühne schon seit langer Zeit,
 Natur und Kunst verbindend, herrlich wirkten.
 Gleicht jener Vorzeit nicht die Gegenwart?
 Von der ich schweige, daß die Wahrheit nicht
 Im Schein der Schmeichelei verhüllt sich berge;
 Doch darf ich sagen: Tiefer, zarter Sinn,
 Das Alte, Mittlere, das Neuste fassend,
 Dringt er nicht hier in mancher Blüte vor?
 Und theilet nicht der Bühne schön Bemühn
 Der Künstler mit dem Freund der Kunst so gern?

Wer sich daher als Dichter, Künstler, Kenner
 An unserm Spiele freut, bezeug' es laut,
 Und unser Geist soll sich im Tiefften freuen;
 Denn wer als Mensch uns Beifall geben mag,
 Er thu' es frei und froh, und unser Herz
 Wird neue Lust in Dankbarkeit gewinnen.
 Ihr gebt uns Mut, wir wollen Freude geben;
 Und so gewinnt in dieses Raums Bezirk
 Gemüt und Geist und Sinn, befreit, erhöht,
 Was uns von außen fehlt, erwünschten Frieden.

10. Prolog.

Halle, den 6. August 1811.

Daß ich, mit Kränzen heute reichlich ausgeschmückt,
 Mit Blumenstab und Krone, wie zum schönsten Fest,
 Vor euch erscheine, drob verwundre niemand sich!
 Denn für den Guten bleibt es wohl das höchste Fest,
 Wenn alte Schulden zu entrichten ihm gelingt,
 Und wenn ihm dankbar sich zu zeigen endlich glückt.
 Wie sind wir fröhlich, gegenwärtig hier am Ort
 Vor euch zu treten, euch, die ihr so manchesmal
 An ferner Stätte günstig uns zu suchen kamt
 Und nicht des Wegs Unbilden, nicht der Sonne Glut,
 Nicht drohender Gewitter Schrecknis achtet.
 Da haben wir, was immer wir vermocht, gethan,
 Um euer Zutraun zu erwidern, eures Geists
 Gereiften Beifall, eurer Herzen Zartgefühl
 Uns zu gewinnen, wie dem Dichter und der Kunst.

So kommen wir denn heute nicht als Bittende,
 Mit bänglicher Erwartung, in ein fremdes Land;
 Als Dankende begegnen wir Bekannten schon
 Und Gönnern, Freunden, längst erprobter Neigung froh.
 Auch, was wir bringen, ist euch allen wohl bekannt;
 Das Mannigfalt'ge vorzutragen, ist uns Pflicht,
 Damit ein jeder finden möge, was behagt,
 Was einfach, rein, natürlich und gefällig wirkt,
 Was allgemein zu jedem frohen Herzen spricht;
 Doch auch das Possenhafte werde nicht verschmäht;
 Der Hause fordert, was der ernste Mann verzeiht.
 Und diesen zu vergnügen, sind wir auch bedacht:
 Denn manches, was zu stiller Ueberlegung euch,
 Zu tieferm Anteil rührend anlockt, bringen wir,
 Entsprossen vaterländ'schem Boden, fremdem auch:

Unmutig Großes; dann das große Schreckliche.
 So schaffet Mannigfaltigkeit die höchste Lust,
 Beschäftigt leicht den Geist und Sinn Gebildeter
 Und bildet jeden, den zum Urtheil sie erregt.

Jedoch, was sprech' ich schon Bekanntes wieder aus!
 Verzeiht! So ist es: wenn wir mit Wohlwollenden
 Von Angesicht zu Angesicht uns finden, geht
 Das Herz uns auf, die Rede fließt vom Munde leicht,
 Und immer ist's, als bliebe mehr zu sagen noch.
 So möcht' ich auch der guten, längst verehrten Stadt
 Und ihren wohlgesinnten Bürgern Glück und Heil
 Von Herzen wünschen, froh Gelingen jeder That
 Und jedes Unternehmens, daß zu neuer Lust
 Des neuen Herrschers wohl gedeihe dieses Volk!
 Zwar vom Verdienst so manches weisen, thätigen
 Und frommen Mannes, welcher standhaft hier gewirkt,
 Von Tausenden, die hier gebildet, Vaterland
 Und Ausland so durch Lehre wie durch That beglückt,
 Und vom Gewerbsinn vieler rüstig Schaffenden
 Will ich nicht reden; aber was zum nächsten uns
 Und eigentlich berührt, ja hieher beruft,
 Das darf ich preisen; denn ihr seid ja gleichen Sinns.

Entwaltet nicht der Erde dort ein Wunderquell
 Und füllt geraume Becken mit erprobtem Naß,
 Das bald verdampfend werthe Gaben hinterläßt:
 Die größte Gabe, sag' ich wohl mit kühnem Wort,
 Die allergrößte, welche Mutter Tellus heut!
 Sie gibt uns Gold und Silber aus dem reichen Schoß,
 Das aller Menschen Aug' und Herzen an sich zieht;
 Sie reicht das Eisen allgemeinem Kunstgebrauch,
 Das so zerstört als bauet, so verderbt als schützt;
 Sie reicht uns tausend, abertausend andres Gut:

Doch über alles preis' ich den gekörnten Schnee,
Die erst' und letzte Würze jedes Wohlgeschmacks,
Das reine Salz, dem jede Tafel huldiget!

Denn wohl vergebens hätte Ceres ausgestreut
Zahllose Samen, endlos Frucht auf Frucht gehäuft;
Vergebens nährte tief im finstern Waldgebüsch
Der Herden Zucht Diana, wie im Blachgefilz;
Vergebens hegten Amphitritens Nymphen weit
Im Ozean, in Flüssen, Bächen, bis zum Fels
Hinauf Gemimmel leichtbewegter Wunderbrut;
Vergebens senkte Phöbus lebensreichen Blick
Auf die Geschwader, die in Lüften hin und her
Und doch zuletzt dem Menschen in die Netze ziehn,
Dem klugen, allverzehrenden; denn wenig ist,
Was er dem Gaumen anzueignen nicht gelernt:
Doch wäre ganz vergeblich aller Götter Gunst,
Umsonst des Menschen vielgewandtes Thun, umsonst
Des Feuers Kraft, das alle Speise zeitiget —
Wenn jener Gabe Wohlthat uns Natur versagt,
Die erst mit Anmut würzet, was die Notdurst heischt.
Und wie den Göttern wenig Weihrauch gnügen mag
Zum frommen Opfer, also bleibt beim Tafelfest
Zuletzt des Salzes Krume, die man prüfend streut,
Ein trefflich Sinnbild dessen, was begeistend wirkt,
Geselligkeit belebet, Freund und Freund bewährt.

Doch so viel Gutes reichlich auch Natur verliehn,
Des Menschen Geist verbessert's immer und erhöht's;
Was alles nur genossen ward und was genützt,
Zu größerm Nutzen steigert er's, zu höhern Zweck.

Ist nicht Gesundheit allen uns das höchste Gut?
Und werden wir von tausend Uebeln nicht bedrängt,
So daß nach allen Seiten wir um Rettung flehn?

Drum Heil den Männern, deren tiefer, edler Sinn
 Zum Wohl des Kranken jenen Quell bereitete
 Und klug erwägend neue Kräfte künstlich schafft;
 Dabei auch Sorge väterlich und wirtlich hegt,
 Notwend'gem gleich das Angenehme zugesellt;
 Wie ihr an diesem Saale mit Erheiterung seht,
 Der schön verziert und allen uns gemächlich ist.
 O, werde das, was ernstlich sie gethan und thun,
 Von jedermann mit offnem, warmem Dank erkannt!

Nun wend' ich mich an alle, die als Gäste hier
 Mit Hoffnung sich der neuen Segensquelle nahn,
 Und spreche nichts von allen frommen Wünschen aus,
 Die sich in unserm Herzen, wie ihr sicher seid,
 Für euch bewegen, jeglichem zu Glück und Heil.
 Dies aber zeig' ich euch vertraulich an, daß wir
 Ganz eigentlich dem treuen Arzt zur Seite stehn:
 Denn Geist und Körper, innig sind sie ja verwandt;
 Ist jener froh, gleich fühlt sich dieser frei und wohl,
 Und manches Uebel flüchtet vor der Heiterkeit.
 Hier also, meine Freunde, hier an diesen Platz
 Hat uns der Arzt zu seinem Beistand herbestellt,
 Daß, wer am Morgen badend seine Kur begann,
 Sie abends end'ge, schauend hier nach Herzenslust.
 Dies also bleibt die Vorschrift! Diese merkt euch wohl,
 Und setzt nicht aus: das ist Beding bei jeder Kur,
 Daß man ununterbrochen ernstlich sie gebraucht.
 Und wißt! wir kennen alle wohl; wer außenbleibt,
 Der wird verklagt, der hat es mit dem Arzt zu thun!
 Nicht viele Worte mach' ich mehr, ihr seht wohl ein:
 Um euer Heil aufs redlichste sind wir besorgt.

So laßt mich enden und zum Schlusse, wie sich ziemt,
 Den Männern uns empfehlen, die am Ruder stehn
 Und deren Leitung, deren Schutz wir uns vertraun!

11. Epilog

zum Trauerspiele *Essex*, im Charakter der Königin.

Den 18. October 1813.

Und Essex nicht? — Unselige, kein Wort!
 Ihr tretet auf, den Edlen trägt man fort!
 Die Schwäche wird, die List zu spät verbannt;
 Ich traute euch noch, ob ich euch schon gekannt,
 Wie einer, der zu eigenem Gericht
 Die Schlange nährt und wähnt, sie steche nicht.
 Kein Laut, kein Hauch beleidige mich hier!
 Essex verstummt, und so verstummt auch ihr!
 Nun zeige sich mein ungebeugter Sinn;
 Verschwindet all'! Es bleibt die Königin.

(Alles entfernt sich, sie tritt vor.)

Sie bleibe! ja! an diesem Tag voll Graun
 Mit schnellem Blick ihr Leben zu beschaun;
 Denn ihr geziemt's, so hoch hinauf gestellt,
 Des Glücks Gebieterin, die Lust der Welt,
 Sich immer selber gleich, da klar zu sehn,
 Wo andre, dumpf gedrückt, im Traume gehn.

Wer Mut sich fühlt in königlicher Brust,
 Er zaudert keineswegs, betritt mit Lust
 Des Stufenthrones untergrabne Bahn,
 Kennt die Gefahr und steigt getrost hinan;
 Des goldnen Reifes ungeheure Last,
 Er wägt sie nicht; entschlossen, wie gesagt,
 Drückt er sie fröhlich auf das kühne Haupt
 Und trägt sie leicht, als wie von Grün umlaubt.

So thatest du. — Was noch so weit entfernt,
 Hast du dir anzueignen still gelernt;
 Und was auch Wildes dir den Weg verrannt,
 Du hast's gesehn, betrachtet und erkannt. —

Des Vaters Mut, der Mutter Mißgeschick,
 Der Schwester Haß, das alles blieb zurück,
 Blieb hinter dir, indeffen du gebeugt
 Mit hohem Sinn dich in dir selbst erzeugt
 Und, im Gefängnis, hart behandelt, Frist
 Zu bilden dich gewannst, das, was du bist.
 Ein froher Tag erschien, er rief dich an,
 Man rief dich aus, und so war es gethan:
 „Die Königin, sie lebe!“ Nun, du standst
 Und stehest noch trotz dem, was du empfandst,
 Und trotz der Feinde, die mit Krieg und Tod
 Von außen und von innen dich bedroht.
 Des Papstes heil'ger Grimm, des Spaniers Neid,
 So vieler Freier Unbescheidenheit,
 Der Großen tückisch aufgeregter Sinn,
 Verräter viel, selbst eine Königin —
 Und dieser denn zuletzt! — Das trag' ich hier!
 Die schnöde Welt, was weiß sie denn von mir?
 Schauspielerin! so nennen sie mich all',
 Und Schau zu spielen, ist ja unser Fall.
 Die Völker gaffen, reden, wännen viel;
 Was wollen sie denn anders als ein Spiel?
 Verstellt man sich denn einzig auf dem Thron?
 Dort spielt ein Kind, und das verstellt sich schon.

Doch mit dir selbst in Glück und in Gefahr,
 Elisabeth, dir selbst getreu und wahr,
 Mit Recht verschlossen — welches zweite Herz
 Vermag zu teilen königlichen Schmerz?
 Die falsche Welt, sie buhlt um unsern Schatz,
 Um unsre Gunst, sogar um unsern Platz;
 Und machst du je dir den Geliebten gleich,
 Nicht Liebe gnügt, er will das Königreich.
 So war auch dieser. — Und nun sprich es aus:

Dein Leben trugen sie mit ihm hinaus. —
 Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
 Ein letztes Glück und einen letzten Tag.
 Dies gibt man zu; doch wer gesteht sich frei,
 Daß diese Liebe nun die letzte sei,
 Daß sich kein Auge mehr mit froher Glut
 Zu unserm wendet, kein erregtes Blut,
 Das überraschtem Herzen leicht entquoll,
 Berrätrisch mehr die Wange färben soll!
 Daß kein Begegnen möglich, das entzündt,
 Kein Wiedersehn zu hoffen, das beglückt,
 Daß von der Sonne klarster Himmelspracht
 Nichts mehr erleuchtet wird! — Hier ist es Nacht! —
 Und Nacht wird's bleiben in der hohlen Brust.
 Du blickst umher und schauest ohne Lust,
 So lang die Parze deinen Faden zwirnt,
 Den Sternenhimmel, den du selbst gestirnt,
 Und suchst vergebens um dein fürstlich Haupt
 Den schönsten Stern, den du dir selbst geraubt;
 Das andre scheint ein unbedeutend Heer —
 Gesteh dir's nur! — denn Effer lebt nicht mehr.

War er dir nicht der Mittelpunkt der Welt?
 Der liebste Schmuck an allem, was gefällt?
 War nicht um ihn Saal, Garten und Gefild
 Als wie der Rahmen um ein kostbar Bild?
 Das holde Bild, es war ein eitler Traum;
 Das Schnitzwerk bleibt und zeigt den leeren Raum.

Wie schritt er nicht so frei, so musterhaft!
 Des Jünglings Reize mit des Mannes Kraft!
 Wie lauscht' ich gern dem wohlbedachten Rat!
 Erst reine Klugheit, dann die rasche That;
 Gemäßigt Feuer erst, dann Flammenglut,
 Und königlich war selbst sein Uebermut.

Doch, ach! zu lange hast du dir's verhehlt:
 Was ist das alles, wenn die Treue fehlt,
 Und wenn der Günstling, gegen uns ergrimmt,
 Das rauben will, was wir ihm frei bestimmt,
 Wenn unsre Macht, zu eigenem Verdruß,
 Wo sie belohnen wollte, strafen muß!

Er ist gestraft — ich bin es auch! Wohlan,
 Hier ist der Abschluß! Alles ist gethan,
 Und nichts kann mehr geschehn! Das Land, das Meer,
 Das Reich, die Kirche, das Gericht, das Heer,
 Sie sind verschwunden — alles ist nicht mehr!

Und über dieses Nichts du Herrscherin!
 Hier zeige sich zuletzt dein fester Sinn;
 Regiere noch, weil es die Not gebeut,
 Regiere noch, da es dich nicht mehr freut.
 Im Purpurmantel und mit Glanz gekrönt,
 Dich so zu sehen, ist die Welt gewöhnt;
 So unerschüttert zeige dich am Licht,
 Wenn dir's im Busen morsch zusammenbricht.

Allein wenn dich die nächtlich stille Zeit
 Von jedem Auge, jedem Ohr befreit,
 In deiner Zimmer einsamstem Gemach
 Entledige sich dein gerechtes Ach!
 Du seufzest! — Fürchte nicht der Wände Spott,
 Und wenn du weinen kannst, so danke Gott!

Und immer mit dir selbst, und noch einmal
 Erneuet sich die ungemessne Qual.
 Du wiederholst die ungemessne Pein;
 Er ist nicht mehr; auch du hörst auf, zu sein —
 So stirb, Elisabeth, mit dir allein!

12. Prolog

zu Eröffnung des Berliner Theaters im Mai 1821.

Prächtiger Saal im antiken Stil. Aussicht aufs weite Meer.

I.

Die Muse des Dramas,

herrlich gekleidet, tritt auf im Hintergrunde.

So war es recht! So wollt' es meine Macht! —
 (Sie scheint einen Augenblick zu stutzen, Theater und Saal betrachtend.)
 Und doch erschreck' ich vor der eignen Pracht;
 Was ich gewollt, gefordert und befohl,
 Es steht und übertrifft mein Wollen hundertmal.
 Ich dachte mir's, doch mit bescheidnem Hoffen;
 Verwandte Kunst, sie hat mich übertroffen. —
 Mit Unbehagen fühl' ich mich allein,
 Der ganze Hofstaat muß versammelt sein.

Wo bleibt ihr denn? die, wenn ich nicht beschränkte,
 Zudringlich eins das andre gern verdrängte:
 Der frühest Selbstenfinn, des Mittelalters Kraft,
 Die heitre Tagswelt, sittsam possenhast?
 Ihr Wechselbilder, ihr, des Dichters Träume,
 Herein mit euch und füllt mir diese Räume!

Nun fasse dich! dem Ort gemäß, der Zeit:
 Beschleunigen ist Ungerechtigkeit.
 In buntem Schmuck durchzieht schon manches Chor,
 Sich vorbereitend, Säulengang und Thor,
 Zu Gleichem Gleiches reihenhaft gesellt,
 Weil jedes, rein gesondert, mehr gefällt.

Nichts übereilt! Ich lob' euch, die ich schalt!
 Mit Sparsamkeit gebrauchet Kunstgewalt
 Und tretet nächtlich, in der Jahre Lauf,
 Den Sternenhimmel überbietend auf;

So daß ein Herz, auch an Natur gewöhnt,
Nach eurem Kreis, dem leuchtenden, sich sehnt.

Sie rüsten sich, den hehren Raum zu schmücken,
Ihr sollt sie alle wohlgeriebt erblicken;
Doch gebt mir zu, daß ich, was ich entwarf,
Was alle wollen, gleich verkünden darf.

Vom tragisch Reinen stellen wir euch dar
Des düstern Wollens traurige Gefahr;
Der kräftige Mann, voll Trieb und willenvoll,
Er kennt sich nicht, er weiß nicht, was er soll,
Er scheint sich unbezwinglich, wie sein Mut,
Und mütet hin, erreget fremde Wut
Und wird zuletzt verderblich überrennt
Von einem Schicksal, das er auch nicht kennt.
Unmaß in der Beschränkung hat zuletzt
Die Herrlichsten dem Uebel ausgesetzt,
Und ohne Zeus und Fatum, spricht mein Mund,
Ging Agamemnon, ging Achill zu Grund.
Ein solches Drama, wer es je gethan,
Es stand dem Griechenvolk am besten an;
Sie haben, großen Sinns und geistiger Macht,
Mit wenigen Figuren das vollbracht.

Nach Jahren stürmt's auf wogem Wellenmeere;
Wir führen euch zum Schauplatz ganze Heere.
Die Mittelzeit gebietet Mann für Mann,
Der Tüchtige hilft sich, wie er helfen kann,
Und wenn zuletzt ihm Fehl zu Fehle schlägt,
Ergibt er sich dem Kreuze, das er trägt.
Was Dulden sei, erscheint ihm nur gering,
Weil er im Handeln an zu dulden fing;
Entsagung heiligt Kriegs- und Pilgerschritt;
Sie treibt's, zu leiden, weil der Höchste litt.

Nun aber zwischen beiden liegt, so zart,
 Ein Mittelglied von eigner holder Art.
 Schicksal und Glaube finden keinen Teil,
 In reiner Brust allein ruht alles Heil:
 Denn immerfort bei allem, was geschah,
 Blieb uns ein Gott im Innersten so nah,
 Wo Erd' und Himmel sich im Gruße segnen,
 Dem Staunenden als Herrlichstes begegnen.

Wenn obere Regionen so sich halten,
 Wo Fürst und Fürstin überschwenglich walten,
 So mag darauf Gewöhnliches geschehn! —
 Ein Bürger kommt, auch der ist gern gesehn,
 Mit Frau und Kindern häuslich eingezwängt,
 Von Grillenqual, von Gläubigern gedrängt,
 Sonst wacker Mann, wohlthätig und gerecht,
 Nach Freiheit lechzend, der Gewohnheit Knecht.
 Die Tochter liebt, sie liebt nicht, den sie soll;
 Ein muntre Sohn, gar mancher Schwänke voll,
 Und was an Oheim, Tanten, dienstbaren Alten
 Sich Charaktere seltsamlich entfalten:
 Das alles macht uns heiter, macht uns froh,
 Denn ungefähr geht es zu Hause so.
 Und was die Bühne künstlich vorgestellt,
 Erträgt man leichter in der Werfelwelt;
 Die Thoren läßt man durcheinander rennen,
 Weil wir sie schon genau im Bilde kennen.

Jetzt liegt uns nah, was wir auch nicht verschmähn,
 Das Possenhafte, gleichfalls gern gesehn;
 Doch niemand wünscht sich's in das eigne Haus,
 Die Sittlichkeit wies' es zur Thür hinaus;
 Von Markt und Straßen selbst hinweggebannt,
 Hat sich's getrost der Bühne zugewandt,

Weil dort die Kunst, zu ihrem höchsten Preis,
 Gemeine Noth zu mildern weiß,
 Daß der Gebildete zuletzt erschrickt,
 Wenn ihn Absurdes fesselt und entzückt.

Dies darf ich heute nur mit Worten schildern,
 Doch seht ihr alles in belebten Bildern
 Vor eurem Blick zunächst vorübergehn.
 Wir zaubern euch zu heiligem Tempelfeste,
 Zur Krönungsfeier schmücken wir Paläste,
 Was alt' und neue Zeit gebäulich wies,
 Nach düstrer Burgen stolzem Rittersaale,
 Erblickt ihr Türme, kirchliche Portale,
 Kreuzgang, Kapelle, Keller und Verließ.

Und innerhalb der Räume seht ihr walten
 Der Zeit, dem Ort gewidmete Gestalten,
 Tagtäglich führt man euch zu andrer Welt.
 Und wie bequem ist's doch, mit uns zu reisen!
 Die besten Pfade wird man jedem weisen,
 Der sich der Muse treulich zugesellt.

(Sie tritt begeistert zurück, als wenn sie etwas in den Lüften hörte.)

Was ruft! — Ein Dämon! — Helfet mir bedenken!
 Ich soll den Schritt nach andrer Seite lenken.
 Ja! was ich sagte, sagt' ich offenbar,
 Dem Menscheninnu gemäß, wahrhaft und klar;
 Nach Wunderbarem aber treibt mich's, will es fassen.
 Nun folgt mir gern, sonst müßt' ich euch verlassen.

(Sie eilt hinweg.)

II.

Das Theater verwandelt sich in eine Wald- und Felspartie.

Blasende Instrumente hinter der Kulisse unterhalten die Aufmerksamkeit und leiten das Folgende ein.

Die Mäse

tritt auf, den Thyrsus in der Hand, ein Pantherfell um die Schultern, das Haupt mit Ephen bekränzt.

Tausend, abertausend Stimmen
 Hör' ich durch die Lüfte schwimmen;
 Wie sie wogen, wie sie schwellen!
 Mich umgeben ihre Wellen,
 Die sich sondern, die sich einen,
 Sie, die ewig schönen, reinen.
 Wie sie mir ins Ohr gedrungen,
 Wie sie sich ins Herz geschlungen,
 Stürmen sie nach allen Seiten,
 Von der Nähe zu den Weiten,
 Berghinan und thalhernieder,
 Und das Echo schickt sie wieder.

(Das Theater verfinstert sich.)

Und von den niedern zu den höchsten Stufen
 Sind Kräfte der Natur hervorgerufen.
 Die Atmosphäre trübt sich, ist erregt,
 Der Donner rollt, ein Blitz, der prasselnd schlägt,
 Zersplittert Wald und Fels, die moosigen Alten,
 Die Rinde gar des Bodens wird gespalten.

(Ein roter Schein überzieht das Theater.)

Erdschlünde thun sich auf, ein Feuerqualm
 Zuckt flammend übers Feld, versengt den Haln,
 Versengt der Bäume lieblich Blütenreich.
 Nun herrscht die Nacht, das Leben stockt sogleich,
 Und aus den Gräften hebt sich leis heran
 Das Gnomenvolk und wittert alles an

Und mittert alles aus und spürt den Plaz
Und forschet und gräbt: da glitzert mancher Schatz!

Das alt=verborgne Gold bringt keinem Heil,
Der Finsternis Genosse will sein Teil.
Im Innern siedet's, schäumt und schleudert wilder
Durchs Feuermeer furchtbare Schreckensbilder;
Wie Salamander lebt es in der Glut
Und streitet häßlich mit vulkanischer Wut.

Schon hüben und drüben sind Berge versunken,
Schon gähnet der Abgrund, schon sprühen die Funken.
Was ist mir? was leuchtet ein wunderlich Licht?
So leuchtet der Furie Feuergesicht.
Und unter dem Kopfschmuck phosphorischer Schlangen
Weiß glühen die Augen und rotbraun die Wangen.
Der Schrecken ergreift mich; wo rett' ich mich hin!
Noch kracht es entsetzlicher, Felsen erglühn;
Sie bersten, sie stürzen, sie öffnen mir schon
Der grausesten Tiefe plutonischen Thron!

(Das Theater verwandelt sich in einen hellen erfreulichen Ziergarten.)

Kehrst du wieder, Himmelsheile!
Fris mit gewohnter Schnelle
Trennt die grausen Wolken schon,
Augensunkelnd vor Entzücken,
Den Geliebten zu erblicken
Auf dem goldnen Wagenthron.

Phöbus glänzt ihr hold entgegen;
Himmlischer Vermählung Segen
Fühlt der Erde weiter Kranz.
Um des Bogens bunten Frieden
Schlingen lieblichste Sylphiden,
Schillernd zierlich, Kettentanz.

Und da unten Silberwellen
 Grünlich-purpurn wogen, schwellen
 Auch empor in Liebesglut,
 Schalkisch locken gleich Undinen,
 Blauen Augs, verschämter Mienen,
 Sich den Himmel in die Flut.
 Blüht's am Ufer, wogt's in Saaten,
 Alles ist dem Gott geraten,
 Alles ist am Ende gut!

(Tanz von Sylphen und Undinen.)

III.

Die Muse

kommt in anmutiger Kleidung, und nachdem sie einigen Anteil am Tanze genommen, wendet sie sich zu den Zuschauern.

Viel ist, gar viel mit Worten auszurichten,
 Wir zeigen dies im Reden wie im Dichten;
 Doch liebliche Bewegung, wie gesehn,
 Darf man zu schildern sich nicht unterstehn;
 Nur der Gesamtblick läßt den Wert empfinden,
 Der holde Tanz, er muß sich selbst verkünden.

An ihm gewahrt man gleich der Muse Gunst,
 Das höchste Ziel, den schönsten Lohn der Kunst.
 O, möge den Geschwistern sämtlich glücken
 Solch allgemeiner Beifall, solch Entzücken!

Denn das ist der Kunst Bestreben,
 Jeden aus sich selbst zu heben,
 Ihn dem Boden zu entführen;
 Link und Recht muß er verlieren
 Ohne zauderndes Entsagen;
 Aufwärts fühlt er sich getragen!

Und in diesen höhern Sphären
 Kann das Ohr viel feiner hören,
 Kann das Auge weiter tragen,
 Können Herzen freier schlagen.

Und so geht's den Lieben allen,
 Die im Elemente wallen,
 Welches bildend wir beleben:
 Wer empfangt, der möchte geben.
 In der Himmelsluft der Musen
 Oeffnet Busen sich dem Busen,
 Freund begegnet neuem Freunde,
 Schließen sich zur All-Gemeinde,
 Dort versöhnt sich Feind dem Feinde.

So herrlich fruchtet, was die Muse gönnt!
 Die ihr's genießt, es dankbar anerkennt,
 Preist ihn mit mir, den Gott, der es gegeben.
 Was heute fröhlich macht, was heute rührt,
 Nicht etwa flüchtig wird's vorbeigeführt;
 Was heute wirkt, es wirkt aufs ganze Leben.

Die Kunst versöhnt der Sitten Widerstreit,
 In ihren Kreisen waltet Einigkeit.
 Was auch sich sucht und flieht, sich liebt und haßt,
 Eins wird vom andern schicklich angefaßt:
 Wie Masken, grell gemischt, bei Fackelglanz,
 Vereinigt schlingen Reih- und Wechselanz.
 Vor solchen Bildern wird euch wohl zu Mute!
 Empfangt das Schöne, fühlt zugleich das Gute,
 Eins mit dem andern wird euch einverleibt;
 Das Schöne flieht vielleicht, das Gute bleibt.
 So nach und nach erblühet, leise, leise,
 Gefühl und Urteil, wirkend wechselweise;
 In eurem Innern schlichtet sich der Streit,
 Und der Geschmack erzeugt Gerechtigkeit.

Und so in euch verehr' ich meine Richter!
In gleichem Sinne huldigt euch der Dichter,
Der, wär' er noch so stolz auf sein Talent,
Doch eures Beifalls höchsten Wert erkennt.
Erweist euch nun, wir anerkennen's willig,
Aufmerksam offenen Sinns, gerecht und billig.
So schmücket fittlich nun geweihten Saal
Und fühlt euch groß im herrlichsten Lokal!

Denn euretwegen hat der Architekt
Mit hohem Geist so edlen Raum bezwedt,
Das Ebenmaß bedächtig abgezollt,
Daß ihr euch selbst geregelt fühlen sollt;
Wie's dem Senat geziemt, den eine Welt,
Auf seinen Spruch zu harren, würdig hält.

Dann auch der Bildner schmückt' das edle Haus
Vom Sockel bis zum Giebel reichlich aus.
Hier muß euch Ernst im Heiligtume sein;
Denn Götterformen winkten euch herein:
Wo rings umher der Maler sich bemüht
Und euren Blick von Bild zu Bilde zieht,
Da, was euch einzeln sonst gefesselt hielt,
In einem Kreise hundertfältig spielt.

Das ist nun offenbar; doch was, verhüllt,
Geheimnisvoll die innern Räume füllt,
Erst harrend ruhig, magisch dann behende,
Im Augenblick, wie ich die Finger wende,
Wird mannigfaltig, so nun Jahre walten,
Sich nach und nach vor eurem Blick entfalten.

Und wessen Wollen dies uns zugedacht,
Auf wessen Wink die Meister das vollbracht,
Wer wüßt' es nicht zu deuten, nicht zu nennen?
Doch ihm genügt, daß wir es anerkennen.

In dieser Schöpfung, diesem Kunstverein,
 Wie muß es mir denn erst zu Mute sein!
 So großes Leisten fordert Großes an;
 Viel ist zu thun, da, wo so viel gethan.
 Was wäre nicht zu denken, nicht zu sagen!
 Doch will ich's jetzt mir aus dem Sinne schlagen.

(Sie wendet sich lebhaft-anmuthig, weiter vortretend, an die Zuschauer.)

Erscheinen die Freunde so oft und so viel,
 Sie heißen willkommen!
 Wir andern, wir wechseln, wir steigern das Spiel,
 Und jedermann hat sich das Seine genommen.
 Eröffnen die Räume, die heiteren, hellen,
 Sich als ein Gemeingut, wie heilende Quellen,
 Dem Nächsten, dem Fernsten, dem Höchsten zur Lust,
 Beleben der Menge bewegliche Brust;
 So Alte, so Junge sind alle geladen,
 In unserem Aether sich munter zu baden.
 Ein Traurender komme, da fühlt er sich froh,
 Erheitert ein Sorgender; jeglicher so,
 Wie's immer dem einen, dem andern entspricht,
 Zum Streben, zum Handeln, zum Wirken, zur Pflicht.

So sind wir am Ziel nun; er hat es gewollt,
 Daß freudig geschehe, was alle gesollt.
 Des Vaterlands Mitte versammelt uns hier,
 Nun ist es ein Tempel, und Priester sind wir,
 Wo alles, zum Höchsten, zum Besten gemeint,
 Um unseren Herrscher entzückt sich vereint.

13. Prolog

zu Hans Sachs von Deinhardstein.

Berlin, 13. Februar 1828.

Ein Meistersänger (als Prologus) tritt auf:

Da steh' ich in der Fremde ganz allein,
 Wer irgend weist mich an? Wer führt mich ein? —
 Wer sagt mir, welch ein Geist hier waltet? —
 Seh' ich mich an, mein Kleid scheint mir veraltet,
 Und nirgends hör' ich den gewohnten Klang,
 Den alten, frommen, treuen Meistersang.
 Doch seh ich hier die weiten, edlen Kreise

(weiter vortretend)

Bersammelt aufmerksamer, stiller Weise,
 Ich höre kaum ein leises Athemholen,
 Und daß ihr da seid, zeigt, ich bin empfohlen.
 Auch als ich kam, ward mir auf Straß' und Plätzen
 Der alte Nam' zu tröstlichem Ergötzen:
 So sei es nun, so werde denn vertraut
 Vor neuem Ohr die alte Stimme laut.

Den Deutschen geschah gar viel zulieb:
 Als man eintaufendfünfhundert schrieb,
 Ergab sich manches zu Nutz und Ehren,
 Daß wir daran noch immer zehren;
 Und wer es einzeln sagen wollte,
 Gar wenig Dank verdienen sollte,
 Da sich's dem Vaterland zulieb
 Schon tief in Geist und Herzen schrieb.
 Doch weil auf unsern deutschen Bühnen
 Man preist ein löbliches Erkühnen,
 Und man bis auf den neusten Tag
 Noch gern was Altes schauen mag:
 So führen wir vor Aug' und Ohr
 Euch heut einen alten Dichter vor.

Derfelbe war nach feiner Art
 Mit fo viel Tugenden gepaart,
 Daß er bis auf den heut'gen Tag
 Noch für einen Poeten gelten mag,
 Wo deren doch unzählig viel
 Verderben einer des andern Spiel. —

Und wie, auch noch fo lange getrennt,
 Ein Freund den andern wieder erkennt,
 Hat auch ein Frommer neuerer Zeit
 Sich an des Vorfahren Tugend erfreut
 Und hin gefchrieben mit leichter Hand,
 Als ftünd' es farbig an der Wand,
 Und zwar mit Worten fo verftändig,
 Als würde Gemaltes wieder lebendig.

Nun wüncſch' ich, daß ihr freundlich wolltet
 Das hören, was ihr ſehen ſolltet,
 Bis das Gehörte vor euch ſteht,
 Daß ihr es klar in Gedanken ſeht.
 Drob kam ich her zu eurem Dienſt;
 Doch folgt danach ein neuer Gewinnſt:
 Ihr nehmet beſſer dann in acht,
 Was uns ein Allerneuſter bracht',
 Der denn mit Hilfe von uns allen
 Heut abend hofft euch zu gefallen.

(Hierauf wird das Gedicht: „Hans Sachsens poetiſche Sendung“ [Band II, S. 1]
 recitiert, jedoch an Stelle der beiden letzten Verſe folgende Schlußſtrophe:)

Wenn das Talent verſtändig waltet,
 Wirkſame Tugend nie veraltet.
 Wer Menſchen gründlich konnt' erfreun,
 Der darf ſich vor der Zeit nicht ſcheun.
 Und möchtet ihr ihm Beifall geben,
 So gebt ihn uns, die wir ihn friſch beleben.

Maskenzüge.

1. Ein Zug Lappländer.

Zum 30. Januar 1781.

Wir kommen in vereinten Chören
Vom fernen Pol in kalter Nacht
Und hätten gerne dir zu Ehren
Den schönsten Nordschein mitgebracht.

Wir preisen jene Lusterscheinung:
Sie weiht die Nacht zu Freuden ein
Und muß, nach unsrer aller Meinung,
Der Abglanz einer Gottheit sein.

Von Bergen strömt sie uns entgegen,
Wo bange Finsternis erst lag,
Auf einmal wird vor unsern Wegen
Die grauenvolle Nacht zum Tag.

O, stünd' es jetzt am hohen Himmel,
Wir hätten dich, verlaß den Scherz,
Sieh weg vom glänzenden Gewimmel,
Sieh auf, so brennet unser Herz!

So führen Wünsche, licht wie Flammen,
Für dich den schönsten Himmelslauf;
Bald falten sie sich still zusammen
Und lodern jauchzend wieder auf.

Doch jenem hochverehrten Lichte
Raubt deine Gegenwart die Pracht;
Es glänzt von deinem Angesichte
Die Huld, die uns dir eigen macht.

2. Aufzug des Winters.

Zum 16. Febr. 1781.

Der Schlaf.

Ein treuer Freund, der allen frommt,
 Gerufen oder nicht, er kommt.
 Gern mag er Elend, Sorge, Pein
 Mit seinem sanften Schleier decken;
 Und selbst das Glück wiegt er ein,
 Zu neuen Freuden es zu wecken.

Die Nacht.

Der Menschen Freund und Feind,
 Dem Traurigen betrübt,
 Dem Frohen froh,
 Gefürchtet und geliebt.

Die Träume.

Wir können eine ganze Welt,
 So klein wir sind, betrügen
 Und jeden, wie es uns gefällt,
 Erschrecken und vergnügen.

Der Winter.

Euch so zusammen hier zu finden,
 Ist mir die größte Lust.
 Ich nur, ich weiß euch zu verbinden;
 Des bin ich mir bewußt.
 Vor meinen Stürmen fliehet ihr
 Und suchet euresgleichen;
 Und darin muß der Sommer mir
 Mit seiner Schönheit weichen.

Das Spiel.

Bei vielen gar gut angeschrieben,
 Find' ich hier manch bekannt Gesicht;
 Doch einen, dem ich immer treu geblieben,
 Den find' ich nicht.

Der Wein.

Zur Gesellschaft kann nicht besser
 Je ein Gast gefunden sein:
 Gerne geben meine Fässer,
 Nehmen gerne wieder ein.

Die Liebe.

In mancherlei Gestalten
 Mach' ich euch bang.
 So jung ich bin, mich kennen doch die Alten
 Schon lang.

Die Tragödie.

Mit nachgeahmten hohen Schmerzen
 Durchbohr' ich spielend jede Brust,
 Und euren tiefbewegten Herzen
 Sind Thränen Freude, Schmerzen Lust.

Die Komödie.

Magst sie immer weinen machen,
 Das ist, dünkt mich, gar nicht schwer;
 Doch ich mache sie zu lachen,
 Das ist besser und ist mehr.

Das Carneval.

Mich ergötzen viele Lichter,
 Mehr noch fröhliche Gesichter;
 Mich ergötzen Tanz und Scherz,
 Mehr noch ein vergnügtes Herz;
 Pracht und buntes Leben sehr,
 Aber eure Gunst noch mehr.

In den vier Temperamenten.

Die vier kleinen, die ich führe,
 Sind gar wunderliche Tiere,
 Sind auch nach der Menschen Art
 Widerwärtiglich gepaart,
 Und mit Weinen oder Lachen
 Müssen sie Gesellschaft machen.

Chor der Masken.

Spanier und Spanierin.

Vor dem bunten Schwarme flieht
Die Melancholei.
Auch aus fremden Ländern zieht
Uns die Lust herbei.

Skapin und Skapine.

Mit einer Mühe voller List
Bleibt Skapin euch zu Diensten,
Und auch Skapinens Köpfchen ist
Nicht leer von feinen Künsten.

Pierrot und Pierrotte.

Wir beide mögen treu und gut
Uns gern gesellig zeigen,
Mit langen Ärmeln, frohem Mut,
Und wünschen euch desgleichen.

Ein Paar in Tabarros.

Wir zwei Tabarros wollen gar
Uns auch hierzu gesellen,
Um noch zuletzt mit einem Paar
Die Menge vorzustellen.

Das Stüdinn.

Mein Fleiß ist immer etwas nütz,
Auch hier ist er's geblieben:
Ich hab' euch allen unsern Wiß
Verständlich aufgeschrieben.

3. Pantomimisches Ballett,

untermischt mit Gesang und Gespräch.

Zum 30. Januar 1782.

Erster Akt.

Wald, Nacht, im Grunde ein Berg.

(Vier Bauern mit Netzen und Wellenbündeln kommen heraus, machen Pantomime von vollbrachter Arbeit, ergötzen sich untereinander, essen, trinken und tanzen. Ein Zauberer erscheint auf dem Felsen und ist unzufrieden, sie hier zu finden. Er erregt ein Donnerwetter, und sie entfliehen. Eine Zauberin kommt auf einem Wagen durch die Luft gefahren, sie begrüßt den Zauberer.)

Zauberer. Sei mir gegrüßt, die du zur guten Stunde von deinen fernen Bergen kommst. Uns führt hier ein gemeinsam Werk zusammen. Gar nötig ist den Menschen, wie den Göttern, und uns, die zwischen beiden stehen, wenn die gerechte Zeit zu einem langbereiteten und langgehofften Werk herannahet, aufzumerken. Drum laß uns heut vereint das Unse thun, wenn wir auch sonst auf Höhen und in Lüften uns zu vermeiden pflegen. Zwei mächtige Nachbarn sind selten ruhig, keiner bringt dem andern Vorthail. Doch wenn sie Augenblicke zu einem großen, guten Werke sich verbinden, dann nützen sie, gewaltsam eilend, der Welt und sich.

Zauberin. Dies werd' ich nicht verkennen. Ich bin bereit, was auch von alters her uns manchmal trennen mochte, in diesem Augenblicke, als spülten Meereswellen drüberher, gern zu vergessen. Ich weiß es wohl, mir künden es der Sterne geheimnißvoll verschlungne Reihen an: die Stunde naht, wo wir für uns und viele ein feierliches Glück bereiten können. Was wir durch manche Zeiten, ferne Länder, auf hohen Felsen und in düstern Thälern, aus Kräutern und aus Steinen an geheimen Kräften sondernd zusammenhäufen, ist wenig, ist ohnmächtig gegen das, was heute leicht sich offenbaren soll.

Bauberer. Noch, fürcht' ich, ist der Zorn des hohen Geistes, mit dem er uns verfolgt, nicht getilgt. Kaum hoff' ich, daß er uns vergönnt, das schöne Leben zu erneuern, das wir so manch Jahrtausend sonst genossen.

Bauberin. Ach, dieser Strafe, mit der er uns belastet, gleicht keine. Ich rechte nicht, ob wir sie wohl verdient, ob sie zu hart war. Uns, die wir sonst mit ewigem Göttervorrath der Jugend schöne Zeit nie überschritten, die wir ein nimmerwelfend Reich bewohnten, uns sehen wir verdammt, zu altern, zu verfallen, und ohne daß der Tod, den Menschen gnädig, uns seine Arme hilfreich bieten könnte. Entzückt gedenk' ich jener Zeiten, die vorüber sind, und mit Entsetzen der Stunde, da er den Balsam der Unsterblichkeit aus allen Lüften, mit einem Wort, gewaltsam in sich sog und in die tiefste Gruft verschloßner Steine den freien Geist der ew'gen Jugend bannte.

Bauberer. Den zu befreien uns gelingen wird; denn die Jahrhunderte des Zornes sind vorbei. Das Alter, das uns mit ohnmächtiger Stärke gefesselt hält, wird seinen Raub unwillig fahren lassen, und wiederkehrend wird die Schönheit mit der Freude den leichten Tanz um unsre Häupter führen.

Bauberin. So laß uns wohlbedächtig an das Werk vereinte Geister rufen; denn verbunden wird die Kraft mit jedem Schritte größer. Laß uns auch dem Geschlecht der Gnomen, von dem wir seiner Unart wegen uns sonst enthalten, heut gefällig sein; denn sie sind Kerkermeister unsers Glückes. Ich spüre schon, sie nahen emsig, die Armen, mit uns gleich ins Alter Eingekerkerten. Sie nahen schnell und sammeln alle Kräfte, das längst gehoffte Glück heut zu erteilen.

(Von der Höhe des Felsens und noch sonst her aus dem Walde kommen alte Weibchen, die sich nach und nach zu dem Bauberer und der Bauberin gesellen und sehr vergnügt sich mit ihnen besprechen.)

Bauberer. Seid ihr es? Ach, seh' ich euch nach langer, langer Zeit in der Gestalt, wie ihr mir nie erscheinen solltet!

Bauberin. Bist du's, Arsinoe, die du so jung und schön

dem buntesten Schmetterlinge gleich, durch Wief' und Wälder irrtest? Bist du es, Lato, die so sanft und schlank der Geister Freude warst, wenn du, Aurora's schöne Thränen sammelnd, wohlthätig welkender Blumen lechzende Lippen erquicktest? Wo ist die Jugend hin, die euch und uns entzückte?

Zauberer. O hartes Schicksal! Allzu strenger Schluß!

Zauberin. Sagt mir, bin ich denn auch so alt und so verfallen?

Zauberer. Der Zaubertrank, durch den die Zeit verwandelt, ist aus der Quelle Lethes sanft gemischt.

Zauberin. Gleich' ich mir auch nicht mehr, so wenig ihr euch gleicht?

Zauberer. Doch trauert nicht, was alles wir gelitten, was wir erduldet! . .

Zauberin. Bereitet euch zu einem großen Werke und seid den Gnomen freundlich, die wir rufen! In diesen Felsen liegt geheimnisvoll das Glück verschlossen, das uns allen fehlt.

Den Gnomen ruf' ich auf und bitt' euch, seid bereit, was euer Vorteil euch gebietet, schnell zu thun!

(Sie erfreuen sich in einem Tanze dieser Nachricht. Die Beschwörungen gehen an. Es thut sich ein Ende des Berges auf, und der Gnome kommt hervor. Tanz des Gnomen, worin er den Zauberer und die Feen bewillkommt und, was sie befehlen, fragt.)

Zauberer. Es ist genug! Statt deiner seltenen Sprünge bezeige dich bereit, zu thun, was wir gebieten!

Zauberin. Wir kennen deine Höhlen, die wir nie betraten, und die verworren grausevollen Klüfte so gut, als hätten wir den Schoß der Erde mit euch, ihr Gnomen, ängstlich durchgespäht. Ich weiß, in einer Gruft, wo Gold und Silber und edler Steine Säfte von den Wänden triefen und die unholde Finsternis mit heiligen Himmelsfarben zieren, dort liegt ein Stein, der nie an dem Gebirg gehangen, den kein Eisen je berührt, der undurchdringlich ist, bis daß die Sterne zusammentreffend selbst den geheimen Knoten lösen. Wie ihn die Götter nennen, wag' ich nicht zu sagen; wenn

ihn ein Sterblicher erblicken dürfte, wie er gleich einer glühenden Sonne Strahlen um sich wirft, er würde tiefverehrend, was von Karfunkeln das Altertum erzählt, mit seinen Augen anzuschauen glauben. Zu diesem Steine öffne diesen Frauen dein Geisterchor die lang verschlossene Höhle! — Du weigerst dich, du schwankst? Du weißt, ich kann und darf in diesem Augenblick befehlend sprechen; du weißt, ich kann dir drohn. Willst du mich hindern, so sag' ich dir, die größte Pein, mit der ein Gnome deinesgleichen je beladen ward, häuf' ich auf dich: Statt sich vor dir zu öffnen, sollen der Erde Höhlen sich auf dir knirschend schließen, und zwischen zackigte Kristalle eingequetscht, sollst du Jahrhunderte die morschen Glieder zucken. Was gärend Beizendes von scharfen Säften der Erde starre Adern durchquillt, will ich tropfend auf deinen Scheitel sammeln, und statt des Balsams deinen Wunden soll unerhörte Qual dich äzend peinigen. Und wirst du je befreit, so soll ein schlimmer Loos noch auf dich warten. Dem Menschen, der an deinem Heiligtum begierig nascht, den du verscheuchst und feig dem fliehenden ausweichst, will ich zum Knecht dich übergeben; dort sollst du, in die Wasserräder eingeschlungen, die lang bewahrten Schätze unwillig selbst zu Tage fördern helfen. — Erzittere du, doch nur vor meinem Zorne! Denn bist du willig und behilflich, so soll ein herrlich Mahl dir und den Deinen bereitet werden; des Waldes schöne Nymphen, die vor euch fliehen, sollen an euren Sizen stehen und euch aus goldnen Bechern süßen Wein mit einem süßern Kusse reichen, und eine dieser Nymphen, die du wählen darfst, soll dir als Gattin folgen, daß du drinnen jemand habest, der für dich Sorge, mit dem du deine Schätze teilen mögest, wenn sie der Liebe reichre Freuden mit dir theilt.

Dies scheint dir zu gefallen. Geh! Gebiete den Deinigen! Die Stunde naht, und fürchte das Versäumnis!

(Auf des Gnomen Wink öffnet sich der Berg. Man sieht Berggeister, die mit ihren Lämpchen in einer Höhle vertheilt sind, um blinkende Erzadern auszuhaun. Die Höhle ist übrigens dunkel. Auf Befehl des Gnomen kommen sie hervor und

halten mit ihren Grubenlichtern und Werkzeugen, welche sie hernach den Feen überreichen, einen Tanz. Diese tanzen alsdann wieder für sich; die Geister holen sich andere Lämpchen und Werkzeuge und tanzen mit den Feen zu Achten. Hierauf ziehen sie mit einer feierlichen Musik mit den Gnomen in den Berg hinein.)

Zweiter Akt.

Zauberin. Ich irre nicht, er ruft mich zu sich her. Hat er vollbracht, was unsre Wünsche sind? Bedarf er mein? Ich fühl' ihn in der Nähe.

Zauberer. Gedankenschnelle Freundin, begonnen ist's nun. Des Gnomen Widerwille war gar bald besiegt, und unsere Feen sind mit seinen Geistern auf die geheimnißvollen Wege eingegangen. Nun bitte ich dich, um unser Wort zu halten, befehle du den Nymphen dieses Waldes, die dich verehren, deiner Stimme gerne horchen, daß sie ein herrlich Mahl bereiten und die Gnomen, die uns so große Dienste fördern müssen, nach dem vollbrachten Werke gern bedienen. Entfernt sei jeder Fußtritt der Unheiligen! Ist es gethan, so find' ich dich bei unsern teuren geheimen Erten wieder.

Zauberin. Es soll geschehn, was du von mir verlangst, und bald. Drum lebe wohl! (Zauberer ab.)

(Auf ihren Wink steigen aus der Erde vier weibliche Geister in Gestalt schöner Nymphen.)

Zauberin. Ich grüß' euch, Gestalten
Der nächtlichen Zeiten!
Und heiß' euch, den Gnomen
Ein Gastmahl bereiten.
Erwartet Belohnung
Und freundlichen Dank!
Befehlet die Tafeln
Den Geistern der Höhlen,
Sie horchen euch gerne,
Und lasset nichts fehlen
An Speise und Trank!

Ihr scheint verwundert, daß ich euch zum Dienste unholder Geister lade? Doch wird euch selbst Unangenehmes leidlich, da ihr mir's thut, der ihr gewogen seid; was ich zu eurer Freude wieder kann, versäum' ich nicht. Ich wende Blitz und Schlag von euren Eichen weg, ich ziehe der mächtigen Sonne gelinde Wolken vor, um eure zarten Pflanzen zu beschützen, und zwinge selbst dem ehrnen Mittag wohlthätige Regenschauer ab. Vielleicht vermag ich bald, was Schöners noch zu thun. Ihr seid zwar glücklich in geselliger Jugend, doch leidet wohl die Stunde, die sich naht, den Freundinnen auch Freunde zu verschaffen. (ab.)

(Tanz der Nymphen, worin sie sich zu dem Werk aufmuntern. Sie schlagen an die Seite des Berges, und es kommen acht Geister hervor. Sie zeigen ihnen, daß sie für eine Tafel sorgen sollen. Auf Befehl der Nymphen steigen auf beiden Seiten zwei Schenktische herauf mit vier goldenen Kannen und Bechern. Die Geister bringen drei Tafeln aus beiden Seiten des Berges und stoßen sie in der Mitte des Theaters zusammen. Die Nymphen nehmen die Kannen und die Becher, tanzen um den Tisch und zeigen ihre Willfährigkeit, der Fee zu dienen. Die vier Bauern kommen zurück und finden zu ihrer großen Verwunderung, daß es auf diesem Plaze Tag ist, da in der ganzen übrigen Gegend, wie sie pantomimisch bezeichnen, Nacht sei. Die Nymphen bleiben, da sie diese Gäste erblickten, unbeweglich wie Statuen stehen. Die Bauern ergötzen sich gar sehr an dem Anblick der wohlbesetzten Tafel und der Mädchen mit Trinkgeschirren. Hier entsteht ein Spiel. Die Bauern suchen den Nymphen einige Bewegungen abzugewinnen; da dieses nicht geht, wollen sie ihnen die Kannen aus den Händen nehmen; da auch dieses vergeblich ist, versuchen sie, die Kannen in den Händen der Nymphen gegen die Becher zu bewegen und sich auf diese Weise einzuschenken, welches auch wieder versagt. Es kann auch noch dieser Scherz angebracht werden, daß die Nymphen, wenn die Bauern unter sich sprechen, sich umkehren und, wenn diese alsdann um sie herumgehen, sich wieder in ihre vorige Stellung setzen. Zuletzt zwingen doch die Bauern die Kannen in den Händen der Nymphen gegen die Becher; sie werden aber dadurch nichts gebessert, indem die Nymphen ihnen den Wein in das Gesicht schütten und, wie sie darüber zusammenfahren, sich davonmachen. Die Bauern erholen sich und setzen sich getrost an den Tisch. Hier geht der neue Scherz an, daß eine Pastete nach der andern sich eröffnet, eine Hand herausreicht und den Bauern, die mit was anderm beschäftigt sind, eine Ohrfeige gibt oder sie bei den Haaren zupft. Diese werden darüber uneins und fangen untereinander Handel an. Sie werfen die Stühle durcheinander. Der Zauberer erscheint oben auf dem Felsen; er ist erzürnt und fordert die acht schwarzen Geister, diese Bauern wegzujagen. Es entsteht ein Tanz, wo die Bauern den Geistern zu entfliehen suchen, die sich ihnen immer in den Weg stellen und sie endlich, je zwei und zwei bei dem Schopfe fassend, hinwegschaffen.

Dritter Akt.

Rachl.

Der Zauberer, die Zauberin und vier Nymphen.

Zauberer. Laß uns ehrerbietig hereintreten, die Erfüllung unsrer Wünsche nähert sich. Ich habe Geduld gelernt, und doch braust meine Seele von Erwartung.

Zauberin. Ich seh' sie nicht ferne,

Die heilige Stunde.

Es zeigt mir die Kunde

Der eilenden Sterne

Den feierlichen Blick.

Sie kommen! Sie eilen!

Sie bringen, sie teilen

Uns allen das Glück!

(Die innere Höhle thut sich auf, und man sieht sie ganz blinkend von Gold und Edelgesteinen. Aus der Tiefe kommt der Zug hervor; die Feen und die Gnomen mit Lampen, hinter ihnen andre Gnomen, die einen Wagen ziehen, worauf ein großer glänzender Stein liegt; es folgt ein großer Zug Berggeister. Sie machen die Tour vom Theater, laden endlich den Stein in der Mitte ab, und alle nehmen ihre angewiesenen Plätze. Der Zauberer befiehlt den Gnomen, den Stein eröffnen zu lassen. Die Berggeister machen sich mit ihren Werkzeugen an den Stein und trennen ihn von einander. Der Stein springt, man sieht darinnen einen Amor sitzen, und im Augenblicke verwandelt sich alles: das Theater stellt einen prächtigen Saal vor, der Zauberer und die Zauberin, alle tanzende Personen des Stücks werden verjüngt und verwandelt. Tänzer und Tänzerinnen sind alle überein gekleidet, alles bezeugt seine Freude und Verehrung gegen Amor. Die Schnelligkeit und Akkuratess, womit dieses alles geschieht, gibt der Entwicklung ihren ganzen Wert.)

Zauberin. Dich, freundlichen Knaben,

Dich zeugten und gaben

Die seligen Götter,

Ein König zu sein.

Zauberer. In himmlischen Lüften,

In Tiefen und Grüften,

In Meeren und Strudeln

Ein König zu sein.

Beide. Die Jungen erhalten,
 Verjüngen die Alten,
 Das Leben beleben,
 Vermagst du allein.

(Es entdecken sich Stufen, die vom Theater in das Parterre führen und die bisher verborgen sind. Ein angenehmer Marsch setzt die kleinsten Paare in Bewegung, sie neigen sich vor Amor, der im Grunde zwischen Zauberer und Zauberin steht, gehen jachte das Theater hervor, die Treppe herunter, auf die Herzogin zu, die fünf ersten Paare stellen sich im mittlern Gang des Parterres in Reihen, das sechste, welches Amor zwischen sich genommen hat, geht durch sie durch und bringt ihn bis vor die Herzogin, welcher er ein Körbchen mit Herzen und Blumen überreicht. Diese enthalten das angefügte Gedicht, auf Bänder gedruckt. Indessen tanzen die vier großen Paare nach derselben Melodie einen graziösen Tanz. Wenn die Kleinen mit Amor wieder hinaufziehen, stellen sich alle perspektivisch in zwei Reihen und singen als)

Chor. Die Jungen erhalten,
 Verjüngen die Alten,
 Das Leben beleben,
 Vermagst du allein.

(Hierauf folgt das Schluß-Ballett mit Kränzen, erst zusammen, dann einzeln, zu zweien und so weiter, wie es hergebracht ist.)

4. Amor.

Quin 30. Januar 1782.

Amor, der den schönsten Segen
 Dir so vieler Herzen reicht,
 Ist nicht jener, der verwegen
 Citel ist und immer leicht;

Es ist Amor, den die Treue
 Neugeboren zu sich nahm,
 Als die schöne Welt, die neue,
 Aus der Götter Händen kam.

Gierig horcht' ich ihren Lehren,
 Wie ein Knabe folgsam ist,
 Und sie lehrte mich verehren,
 Was verehrungswürdig ist.

Mit den Guten mich zu finden,
War mein ernster Jugendtrieb;
Mich den Edlen zu verbinden,
Machte mir die Erde lieb.

Aber, ach, nur allzu selten
Freut mein erster Gruß ein Herz;
Meine falschen Brüder gelten
Mehr mit leichtem Wechselscherz.

Einsam wohn' ich dann, verdrossen,
Allen Freuden abgeneigt,
Wie in einen Fels verschlossen,
Den die Fabel dir gezeigt.

Doch auf einmal bilden wieder
Herzen sich, dem meinen gleich;
Ewig jung komm' ich hernieder
Und befestige mein Reich.

Jugendfreuden zu erhalten,
Zeig' ich leis das wahre Glück,
Und ich führe selbst die Alten
In die holde Zeit zurück.

Was den Guten Guts begegnet,
Leiten Göttliche durch mich.
Dieser Amor grüßt und segnet
Heute seine Freundin, dich!

5. Die weiblichen Tugenden.

Zum 1. Februar 1782.

Wir, die Deinen,
Wir vereinen,
In der Mitte

Vom Gedränge,
Vor der Menge
Leise Schritte.

Wir umgeben
Stets dein Leben,
Und dein Wille
Heißt uns stille
Wirkend schweigen.

Ach, verzeihe!
Daß zur Weihe
Dieser Feier
Wir uns freier
Heute zeigen,
Im Gedränge
Vor der Menge
Dir begegnen
Und dich segnen.

6. Aufzug der vier Weltalter.

(Zum 12. Febr. 1782.)

Das goldne Alter

(begleitet von der Freude und der Unschuld).

Sanft wie ein Morgentraum schreit' ich hervor;
Mich kennt der Mensch nicht, eh er mich verlor.
Der Jugend Schöne und der Blüten Zeit,
Des Herzens Erstlinge sind mir geweiht.

Das silberne Alter

(begleitet von der Fruchtbarkeit, den Gaben des Geistes und der
geselligen Fröhlichkeit).

Was tief verborgen ruht, ruf' ich hervor;
Ich gebe zwiefach, was der Mensch verlor.
Durch Kunst gepflegt, wird nur in meinem Schoß
Das Schöne prächtig und das Gute groß.

Das eiserne Alter

(begleitet von der Sorge, dem Stolz und dem Geiz).

An Herrlichkeit bin ich den Göttern gleich;
Das Große nur zu ehren, steht mein Reich,
Das Treffliche drängt sich zu meinem Thron,
Und Ehr' und Reichtum spenden Glück und Lohn.

Das eiserne Alter

(begleitet von der Gewaltthätigkeit).

Gewalt und Macht sind mir allein verliehn;
Ich schreite über Hoch und Niedrig hin.
Unschuld und Fröhlichkeit wird mir zum Raub,
Reichtum und Gaben tret' ich in den Staub.

Die Zeit.

Ich führ' euch an. Mir leise nachzugehen,
Kann auch das Mächtigste nicht widerstehn.
Der Strom der Wut versiegt in seinem Lauf,
Und Freud' und Unschuld führ' ich wieder auf.

7. Planetentanz.

Zum 30. Januar 1784.

An deinem Tage reget sich
Das ganze Firmament,
Und was am Himmel Schönes brennt,
Das kommt und grüßet dich.

Aufzug.

(Vier Winde machen Raum. Die zwölf Himmelszeichen treten hervor, sie bringen Liebe, Leben und Wachstum mit sich. Diese schönen Kinder eilen, die Fürstin zu begrüßen; indes bildet sich der Zierkreis. Die Planeten treten hinein. Merkur ruft sie zur Feier des Tages; allein noch bezeigen sie ihren Unmut; denn die Sonne verweilt, zu kommen. Doch auch sie naht sich bald mit ihrem Gefolge, sendet ihre wirksamsten Strahlen der Fürstin zum Geschenke, und der feierliche Tanz beginnt.)

Die Liebe

(Leben und Wachstum mit sich führend).

Oft schon kam ich frisch und heiter,
 Freute deines Tags mich hier;
 Doch ich eilte flüchtig weiter,
 Denn zu einsam war es mir.

Heut komm' ich aus fernen Reichen
 Wieder her zu dir geschwind —
 Kinder lieben ihresgleichen,
 Und ich bin noch immer Kind.

Darum hab' ich mir aus vielen
 Diese mit herbeigebracht,
 Finde gar auch den Gespielen,
 Der uns frisch entgegenlacht.

Gerne bleiben wir und wahren
 Mit der größten Sorgfalt ihn,
 Deinen Sohn, der dir nach Jahren
 Doch zur rechten Stund' erschien.

Immer soll das reinste Leben
 Mit ihm machen, bei ihm ruhn,
 Und der Wachstum mit ihm streben,
 Edel einst dir gleich zu thun.

Merkur.

Munter bin ich wie die Flammen,
 Daß mich alle Götter loben;
 Immer ruf' ich sie zusammen,
 Und gewöhnlich folgt man mir.

Aber heute stand ich oben
 Müßig an des Himmels Stufen;
 Denn sie kommen ungerufen
 Und versammeln sich vor dir.

Venus.

Nicht leer dacht' ich herabzusteigen:
 Ich mach' ihr jedes Herz zu eigen,
 Das wird an ihrem Tag die schönste Gabe sein;
 Es ist der Himmelsgaben beste.
 So sprach ich, trat voll Zuversicht herein;
 Allein ich seh', sie sind schon alle dein,
 Und so bin ich nur unnütz bei dem Feste.

Tellus.

Mich schmückt ein tausendfaches Leben,
 Das nur von mir das Leben nimmt;
 Nur ich kann allen alles geben:
 Genießet, was ich euch bestimmt!
 Auch will ich keinem Sterne weichen,
 Auf so viel Güter stolz bin ich,
 Am stolzesten auf deinesgleichen
 Und dich!

Luna.

Was im dichten Haine
 Oft bei meinem Scheine
 Deine Hoffnung war,
 Komm' auf lichten Wegen
 Lebend dir entgegen,
 Stell' erfüllt sich dar.

Meiner Ankunft Schauern
 Sollst du nie mit Trauern
 Still entgegengehn;
 Im Genuß der Freuden
 Will zu allen Zeiten
 Ich dich wandeln sehn.

Mars.

Von dem Meere,
 Wo die Heere
 Mutig stehn,

Von dem Orte,
 Wo der Pforte
 Drohende Gefahren wehn,
 Aus der Ferne
 Wendet her sich meine Kraft.

Und ich weile gerne,
 Wo dein Blick
 Häuslich Glück
 Täglich schafft.

Jupiter.

Ich bin der oberste der Götter;
 Wer will sich über mich erhöhen?
 Ich schleudre fürchterliche Wetter;
 Wer ist's, wer kann mir widerstehn?

Wie würd' es meine Brust entzünden,
 Bestritte mir ein Gott das Reich!
 Allein in dem, was sie für dich empfinden,
 Weiß ich gern alle sie mir gleich.

Saturn.

Grau und langsam, doch nicht älter
 Als ein andres Himmelslicht,
 Still und ernsthaft, doch nicht kälter
 Tret' ich vor dein Angesicht.

Glücklich wie im Göttersaale
 Find' ich dich auf deinem Thron,
 Dich beglückt in dem Gemahle,
 In der Tochter und dem Sohn.

Sieh, wir segnen dich, wir bringen
 Dir ein bleibendes Geschick,
 Und auf himmlisch reinen Schwingen
 Ruhet über dir das Glück.

Deine Tage so umfränzend,
 Immer licht und neu belebt,
 Wie der Ring, der ewig glänzend
 Mein erhabnes Haupt umschwebt.

Engel.

Im fernen Raum, wohin kein menschlich Auge drang,
 Wo ich der Sterne reine Bahn erblickte
 Und mich ihr lieblicher Gesang
 Zu höhern Himmeln aufentzückte,

Dort schwebt' ich einsam, ungenannt,
 Seit vielen tausend, tausend Jahren;
 Ich war der Erde unbekannt
 Und hatte nichts von ihr erfahren.

Nun rufen mich verwandte Sphären:
 „O Schwester, bleib allein nicht fern;
 Zum erstenmal, ein neuer Stern,
 Komm auch herab, sie zu verehren!“ —

Bei deinem Feste scheint mein stilles Licht;
 Zwar stieg ich halb mit Widerwillen nieder,
 Allein vor dir und deinem Angesicht
 Find' ich den ganzen Himmel wieder.

Sol.

Von mir kommt Leben und Gewalt,
 Gedeihen, Wohlthun, Macht;
 Und würd' ich finster, ruhig, kalt,
 Stürzt' alles in die Nacht.

Man ehrt mich, weil ich herrlich bin,
 Man liebt mich, weil ich mild.
 Des Bildes ist ein edler Sinn,
 Du liebst ein edles Bild.

Die Welten führ' ich gleich und schnell
Mit unverdroßnem Arm;
Mein Licht ist allen Erden hell
Und meine Strahlen warm.

Erfülle, Fürstin, deine Pflicht,
Gefegnet tausendmal!
Und dein Verstand sei wie mein Licht,
Dein Wille wie mein Strahl!

8. Maskenzug.

Zum 30. Januar 1798.

Der lang ersehnte Friede naht wieder,
Und alles scheint umkränzt und umlaubt;
Hier legt die Mut die scharfen Waffen nieder,
Dem Sieger ist sogar der Helm geraubt;
Das nahe Glück erregt frohe Lieder,
Und Scherz und laute Freude sind erlaubt;
Und wir, als ein Gebild aus höhern Sphären,
Erscheinen heute, deinen Tag zu ehren.

Die Palmen legen wir zu deinen Füßen,
Und Blumen streuen wir vor deinem Schritt.
Die Eintracht darf sich wieder fest umschließen,
An ihrer Seite kommt die Hoffnung mit.
In Sicherheit und Ruhe zu genießen
Und zu vergessen alles, was es litt,
Dies ist der Wunsch, der jedes Herz belebet,
Das wieder frisch ins neue Leben strebet.

Und Ceres wird versöhnet und verehret,
Die wieder froh die goldnen Aehren regt;
Wenn dann die Fülle prächtig wiederkehret,
Die aller Freuden reiche Kränze trägt,

Wird auch der Kunst der schönste Wunsch gewähret,
 Daß ihr ein fühlend Herz entgegenschlägt,
 Und in der Ferne sehen wir auf's neue
 Der edlen Schwestern eine lange Reihe!

Doch jeder blickt behende nach den Seinen
 Und teilt mit Freunden freudiges Gefühl;
 Man eilet, sich harmonisch zu vereinen,
 Und wir sind hier an der Erscheinung Ziel;
 Du zählst mit Heiterkeit uns zu den Deinen,
 Verzeihst mild das bunte Maskenspiel.
 O, sei beglückt! so wie du uns entzückest,
 Im Kreise, den du schaffest und beglückest.

9. Maskenzug.

Zum 30. Januar 1802.

Wenn, von der Ruhmverkünderin begleitet,
 Heroischer Gesang den Geist entzündet,
 Auf Thatenfeldern hin und wieder schreitet,
 Mit Lorbeer sich das eigne Haupt umwindet,
 Ein Denkmal über Wolken sich bereitet,
 Auf Schwindendes die schönste Dauer gründet,
 Von Göttern und von Menschen unbezwungen:
 So scheint's, er hab' ein höchstes Ziel errungen.

Doch hat uns erst der Muse Blick getroffen,
 Die dem Gefährlichsten sich zugesellt,
 Dann stehet uns ein andrer Himmel offen,
 Dann leuchtet uns die neue, schönre Welt.
 Hier lernet man verlangen, lernet hoffen,
 Wo uns das Glück am zarten Faden hält,
 Und wo man mehr und immer mehr genießet,
 Je enger sich der Kreis im Kreise schließet.

Bald fühlst du dich von jener eingeladen,
 Der Golden, die mit Unschuld sich verband,
 Und Fels und Baum, auf allen deinen Pfaden,
 Erscheint belebt durch ihre Götterhand;
 Dich grüßen kindlich des Gebirgs Najaden,
 Des Meeres Nymphen grüßen dich am Strand.
 Wer einsam durch ein stilles Tempe schreitet,
 Der fühlt sich recht umgeben und begleitet.

Doch sollen wir nicht allzu weichlich fühlen,
 Da trifft uns denn gar oft ein leichter Schlag:
 Wir fahren auf! Wer wagt's, mit uns zu spielen,
 Bald heimlich neckend, bald am offenen Tag?
 Ist's Momus, der in städtischen Gewühlen,
 Ein Satyr, der im Feld sich üben mag?
 Was uns schmerzt, sind allgemeine Bossen;
 Wir lachen bald, wo es uns erst verdrossen.

Sie kommen an, vom wilden Schwarm umgeben,
 Den Phantasie in ihrem Reiche hegt.
 Die Woge schwillt, die im verworrenen Streben
 Sich ungewiß nach allen Seiten trägt.
 Doch allen wird ein einzig Ziel gegeben,
 Und jeder fühlt und neigt sich, froh bewegt,
 Der Sonne, die das bunte Fest verguldet,
 Die alles schaut und kennt, belebt und duldet.

10. Maskenzug.

Zum 30. Januar 1806

Herzlich und freudevoll
 Bringe der Treue Hohn
 Singendes Chor!
 Rasch wie der Hände Klang
 Töne des Liedes Drang,
 Steige der Festgesang
 Zu dir empor!

Mitten in unsre Reihn
 Stürmet der Krieg herein,
 Umstellt uns hier;
 Doch, der nur Wildes denkt,
 Schreckend sich vorwärts drängt,
 Selten die Fahne senkt,
 Er neigt sich dir.

Hören beim Friedensfest
 Auch sich Trommete läßt,
 Schon ist es nah.
 „Herr Gott, dich loben wir!
 Herr Gott, wir danken dir!
 Segnest uns für und für!“
 So klingt es da.

Wunden schon heilen sich,
 Wolken schon teilen sich,
 Dein Tag erscheint.
 Ehrfurcht uns all' durchbringt,
 Abschied der Krieger bringt,
 „Heil dir!“ der Bürger singt,
 Alle vereint.

11. Maskenzug.

(Zum 30. Januar 1809.)

(In einem Maskenzug zur Feier des Geburtstages der Herzogin Luise trat u. a. ein Sterndeuter auf, welcher die neuentdeckten vier Planeten Juno, Vesta, Pallas, Ceres vorführte, sodann eine Gruppe Landleute, Gärtner und Hirten.)

Sterndeuter.

Firsterne sind aus jenen Höhen
Nicht allzu deutlich zu verstehen;
Ich aber beachte die Planeten,
Weil diese ganz verständlich reden.
Der neuen, der sind ihrer vier,
Bekrönt mit holder Namenszier:
Juno, Vesta, Pallas, Ceres genannt,
Klein und vor kurzem noch nicht bekannt.
Die thun sich alle bei mir beklagen,
Daß sie am Himmel kaum zu erfragen:
„Hätte uns in jener Schöpfungsnacht
Ein mächtiger Geist zusammengebracht,
So sähen wir auch nach etwas aus,
Berehrt am hohen Himmelshaus;
Wir schwängen uns in einem Kreise
Nach unsrer Mitgesellen Weise.
Die Namen, deren wir viere tragen,
Denen wollten wir so gern entsagen;
Damit uns Welt und Nachwelt pries,
So nannten wir uns gleich Luise.“

Landleute, Gärtner, Hirten.

Nun folgen die Erdenkinder nach,
Zu horchen, was der Himmel sprach;
Sie gehen vor sich hin so stumm
Und sehen sich gar verwundert um.

Ich glaube, daß es dieselben sind,
Die in der Krippe suchten das Kind
Und die nun schüchtern näher treten,
Ihre jetzige Herrin anzubeten.

12. Die romantische Poesie.

Stanzas

zu Erklärung eines Maskenzugs,

aufgeführt den 30. Januar 1810.

Der Geburtstag der regierenden Herzogin von Weimar, der jedesmal als ein ausgezeichnetes Jahresfest begangen wird, rief in diesem Jahre, bei den glücklichsten Familienereignissen in der Gegenwart hoher verehrter Gäste, zu besonders lebhaften Feierlichkeiten auf. Für die demselben gewidmete Maskenlust schien es ein angemessener Schmuck, die verschiedenen Dichtungen, denen unsere Vorfahren und auch die Ahnherrn jenes hohen Fürstenhauses eine vorzügliche Neigung schenkten, in bedeutenden, mannigfaltigen Gestalten darzustellen. Ein Herold zeigte sich daher, anführend einen Minnesinger und Heldendichter, welche, vor die hohen Herrschaften zu beiden Seiten gestellt, durch nachfolgende Strophen die vorüberziehenden, theils allegorischen, theils individuellen Gestalten der modernen Poesie ankündigten und erklärten.

Minnesinger.

Von Wartburgs Höhen, wo vor so manchen Sonnen
Uns eure Väter freundlich angehört,
Wohin, noch froh gedenk der alten Wonnen,
Der ewig rege Bardengeist sich kehrt,
Weil jede Krone, die er dort gewonnen,
Des Gebers Ruhm durch alle Zeiten mehrt:
Das Gute, das geschehend uns ergötzet,
Wird rühmlich, wenn die Zeit es trägt und schätzet —

Heldendichter.

Da sangen wir an jedem Feiertage,
Der eurem Stamm die frische Knospe gab;
Den spatentrißnen Ahnherrn trug die Klage
Melodisch groß zum sieggeschmückten Grab;

Dann kündeten wir jede Wunderfage,
 Das Heldenschwert sowie den Zauberstab;
 Und jauchzend folgten wir dem jungen Paare,
 Dem frohen, schönbekränzten, zum Altare.

Herold.

Nun tritt ein Herold auf zur guten Stunde,
 Der treu vor euch den goldnen Zepter bückt.
 Er bringt von jener Zeit gewisse Kunde,
 Daß Fürsten selbst mit Liebern sich geschmückt,
 Und führet vor euch her froh in die Runde
 Der Bilder Schar, wie sie uns dort entzückt;
 Und zweierlei vermag er anzumelden:
 Der Liebe Scherz, darauf den Ernst der Helden.

Frühling.

Der Lenz tritt auf. Vom süßen Liebesmunde
 ertönt durchaus ein holder Zauberschall.
 Nun wird der Welt erst recht die frohe Stunde!
 So singt und sagt das Lied der Nachtigall.
 Ein Seufzer steigt aus regem Herzensgrunde,
 Und Wonn' und Sehnsucht walten überall.
 Und wer nicht liebt, wird sich des schönen Maien,
 So gut er kann, doch leider halb nur freuen.

Sommer.

Der Sommer folgt. Es wachsen Tag und Hitze,
 Und von den Auen dränget uns die Glut;
 Doch dort am Wasserfall, am Felsenstiege
 Erquickt ein Trunk, erfrischt ein Wort das Blut.
 Der Donner rollt, schon kreuzen sich die Blitze,
 Die Höhle wölbt sich auf zur sichern Hüt,
 Dem Losen nach kracht schnell ein knatternd Schmetternd;
 Doch Liebe lächelt unter Sturm und Wetternd.

Minnepaar.

Im goldnen Glanz, im bunten Farbenscheine
 Der neuen Welt genießen sie den Tag.
 Er sagt's ihr klar, wie er es freundlich meine;
 Sie sagt's ihm so, daß er es deuten mag.
 Er wagt es nun und nennet sie die Seine,
 Er wiederholt's mit jedem Herzensschlag;
 Und so beglückt, bald offen, bald verstohlen,
 Des süßen Wortes ew'ges Wiederholen.

Tanzende.

Ein leichter Sinn erhebt sie von der Erden.
 Das muntre Paar, es mag nicht stille stehn.
 An Worte Statt sind liebliche Gebärden,
 Die zwar im Takt, jedoch von Herzen gehn
 Und, Schling' auf Schlinge, Kettenzüge werden.
 Wie lustig ist's, sich um sich selbst zu drehn!
 Mit leichtem Anstand wechseln sie die Glieder;
 Doch kehrt zum Auge bald das Auge wieder.

Jagdlustige.

Mit ernstem Gang, zu ernsteren Geschäften,
 Zieht nach dem Wald ein frisches Jägerpaar,
 Getrost in sich, schlank gleich den edlen Schäften,
 Die sich zur Lust ein hoher Wald gebär.
 Sie lächeln stolz, vertrauend ihren Kräften;
 So trogen sie der Mühe, der Gefahr
 Und denken nicht der Macht, die uns gebietet,
 Wovor Diana selbst nicht schützt noch hütet.

Herbst.

Den Fleiß belohnend aber tritt Pomone
 Mit reicher Gaben Fülle zu uns an.
 Mit Freuden sehen wir den Kranz, die Krone,
 Und viel genießt, wer heuer viel gethan.

Der Vater schafft, er freut sich mit dem Sohne,
 Aufs neue Jahr geht schon der neue Plan;
 Im Kreis der Gäste waltet frohes Leben:
 Der Edle hat und will auch andern geben.

Spielende.

Besitz ist gut, der jedem wohlbehaget;
 Doch wer ihn hat, wär' ihn gern wieder los.
 Und wenn er wagend nun das Glück befraget,
 Fällt ihm vielleicht sogar ein doppelt Loß;
 Selbst wenn Verlust ihn hin und wieder plaget,
 Ist doch das Glück der Ungewißheit groß.
 Mit Leidenschaft genießen sie des Lebens,
 Und Amor selbst belauscht sie nur vergebens.

Winter.

Wir dürfen kaum hier noch den Winter nennen:
 Denn ist wohl Winter, wo die Sonne scheint,
 Die Augen glühn, die Herzen alle brennen,
 Und jeder spricht und handelt, wie er's meint?
 Von allen Jahreszeiten, die wir kennen,
 Ist sie's, die eine, die uns so vereint:
 Sie gab uns dich, belebt nun diese Feste,
 Und so erscheint sie uns die allerbeste.

Norden.

Doch wendet nun von diesem Blumengrünen
 Zu nord'schen Himmelsfeuern das Gesicht —
 Woher auch uns mit Jugendglanz erschienen
 Die Majestät in sterndurchwebtem Licht —
 Zum alten Volk unüberwundner Hünen,
 Das wandernd sich durch alle Länder sicht.
 Mit welcher Kraft die Riesenfüuste schlagen,
 Seht ihr am Schwert, vom Zwergenpaar getragen.

Brunchild.

Dem Pol entspriest die herrlichste der Frauen,
Ein Riesenkind, ein kräftig Wunderbild.
Stark und gewandt, mit hohem Selbstvertrauen,
Dem Feinde grimm, dem Freunde süß und mild:
So leuchtet, nie verdeckt vor unserm Schauen,
Am Horizont der Dichtkunst Brunehild,
Wie ihres Nordens stete Sommer Sonne,
Vom Eismeer bis zum Po, bis zur Garonne.

Siegfried.

Ihr schreitet kühn der gleiche Mann zur Seite,
Der ihr bestimmt war, den sie doch verlor.
Für seinen Freund erkämpft' er solche Beute,
Durchsprengte kühn das Zauberflammenthor;
Wie schön das Hochzeitlager sich auch breite,
Die Freundschaft zieht er streng der Minne vor:
Dies Schwert, ein Werk zwergemfiger Schmiedehöhlen,
Schieb ihn und sie! — O seltsames Vermählen!

Prinzessin.

Nun geht es auf, das Licht der Morgenländer,
Die Tochter von Byzanz. Ihr seht sie hier!
Als Kaiserskind trägt sie die Goldgewänder,
Und doch ist sie des Schmuckes höchste Zier.
Die goldnen Schuhe, jene teuren Pfänder,
Die Liebesboten zwischen ihm und ihr,
Sie bringt der Zwerg, die frohste Morgengabe:
Ein Liebespfand ist mehr als Gut und Habe.

Rother.

Ich spreche nun so heiter als bedächtig
Von König Rother's unbezwungner Kraft;
Und ob er gleich in Waffen groß und mächtig,
Hat Liebe doch ihm solches Glück verschafft.

Als Pilger flug, als Gast freigebig, prächtig,
 Hat er als Held zuletzt sie weggerafft
 Zum schönsten Glück, zum höchsten Mutterlose:
 Von ihnen stammt Pipin und Karl der Große.

Asprian.

Den Mächtigsten von allen Kampfgenossen
 Erblickt ihr nun, den Riesen Asprian.
 Ein Hagelwetter, aus der Wolk' ergossen,
 Trifft nicht so blind und breit als dieser Mann.
 Die Freunde haben selbst ihn angeschlossen:
 Denn wenn er gleich nicht Feinde finden kann,
 So schlägt er doch, schlägt alles um sich nieder
 Und schonet nicht die eignen Waffenbrüder.

Recht und Ehre.

Die Welt, sie wäre nicht vor ihm zu retten,
 Wenn nicht auch hier die Weisheit vorgebaut:
 Ihn hält das Recht, ein hehres Weib, in Ketten,
 Der man getrost so großes Amt vertraut;
 Die andre lockt und zieht mit goldnen Ketten,
 Indem sie schmeichelnd nach dem Willen schaut.
 Er geht bedächtig an dem frohen Tage,
 Er sieht sich um und schaut, wohin er schlage.

Diebe.

Dann folgen Zwei. — Laßt diese mich erklären! —
 Sie sind einander beide nah verwandt,
 Mit Sonn' und Mondes Glanz von höhern Sphären
 Zu Wohl und Weh uns freundlich zugesandt;
 Doch will sich diese nicht an jene kehren,
 Sie streift allein, verdirbt, erquickt das Land;
 Und selten sieht man beide Schwesterflammen,
 Wie heut, gepaart, in Einigkeit beisammen.

T r e n n e.

Und die Bescheidne zeigt sich frei und freier
 Und irrt sich nicht am rauschenden Getön;
 Sie steht vor euch, sie öffnet ihren Schleier
 Und will getrost so vor der Menge gehn;
 Ermutigt glänzet nun das stille Feuer,
 Dem Glühwurm gleich, so anspruchlos als schön.
 Sie widmet euch den reinsten aller Triebe;
 Gern folgt sie dem Verdienst, so wie der Liebe.

M i t t e.

Ein groß Verdienst weiß dieser zu erwerben,
 Entbrannt für Menschenwohl von heil'ger Glut;
 Er schaut umher auf klägliches Verderben,
 Mann wider Mann, Volk wider Volk in Wut;
 Mit Drachenschweiß wird Berg und Wald sich färben,
 Die Ebne färben sich mit Räuberblut,
 So daß, weil Gute dankbar nun ihm dienen,
 Unholde nicht zu Schaden sich erkühnen.

W e l t l i c h R e g i m e n t.

So kommt zulezt das Herrlichste zustande,
 Wonach die Welt im ganzen immer strebt:
 Der Friede herrscht im unbegrenzten Lande,
 Wo niemand mehr vor seinem Nachbar bebt;
 Nun liebt der Mensch der Ehrfurcht hehre Bande,
 Er fühlt sich frei, wenn er gebändigt lebt;
 Nur will er selbst, er will den Herrn erwählen,
 Dem aber soll's an Glück und Prunk nicht fehlen.

G e i s t l i c h R e g i m e n t.

Mit allem soll sich auch die Schwester schmücken,
 Doch Demut soll ihr höchstes Kleinod sein.
 Sie geht mit freundlich halbgesenkten Blicken
 Und mit sich selbst so ruhig überein;

Doch würde sie der erste Platz beglücken:
 Dem Hochsinn ist die zweite Stelle Pein.
 Sie scheint der Schwester Hoheit nachzufinnen
 Und möchte gern den Schritt ihr abgewinnen.

Kanzler und Clericus.

Auch kleinre Wesen kommen mit zum Spiele:
 Gar manches wird durch sie geheim erregt.
 Der eine, der gewandt mit spitzem Kiele
 Das Reich begrenzet, ja die Feinde schlägt;
 Der andre, der, entfernt vom Weltgewühle,
 Das Wort, zum Buch erstarrt, am Herzen trägt:
 Sie beide ruhig wissen zu begeistern,
 Sie gehen nach und oft vor ihren Meistern.

Elberich. (Rätsel.)

Im stillen aber herrschet über diese,
 Und weit und breit, ein wunderbares Haupt,
 Scheinbar ein Kind und nach der Kraft ein Riese,
 Das jeder leugnet, jeder hofft und glaubt;
 Der Welt gehört's, sowie dem Paradiese,
 Auch ist ihm alles, ist ihm nichts erlaubt.
 Verein' es nur in kindlichem Gemüte:
 Die Weisheit mit der Klugheit und der Güte.

Minnesinger.

Und voller Zutraun schließt sich an — die Menge;
 Wir aber lassen sie in Frieden ziehn.
 Ihr saht vor euch ein liebevoll Gedränge,
 Gestalten voriger Zeit, vorüber fliehn.
 Den bunten Staat, das blizende Gepränge,
 Wir bitten, seht nicht flüchtig drüber hin!
 Inwendig waltet ehrfurchtsvolle Scheue,
 Der Liebe Flammen, wie das Licht der Treue.

Heldendichter.

Ja, selbst das Große schwindet gleich den Schatten,
 Und öde wird der thatenvollste Raum;
 Drum soll die That sich mit dem Worte gatten:
 Ein solcher Zweig, gepflanzt, er wird zum Baum;
 Luftwälder ziehn sich über grüne Matten,
 So blüht er fort, der schöne Lebensraum.
 Was eure hohen Väter, ihr nach ihnen
 An uns gethan, es soll für ewig grünen!

13. Maskenzug russischer Nationen.

Zum 16. Februar 1810.

Festlied.

Rasch herein und nicht gezaubert,
 Nicht getroßt und nicht geschaudert!
 Nicht gekost und nicht geplaudert!
 Hier ist Ernst bei Scherz.
 Tüchtig, fest, mit starkem Schritte
 Bringen wir zur Festesmitte
 Fremde Kleider, fremde Sitte,
 Wohlgekanntes Herz.

So entlegen wir auch stammen,
 Kreisend ziehen wir zusammen,
 Wie das Chor von Sternensflammen
 Sich um eine dreht.
 In dem Glanze deines Wohles
 Freuen wir uns unsres Wohles,
 Wie der Feuerglanz des Poles
 Sternenlicht erhöht.

Sin und wieder und zur Seiten
 Sehn wir fremd Gebilde schreiten,

Dir die Freude zu bereiten,
 Wie sie jeder schafft.
 Wandelt fröhlich zwischen diesen,
 Die des Festes mitgenießen,
 Zwischen Zwergen, zwischen Riesen
 Und des Nordens Kraft.

Lächle, daß es dir gefalle,
 So gefallen wir uns alle.
 Nun ertönt mit einem Schalle
 Lauter Wünsche Chor.
 Hier bedarf es keiner Sichtung,
 Alle zieht vereinte Richtung.
 Trage Wahrheit, trage Dichtung
 Diesen Tag empor!

Gastlied.

Zu erscheinen
 Mit den Seinen
 In dem lichten Kreise,
 Alle Biedre,
 Hoh' und Niedre,
 Das ist rechte Weise!
 Kommt gegangen,
 Ehrevoll empfangen!
 Diesen Tagen
 Ziemet froh Behagen.

Wie wir sollen
 In dem vollen
 Lampenhellen Saale!
 Viele zeigen,
 Viele neigen
 Sich mit einem Male.

Wenn es wären
Alle, die dich ehren,
Treu und munter,
Wär' es noch viel bunter.

Brantlied.

Er.

„Kommt hervor aus euren Kemenaten,
Brüder, ratet mir! ich möchte gerne frein.“
Fragst du viel, so bist du schlecht beraten;
Schau nur selbst herum und da und dort hinein!
Findest du sie still zu Haus
Und thätig und verständig,
Nichte nur den Hochzeitschmaus:
Der Tanz ist gleich lebendig.

Sie.

„Kommt herein, ihr lieben Nachbarinnen,
Schwestern, ratet mir! man wirbt um meine Hand.“
Fragst du viel, du wirst nicht viel gewinnen;
Um dich selbst verschlingt sich ja das Band.
Ob er dir gefallen kann?
Die Augen mußt du fragen.
Ob's ein braver, guter Mann?
Das muß das Herz dir sagen.

Bride.

„Einig sind die Zwei, die sich gefunden!
Lebt nun wohl! Uns Leben geht es fort.“
Fließen doch für euch nun andre Stunden;
Euch gehört von nun an jeder Ort.
Hand in Hand, wie dieses Paar,
Wollen wir das Fest genießen;
Fröhlich jauchze die ganze Schar
Und stampfe mit den Füßen!

14. Maskenzug

bei Allerhöchster Anwesenheit Ihro Majestät der Kaiserin Mutter
Maria Feodorowna in Weimar.

Den 18. Dezember 1818.

Als Ihro Kaiserliche Hoheit die Frau Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach hiernächst beschriebenen Festzug gnädigst anordneten, befahlen Höchst dieselben: daß dabei einheimische Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens vorgeführt und auf die vieljährig und mannigfaltig gelungenen Arbeiten beispielweise hingedeutet werden solle. Hiernach wäre denn der Inhalt des nunmehr summarisch verzeichneten Charakter-Zuges aufzunehmen und zu beurtheilen.

Prolog.

Genius in Pilgertracht eröffnet den Zug, Weg und Stege zu segnen. Zwei Knaben mit Reisetafeln (Itinerarien), die bisher vollbrachte Reise symbolisch anzudeuten und sich derselben zu freuen. Drei Monate treten auf. Oktober, des allerhöchsten Geburtsfestes sich rühmend, in Gestalt eines wein- und fruchtbekränzten Genius. November, in Jägergestalt; fröhlicher Geleitsmann des bisherigen Zuges durch so manche Länder, Zeuge erfreulichster Namensfeier. Dezember, hausmütterlich herantretend, mit Kindern, die an den Weihnachtsgeschenken, noch mehr aber an allerhöchster Gegenwart und Günst sich ergötzen und ein herannahendes, der Welt segenreiches Geburtsfest ankündigen.

Die Nacht, ihrer Herrschaft über die ganze gegenwärtige Jahreszeit, sowie über die Feststunden sich anmaßend, führt den Schlaf herein, von Träumen umgeben, deren Auslegung sie versucht. Alle deuten auf die höchsten Glückseligkeiten der Erde, welche den meisten Menschen nur als Wunsch und Traum erscheinen, Begünstigten aber als Wirklichkeit verliehen sind.

Drei Verschmifferte treten auf. Epos, die Heldendichtung, sonst nur Unheil unter den Großen besingend, erfreut sich glückbringender Einigkeit der höchsten Herrscher.

Tragödie, gleichsam wie aus einem Traume erwacht, wird gewahr, daß das Ungeheure auch einmal heilbringend sei.

Komödie fühlt sich heiter in den übrigen, geht, sich mit der Menge zu verbinden und des Tages zu genießen. Jene beiden andern aber, ohne ihren Charakter abzulegen, erbieten sich, dem heutigen Feste zu dienen und, was allenfalls einer Aufklärung bedürfte, nachzuweisen.

Festzug.

Die Ilme tritt auf, in der Ueberzeugung, daß sie das Räthelhafte dieser Gestaltenreihe am besten zu deuten wisse. Wielands Charakter, dessen Denk- und Dichtweise wird von ihr umrissen, das glückliche Verhältnis zu seiner Fürstin berührt, des Tiefurter Aufenthaltes mit Anmut gedacht.

Musarion tritt auf, begleitet von Phanas und zwei philosophischen Gegnern. Die Lehre von Mäßigung, Genügsamkeit, heiterm Genuß und stiller Duldung wird, nach des Dichters eigenster Weise, kürzlich ausgelegt.

Oberon und Titania, mit Feen und Elfen erscheinend, gestehen, wie sie ihre Wiedervereinigung diesem schönen Tage verdanken, und bekennen sich als Lehnsleute der allerhöchsten Gäste.

Hüon und Amanda, durch der kleinen Geister Ver söhnung auch mit ihrem Schicksal ausgesöhnt, bezeigen sich dankbar für die segenreiche Wirksamkeit. Scherassmin und Fatime stimmen ein.

Der Uebergang zu Herders Leistungen führt uns auf dessen schöne Eigenschaft, die Stimmen aller Völker zu vernehmen und aus ihren heimischen Tönen auf die Eigenheiten ihrer Neigungen, Tugenden und Fehler zu schließen. Deshalb sind Legende und Barde vorgeführt.

Terpsichore, noch gewöhnt an patriotische Klagen, aber begleitet, ermuntert, im höhern Sinne hergestellt durch Adrastea, die Allrichtende und Ausgleichende.

Nun aber treten auf Leon und Leonis. Er, als alter Griesgram, keineswegs erbaut von so viel Neuerungen des Tages; sie aber, lebendig, heiter, jung, der jungen Gegenwart gemäß, versteht ihn zu beschwichtigen, wozu das herzerhebende Fest ihr die besten Beweggründe darreicht.

Erinnernd an die herrlichste Epoche spanischer Rittertage, zeugend vom Uebergewicht christlicher Heldenkraft über mahometanischen Hochsinn, erscheinen Cid, Ximene, Urafa. Was sie andeuten, bringt jene den Deutschen so tüchtig als erfreulich überlieferte Romanzenreihe wieder zur Gegenwart.

Zu den Bemühungen eines lebenden Dichters folgt hierauf der Uebergang. Die Ilme tritt abermals hervor, und indem sie ihm die Beständigkeit seiner Neigung zu ihr zum Verdienst macht, rechtfertigt sie die ihrige. Ein Ueberblick theatralischer Behandlung wichtiger Weltbegebenheiten wird gefordert, da alle folgenden Glieder des Zuges dramatische Werke sind.

Mahomet erscheint mit Palmiren und Serden. Als Musterbild dramatischer Beschränkung in Ansehung der Handlung, der Zeit und des Ortes, wie solche früher die Alten, späterhin besonders die Franzosen beliebt, kann diese Darstellung wohl gelten.

Die Aussicht auf eine freiere Dichtart wird gegeben. Götz von Berlichingen tritt auf, von den Seinigen begleitet, mit Gegnern ausgesöhnt. Wir sehen Gattin, Sohn und Schwester, voran den treuen Georg. Weislingen, Adelheid und Franz dürfen nicht fehlen. Landvolk zeigt sich, den einfachen Lebensgenuß zur verworrensten Zeit, Zigeuner dagegen, den gesetzlichen Zustand aufgelöst anzudeuten. Doch wagt eine jüngere, durch sinnvolle Sprüche die harten Vorwürfe von sich und den Ihrigen abzulehnen und auch sich und ihre Sippschaft höchster Gunst würdig darzustellen.

Das Personal von Faust gibt Anlaß zu einem um-

gekehrten Menächmenspiel. Hier sind nicht zwei, die man für einen halten muß, sondern ein Mann, der im zweiten nicht wieder zu erkennen ist. Faust als Doktor, begleitet von Wagner; Faust als Ritter, Gretchen geleitend. Die Zauberin, die das Wunder geleistet, mit glühendem Becher, tritt zwischen beiden Paaren auf. Mephistopheles verläßt Marthen, um seine Gesellschaft selbst zu exponieren. Er deutet auf eine zweite Erscheinung. Zum Zeugnis, daß dies alles in heiterer gewohnter Welt vorgehe, ist noch frische Jugend damaliger Zeiten vorgeführt.

Die Tragödie meldet sich nun, als an ihrer eigensten Stelle, da sie Musterbilder von Schillers Werken vorzuführen hat.

Braut von Messina tritt auf. Mutter und Tochter. Das verwaiste Paar, von Aurora eingeführt. Der Charakter dieser Schicksalstragödie wird vorgetragen, derselben Wert und Würde hervorgehoben. Indem aber das Bild einer solchen mit furchtbarer Konsequenz und doch zwecklos handelnden Macht, von entschiedener Meisterhand, sich uns grauenvoll entgegenstellt, sind wir zum düstersten Punkt des Ganzen gelangt, nur aus höheren Regionen zu erhellen.

Wilhelm Tell, begleitet von allen Gestalten, die ihm durch Legende und Dichtung vorlängst zugegeben worden. Uns freut vor allem sein glücklich erworbenes Kind. Walther Fürst, Werner Stauffacher, Arnold Melchthal, ewig bund- und eidgenossene Namen! Auch die tüchtigen und gutgesinnten Hausfrauen zieren die Gesellschaft; sowie die bisher abgesonderten Geschlechter, Rudenz und Brunck, sich gerne fügen. Mehrere Landsleute werden willkommen geheißten. Ja, sogar die Gestalt Gefßlers wagt es, versöhnt unter seinen Widersachern aufzutreten.

Aber indem der Zug ernst und mutig herantritt, findet er sich fast überrascht, einen freieren Boden zu betreten als den, woher sie gekommen. Sie preisen die Gegend glücklich,

wo der Fürst sich mit den Seinigen verbündet, damit das anerkannte Gesetz auch sogleich zur entschiedenen Ausführung gelange, und Recht gegen Recht sich nicht bloß durch Hindernissen darthue.

Von dieser sich untereinander bestärkenden Gesellschaft werden wir zur Betrachtung eines einzelnen Mannes geführt, der die Kräfte vieler Tausende in sich vereinigt fühlte. Wallenstein tritt auf in seiner Kraft, die zarte, nachgiebige Gattin an seiner Seite. Dämonisch begleitet ihn Gräfin Terzky an der anderen. Max, Thekla und ihre vertraute Neubrunn ahnen die bevorstehenden Schicksale nicht. Höchste Selbständigkeit, gewaltige Einwirkung auf Andere, ruhig durchgeführte Pläne bezeichnen den außerordentlichen Mann. Aber ach, zu große Selbstsucht, wankende Treue vergiften sein hohes Gemüt. Zweifel am Gegenwärtigen, Furcht vor dem Zukünftigen beunruhigen, verwirren ihn sogar. Der Sterndeuter will belehren, will thöricht auf die Richtung hinweisen, die der Mann seinem eignen Charakter verdanken sollte.

Wallensteins Lager verleiht uns eine Musterkarte des seltsamen Heeres, welches der anziehende Name des weitberühmten Helden zusammengerufen. Eingeführt werden sie auf ihre eigene Weise, und wir treffen hier auf den heitersten Punkt unserer Darstellungen.

Tieferes Nachdenken erregt die folgende Abtheilung, wo, nach einem vielversprechenden Fragmente Schillers, der Wendepunkt russischer Geschichte angedeutet werden sollte. Wir sehen dieses hohe, würdige Reich in beklagenswerter Verwirrung unter einem tüchtigen und untüchtigen Usurpator: Boris und Demetrius. Schwer ist solch ein Zustand zu schildern, der den Geist des Beobachters niederdrückt; herzerhebend hingegen die Aussicht auf das Glück, das nachher aus einer reinen, ununterbrochenen Erbfolge entspringt. Marina, Aginia, Odowalsky zieren die Gruppe.

Möge nach so viel Ernst ein leichtsinniges Märchen zum Schlusse gefallen. Altoum, fabelhafter Kaiser von China, Turandot, seine räthelliebende Tochter, stellen sich vor. Kalaf, ein kühner Bewerber, Adelmä, eine leidenschaftliche Nebenbuhlerin, Zelima und ein wunderliches Maskengefolge erbitten sich, wie dem Ganzen, Geneigtheit und Nachsicht.

Epilog.

Die Ilme kann sich nicht versagen, noch einmal zu erscheinen und ihren höchsten Stolz auf den heutigen Tag zu bekennen. Auf ihrer Spur tritt festlich froh, jedoch über das lange Verweilen der Nacht, über zudringliche Darstellung allzu vieler poetischer Erzeugnisse gleichsam ungeduldig, herein der Tag, begleitet von Pallas Athene, welche den Bund mit ihrer so lange begünstigten getreuen Stadt feierlichst erneuert, und von Klio, die sich verpflichtet, deren Ruhm aufs neue, gegenwärtiges Fest verkündend, in aller Welt auszubreiten. Vorgeführt werden sodann Künste und Wissenschaften. Alle, bisher von dem höchsten Hause für mannigfaltige Dienste gepflegt und gewartet, widmen und empfehlen sich einer frohen, glücklichen Nachkommenschaft.

Festzug.

dichterische Landeserzeugnisse, darauf aber Künste und Wissenschaften vorführend.

Prolog.

Genius (als Pilgrim).

Zwei Knaben (mit Reisetaseln).

Eure Pfade zu bereiten,
Schreit' ich allen andern vor,
Treuer Genius der Zeiten,
Leicht gehüllt in Pilgersflor.

Auf den Zwillingstafelflächen
 Seht ihr manchen heitern Raum,
 Grünend, blühend wie von Bächen
 Aufgeregten Frühlingstraum.
 Flüsse blinken, Städte prunken,
 Wie das Licht den Aether schwellt,
 Kreis auf Kreise, Funk' aus Funken,
 Und die Welt ist erst die Welt.

Sehen wir am Himmelsbogen
 Bilder glänzend ausgesät,
 Räume hast du nun durchzogen,
 Wo du Tochterglück erhöht.
 Sehn wir Enkel dich umschweben,
 Reichlich, wie Granate glüht,
 Segnen wir das Blütenleben:
 Denn du bist es, die erblüht.

Nacht (allein, tritt auf).

So tret' ich vor mit nie gefühlter Wonne,
 Mein düst'rer Schleier hebt sich vom Gesicht.
 Die Majestät ist milder als die Sonne;
 Denn ihre Gegenwart vertreibt mich nicht.
 Doch wenn ich denke, daß ich alles fülle,
 Daß nur in mir die hellste Sonne strahlt,
 Auf dunklem Grunde blinkend, lieblich, stille
 Sich Stern an Stern in ew'gen Bildern malt:
 Dann möcht' ich viel verkünden, viel erzählen,
 Jedoch mein Mund, der unberedte, schweigt.
 Wo ist ein Gold zu Fassung der Juwelen?
 Wo ist ein Schmuck, der diesem sich vergleicht?

Drei Monate (treten auf).

Nacht (führt fort).

Drei Monden sind es, die mir Gunst erweisen,
 Stets länger, breiter dehnt mein Reich sich aus;

Ich kann sie diesmal hoch und herrlich preisen:
Denn sie verherrlichen das höchste Haus.

Oktober (als Weingott).

Wenn dieser sich mit Kranz auf Kranz bekränzt,
So wird man ihm den Stolz vergeben;
Wenn Uebermut von Stirn und Auge glänzt,
Er deutet hin aufs reichbegabte Leben.
Wie er sich auch mit Ranken freudig ziert,
Wie honigsüß die Kelter fließen mag,
Das ist es nicht; denn ihm allein gebührt
Des Festes Fest, ein auserwählter Tag;
Ein Tag, so hehr im Zeitenkreis gestellet,
Der fünfundzwanzigste bleibt seine Zahl,
Der sie dem Licht, ein neues Licht, gesellet,
Sich wiederhol' er überzähligmal.

November (als Schühe).

Dieser, der nach Jägerweise
Wälder, Berg und Thal durchstreift,
Tritt herbei zu deinem Preise,
Da er nicht im Weiten schweift,
Nein! das schöne Glück ergreift,
Zu begleiten deine Reise.

Hinter Ceres' Flügelwagen
Wie sich still die Furche schließt
Und nach mildvergangnen Tagen
Sich das Erntefest ergießt:
Wird er so auf grünen Höhen,
Auf der goldnen Saaten Flur
Immerfort gesegnet sehen
Deines Juges reiche Spur.

Dezember (als Mutter, mit zwei Kindern).

Der Weihnachtsbaum war mütterlich geschmückt,
Die Kinder harreten mit Verlangen,

Und das Ersehnte wird herangerückt,
Das holde Fest wird glanzvoll früh begangen.
Was Kinder fühlen, wissen wir nicht leicht! —

(Zum Kinde.)

Magst du, mein Schatz! dich unterwinden
Und, wie es dir im stillen Herzen deucht,
Mit lauter Stimme selbst verkünden?

Weihnachtskinder.

Der Winter ist den Kindern hold,
Die jüngsten sind's gewohnt.
Ein Engel kommt, die Flügeln Gold,
Der guten Kindern lohnt.
Sie sind geschickt, sie sind bereit
Zu mancher Jahre Lauf;
Nun sind wir fromm auf Lebenszeit,
Der Himmel that sich auf.
Sie kommen, bringen, groß wie mild,
Ein einzig Weihnachtsfest!
Auf Erden bleibet ihr sein Bild,
Auch uns im Herzen fest.

Ich weiß, wir dürfen dir uns nahen,
Uns gönnst du jede Zeit;
Wie selig ist es, zu empfangen,
Und Dank ist Seligkeit!
Bedürfnis macht die Kinder gleich,
Sie blickt und hilft geschwind.
Denn Hoch und Niedrig, Arm und Reich,
Das alles ist ihr Kind.

Schlaf und Nacht. (Letzte spricht.)

Er schwankt heran, er kann mich nicht entbehren,
Der holde Knabe! Sanft auf mich gelehnt,
Steht er geblendet! —

(Zum Schläfe.)

Kann dir nicht gewähren,
 Wonach du dich schon stundenlang gesehnt;
 Hier ist nicht Ruh, hier sind nicht weiche Pfühle;
 Jedoch, wie sonst, vertraue mir.
 Ich schirme dich im glänzenden Gemühle;
 Was andre sehn, im Traume zeig' ich's dir.

(Sie fährt fort, die Träume auszulagen.)

Vier Träume

(menschliche Wünsche und Glückseligkeiten vorstellend).

Erhaben stehn auf höchster Stelle,
 Die Welt regieren, ihr zum Heil,
 Am Steuer herrschend über Sturm und Welle,
 Sei Wenigen, den Würdigsten zu teil!

Doch pflichtgemäß, befehlgemäß zu handeln,
 Befördern das gemeine Glück,
 Im lichten Abglanz ehrenvoll zu handeln,
 Sei Mehrerer, sei des Verdiensts Geschick!

Wem der Besitz von Geld und Gut gelungen,
 Erhalte, was ihm angehört!
 Das haben viele sich errungen,
 Genießen sie es ungestört!

Doch wieder jung in seinen Kindern werden,
 Auf ewige Tage sich zu freun,
 Das ist das höchste Glück auf Erden
 Und ist der ganzen Welt gemein.

Mich zieht es weg, ich darf nicht länger säumen
 Und sage mit Besonnenheit:
 Das alles kann ein jeder träumen,
 Euch ganz allein ist's Wirklichkeit.

Er träume fort und schaue geist'gen Blicks,
 Was euch die Götter Günst'ges zubereiten.
 Wir, wachend glücklich, Zeugen eures Glücks
 Und hochgetrost für ewige Zeiten.

Drei Dichtarten.

Επος, Tragödie, Komödie.

Επος.

Mit Zuversicht darf ich mich hier erheben,
 Dem Allergrößten war ich stets vertraut.
 Wenn andre staunen, wenn verwirrt sie beben,
 Da fühl' ich mich von Grund aus aufgebaut.
 Achillen hegt' ich, hegt' Ulyssen kräftig,
 Im Tieffsten froh, an heitrer Lebensbrust,
 Und alles andre, was umher geschäftig
 Im Heldenleben rang zu Schmerz und Lust;
 So zuversichtlich trat ich hier herein,
 Nun scheinen mir nur mein Gespenst zu sein.

Sonst wiederholt' ich, wie die Herrn der Scharen,
 Achill und Agamemnon, sich entzweit;
 Den Jammer um Patroklos', Hektors Bahren
 Erhielt ich laut durch alle Folgezeit;
 Mittheilt' ich tausend, abertausend Jahre:
 Der Griechen, der Trojaner Herzeleid.
 Das will nun alles abgethan erscheinen,
 Die Großen sehn sich, einen sich, vereinen.

Tragödie.

Das Ungeheure war mir anempfohlen,
 Und ich behandelt' es im höchsten Sinn;
 Wohin ich trat, erglühten mir die Sohlen
 Von Leidenschaften, gräßlicher Gewinn!
 Heut aber muß ich eigens mich erholen,
 Indem ich Zeit und Ort entfremdet bin.

Das Ungeheure ward nun! — Doch zum Besten
Verklärte sich's, verklärte sich zu Festen.

K o m ö d i e.

Ich aber, Schwestern, kann mich nicht verleugnen,
Mit frohem Sinne blick' ich alles an:
Hier kann sich nichts als Freudiges ereignen;
Ich brauche nichts zu thun, es ist gethan.
So will ich mich in dieses Band verweben,
Und was mir ähnelt, führ' ich froh heran.
Hier seh' und fühl' ich ein erregtes Leben;
Ich teile, was ich sonst gegeben. (Entfernt sich.)

E p o s.

Die Wirkung dieses Festes fühl' ich gleich;
Ein neuer Sinn muß uns vereinen.
Den Rücken kehrt' ich meinem Schlachtenreich,
Und du, enthalte dich von Klag' und Weinen!
Wir sind verändert! — Stolztes Thatgepränge
Zu keinem Ziel und Zweck ist uns ein Schaum;
Bewirrtes Wogen unverständ'ger Menge,
Von allen Träumen ist's der schwerste Traum.
Notwendigkeit und Schicksal! herbe Strenge! —
Hervor, o Schwester, frei im freisten Raum!
Nicht störrisch darf sich Leidenschaft erkühnen;
Die schönste Leidenschaft ist, hier zu dienen.

T r a g ö d i e.

Den preise selig, der erfährt,
Was Millionen sich ersehnen!
Was jedes Kind, was jeder Greis begehrt:
Von eurem Blick ermuntert hier zu stehen;
Dies hohe Glück ist uns gewährt. —
Wie Geist und Liebe diesen Saal durchwehen,

Dem Fühlenden Gefühl begegnet,
 Wie jeder sich im ganzen segnet,
 Gelingen lieblich zu enthüllen
 Uns, eurem Dienst entzündeten Sibyllen!

E p o e.

Den Jubel hör' ich schon des muntern Zuges;
 Wie froh beschleunigt jeder seinen Gang!
 Denn was ihm heut gewährt ist, raschen Fluges,
 Bleibt würdiger Schatz das ganze Leben lang.
 Nur augenblicks an dieser Stelle halten,
 Von euch bemerkt euch nah zu stehn,
 Ist höchste Gunst, die sämtliche Gestalten
 Durch meinen Mund vorläufig anerklehn.
 Damit jedoch in solchem Luftgetümmel
 Der Sinn erscheine, der verschleiert liegt,
 Gestaltenreich, ein überdrängt Gewimmel,
 Dem innern Sinn so wie dem äußern genügt:
 So melden wir, daß alles, was vorhanden,
 Durch Musengunst den unsrigen entstanden.

T r a g ö d i e.

„Man hält mit jedem Stoffe sich geschmückt,
 Wenn er ein Landserzeugnis! — Mag der beste
 Dem Ausland bleiben! — Cigner Fleiß beglückt
 Und eignet sich dem Anschau höchsten Gäste.“
 So sagte jene, die uns angeregt,
 Selbstthätig weiß uns alle zu befeelen;
 Geschieht nunmehr, was sie uns auferlegt,
 So können wir in keinem Sinne fehlen.

Was von Erzeugnissen dem Dichtergeist
 Im stillen Thal der Ilme längst gelungen,
 Ist mehrertheils, was dieser Zug beweist.
 Er kommt, Gestalt Gestalten aufgedrungen.

Und wenn die Guten — sag' ich's nur gerührt —
Die uns der Welt Bedeutenisse gegeben,
Vorüber sind, so sei zu Lust und Leben,
Was sie vermocht, vor diesen Tag geführt.

Festzug.

„Wenn vor deines Kaisers Throne
Oder vor der Vielgeliebten
Je dein Name wird gesprochen,
Sei es dir zum höchsten Lohne!

„Solchen Augenblick verehere,
Wenn das Glück dir solchen gönnte!“
Also klingt vom Oriente
Her des Dichters weise Lehre.

Glücklich preisen wir die Guten,
Die wir jetzt zu nennen wagen,
Die, in kurz vergangnen Tagen
Weggeführt des Lebens Fluten.

Die Ilme (tritt auf).

Wenn die Ilme still im Thale
Manchen goldnen Traum gegängelt,
So erlaubt, daß hoch im Saale
Sie den Feierzug durchschlängelt.

Denn ich muß am besten wissen,
Wie die Rätsel sich entsiegelt;
Die sich solcher Kunst beflissen,
Haben sich in mir bespiegelt.

Droben hoch an meiner Quelle
Ist so manches Lied entstanden,
Das ich mit bedächt'ger Schnelle
Hingefloßt nach allen Landen.

Lebensweisheit, in den Schranken
Der uns angewiesnen Sphäre,
War des Mannes heitre Lehre,
Dem wir manches Bild verdanken.

Wieland hieß er! Selbst durchdrungen
Von dem Wort, das er gegeben,
War sein wohlgeführtes Leben
Still, ein Kreis von Mäßigungen.

Geistreich schaut' er und beweglich
Immerfort aufs reine Ziel,
Und bei ihm vernahm man täglich:
Nicht zu wenig, nicht zu viel!

Stets erwägend, gern entschuld'gend,
Oft getadelt, nie gehäßt;
Ihr mit Lieb' und Treue huld'gend,
Seiner Fürstin werter Gast.

Musarion.

Phanias (spricht).

Ein junger Mann von schönen Gaben,
Von edlem Sinn und rascher Lebenslust,
Um Anteil an der Welt zu haben,
Eröffnet ihr die hoffnungsvolle Brust.
Gesellen, Freunde, weibliche Gestalten
Von großer Schönheit kreisen um den Tag.
Bei Fest und Sang, wo Freud' und Liebe walten,
Gewährt das Glück, was es im Glanz vermag.
Doch solch ein Rausch reich überdrängter Stunden,
Er dauert nicht. — Und alles ist verschwunden.

Er steht allein! Jetzt soll Philosophie,
Bald ernst, bald schwärmerisch, ihn heilen;
Die eine fordert streng, die andre würdigt nie,
Am Boden thätig zu verweilen,

Den sie bebauen sollte. Zweifelhaft
Wird nun der Sinn, gelähmt ist jede Kraft,
Verdüstert Haupt, erfrosten alle Glieder,
So wirft er sich am Scheidewege nieder.

Ein Mädchen kommt, die er geliebt,
Aus falschem Argwohn sie verlassen.
Sie ist's, die mir die besten Lehren gibt:
„Warum das Leben, das Lebend'ge hassen?
Beschaue nur in mildem Licht
Das Menschenwesen, wiege zwischen Kälte
Und Ueberspannung dich im Gleichgewicht;
Und wo der Dünkel hart ein Urtheil fällt,
So laß ihn fühlen, was ihm selbst gebricht;
Du, selbst kein Engel, wohnst nicht unter Engeln;
Nachsicht erwirbt sich Nachsicht, liebt geliebt.
Die Menschen sind trotz allen ihren Mängeln
Das Liebenswürdigste, was es gibt.
Fürwahr, es wechselt Pein und Lust.
Genieße, wenn du kannst, und leide, wenn du mußt,
Vergiß den Schmerz, erfrische das Vergnügen!
Zu einer Freundin, einem Freund gelenkt,
Mittheilend lerne, wie der andre denkt.
Gelingt es dir, den Starrsinn zu besiegen,
Das Gute wird im ganzen überwiegen.“

Wer von dem höchsten Fest nach Hause kehrt
Und findet, was Musarion gelehrt:
Genügsamkeit und tägliches Behagen
Und guten Mut, das Uebel zu verjagen,
Mit einem Freund, an einer Liebsten froh —
Der Größt' und Kleinste wünscht es immer so.
Gesteht, es war kein eitles Prangen,
Mit diesem Bild den Schauzug anzufangen.

Oberon.

Das kleine Volk, das hier vereint
 In lustigem Gewand erscheint,
 Sind Geister voller Sinn und Kraft;
 Doch wie der Mensch voll Leidenschaft.

Der König und die Königin,
 Titania, Oberon genannt,
 Entzweiten sich aus Eigensinn
 Und wirkten, schadenfroh entbrannt.
 Anheut jedoch im höchsten Flor
 Und Glanze treten sie hervor.
 Längst an Verdruß und Zorn gewöhnt,
 Sie haben heute sich versöhnt,
 Wohl wissend, wie vor eurem Blick
 Mißwollen bebt und Haß zurück.

Denn daß die Wesen sich entzwein,
 Das möchte ganz natürlich sein;
 Jedoch Natur, beherrscht von euch,
 Gern unterwirft sich eurem Reich,
 Und jedes Gute, das ihr thut,
 Kommt vielen andern auch zu gut.

So ist es! Dieser junge Held,
 Gar wohl gepaart vor euch gestellt,
 Der Hüon heißt, Amanda sie,
 Litt große Not und herbe Müh,
 Weil Zwist in dieser Geister Schar
 Auch Zwist in seinem Schicksal war.

Das alles habt ihr abgestellt,
 Den Himmel diesem Kreis erhellt.
 Und Hüon hat's verdient! Die schwerste That
 Ward ihm geboten; diese schafften Rat.

Mehr darf ich mich zu sagen nicht erlauben.
Doch es beweist sich, daß es Wahrheit sei:
Gott, seinem Kaiser, einem Liebchen treu,
Dem müssen alle Geister dienen.

Die Ilme.

Ein edler Mann, begierig, zu ergründen,
Wie überall des Menschen Sinn ersprießt,
Hört in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fließt;
Die ältesten, die neuften Regionen
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen.

Und so von Volk zu Volke hört er singen,
Was jeden in der Mutterluft gerührt,
Er hört erzählen, was von guten Dingen
Urvaters Wort dem Vater zugeführt.
Das alles war Ergötzlichkeit und Lehre,
Gefühl und That, als wenn es eines wäre.

Was Leiden bringen mag und was Genüge,
Behend verwirrt und ungehofft vereint,
Das haben tausend Sprach- und Redezüge,
Vom Paradies bis heute, gleich gemeint.
So singt der Barde, spricht Legend' und Sage,
Wir fühlen mit, als wären's unsre Tage.

Wenn schwarz der Fels, umhangen Atmosphäre
Zu Traumgebilden düstrer Klage zwingt,
Dort heiterm Sonnenglanz im offenen Meere
Das hohe Lied entzückter Seele klingt;
Sie meinen's gut und fromm im Grund, sie wollten
Nur Menschliches, was alle wollen sollten.

Wo sich's versteckte, wußt' er's aufzufinden,
Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;

Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen,
 Humanität sei unser ewig Ziel.
 O, warum schaut er nicht in diesen Tagen
 Durch Menschlichkeit geheilt die schwersten Plagen!

Terpsichore. Adrastea.

Denn, ach, bisher, das goldne Saitenspiel
 Terpsichores ertönte nur zu Klagen,
 Ein Lied erklang aus schmerzlich tiefer Brust:
 Die Welt umher, sie lag zerrissen,
 Entflohn die allgemeine Lust!
 Das Leben selbst, man konnt' es missen.
 Doch Adrastea zeigte sich,
 Des Glückes Aera war gegeben,
 Vergangenheit und Zukunft freuten sich,
 Das Gegenwärt'ge ward zum Leben.

Aeon und Aeonts. (Letzte spricht.)

Das Gegenwärt'ge kommt in doppelter Gestalt,
 Ihr seht es jung, ihr seht es alt;
 Zusammen gehen sie noch eine kleine Strecke,
 Ungleicher Schritt befördert nie,
 Die Zeit verschiebt nicht nur die Zwecke,
 Auch andre Mittel fordert sie.
 So weise, klug er auch gehandelt,
 Ein halb Jahrhundert aufgeklärt,
 Auf einmal anders wird gewandelt,
 Und andre Weisheit wird gelehrt.
 Was galt, es soll nicht weiter gelten,
 Nichts mehr von allem ist erprobt,
 Das, was er schalt, darf er nicht schelten,
 Nicht loben, was er sonst gelobt;
 Sogar in seinen eignen Hallen
 Verkündet man ihm fremde Pflicht,
 Man sucht nicht mehr ihm zu gefallen,
 Wo er befiehlt, gehorcht man nicht.

Er würde sich das Leben selbst verkürzen,
 Verzweifeln sich zum Orkus stürzen;
 Doch seine Tochter hält ihn fest,
 Versteht, ihn lieblich zu erfreuen,
 Beweist mit tausend Schmeicheleien,
 Daß er sich selbst weit hübscher hinterläßt.
 Was ihm entging, sie hat's gewonnen,
 Und ihr Gefolg ist ohne Zahl;
 Was ihn verließ, es kam ihr nachgeronnen,
 Was ihm nicht mehr gelingt, gelingt ihr tausendmal.
 Zum Glücke laßt ihr uns herein:
 Denn solch ein Fest konnt' er sich nicht erwarten;
 Er sieht, es blüht ein neuer Garten,
 Der blüht für mich; was mein ist, bleibt auch sein.
 Er fühlt sich besser als in besten Zeiten,
 Ist neu belebt und wird mich froh begleiten.

Cid.

Wer ist hier so jung an Jahren,
 Weltgeschichte' und Dichtung fremde,
 Der verehrend nicht erkannte
 Solcher Namen Hochgewicht?

Hier ist Cid und hier Ximene,
 Muster jedes Heldenpaares,
 Donna Uraka, die Infantin,
 Zarter Liebe Musterbild.

Wie der Jüngling, fast ein Knabe,
 Ehre seines Hauses rettet;
 Aber sie den Vaternörder
 Auf den Tod verfolgend liebt.

Wie er Könige der Heiden
 Ueberwindet zu Vasallen;

Seinem Könige getreuster,
Bald erhoben, bald verbannt.

Und Kimene, Hauses Mutter,
Rein beschränkt auf ihre Töchter,
Wenn Uraka still im Herzen
Hegt ein frühgeliebtes Bild.

Wer ist hier so jung an Jahren,
Weltgeschichte' und Dichtung fremde,
Der verehrend nicht gedächte
Solcher Namen Hochgewicht?

Aber, ach! die Jahre weichen,
Und es weicht auch das Gedächtnis;
Raum von allerhöchsten Thaten
Schwebt ein Schattenbild uns vor.

Und so eile nun ein jeder,
Wie ihm freie Zeit geworden,
Friß das Heldenlied zu hören,
Wie es unser Herder gab,

Den wir nur mit Eile nennen,
Den Verleiher vieles Guten,
Daß nicht tiefgefühlte Trauer
Diesen Tag verdüstere.

Die Ilme.

Da bin ich wieder, lasse mir nicht nehmen,
Den anzukünd'gen, der nun folgen soll.
Er muß sich jetzt zur Einsamkeit bequemen;
Doch ist sein Herz euch treu und liebevoll.
Er dankt mir viel, ich weiß, daß er nicht wanket,
Ich will ihm wohl, weil er mir's treu verdanket.

Die Bäume sämtlich, die mich hoch umschatten,
 Die Felsen, rauh und felsam angegraut,
 Der Hügel Grün, das Grünere der Matten,
 Sie haben ihm ein Paradies gebaut;
 Doch heute ließ' er gern den Kreis der Erden,
 Nur um das Glück, vor euch genannt zu werden.

Doch seid ihm gnädig, wohlgestimmt erduldet,
 Wenn Seltjames vielleicht vor euch erscheint!
 Als Dichter hat er manches zwar verschuldet,
 Im höhern Sinne war es gut gemeint.
 Ich sehe mich allein, die andern fehlen,
 Da nehm' ich mir ein Herz und will's erzählen.

Weltverwirrung zu betrachten,
 Herzensirrung zu beachten,
 Dazu war der Freund berufen,
 Schaute von den vielen Stufen
 Unsres Pyramidenlebens
 Viel umher, und nicht vergebens:
 Denn von außen und von innen
 Ist gar manches zu gewinnen.

Daß nun dies auch deutsche Leute
 Bei Gelegenheit erfreute,
 Ließ er auf der Bühne schauen
 Heldenmänner, Heldenfrauen.
 Wenige zuerst, dann viele
 Kamen zum belebten Spiele,
 Immer nach verschiednen Formen,
 Strengen und befreiten Normen;
 Da denn unter diesem Haufen
 Allerlei mag unterlaufen,
 Womit ich mich nicht befasse,
 Sondern bittend euch verlasse:

Daß ihr's freundlich mögt beschauen,
Hohe Herrn und hohe Frauen.

M a h o m e t.

Der Weltgeschichte wichtiges Ereigniß:
Erst Nationen angeregt,
Dann unterjocht und mit Prophetenzeugnis
Ein neu Gesetz den Völkern auferlegt.
Die größten Thaten, die geschehen,
Wo Leidenschaft und Klugheit streitend wirkt,
Im kleinsten Raume dargestellt zu sehen:
In diesem Sinn ist solch ein Bild bezirkt. —

Das einzig macht die Kunst unsterblich
Und bleibt der Bühne Glanz und Ruhm,
Daß sie, was groß und würdig, was verderblich,
Von je betrachtet als ihr Eigentum.
Doch mußte sie bei Füll' und Reichtum denken,
Sich Zeit und Ort und Handlung zu beschränken.

Der Gallier that es, wie's der Griechen that;
Der Brite doch, mit wenigem Bemühen
Gewohnt, die Segel aufzuziehen,
Erfand sich einen andern Rat:
Einbildungskraft verlangt er, die so gerne
Geschäftig schwärmt, den Tag im Tag vergißt,
Von nächster Nähe bis zur weitsten Ferne
Die schnellsten Wege hin und wieder mißt,
Der es beliebt, zu immer regem Leben
Mit Handlungen die Handlung zu durchweben.

Dort wird Verstand gefordert, um zu richten,
Ob alles wohl und weislich sei gestellt,
Hier fordert man euch auf zu eignem Dichten,
Von euch verlangt man eine Welt zur Welt,

Wo Dichter, Spieler, Schauer sich verbinden,
Sich wechselseits erwärmen und entzünden.

Göh von Berlichingen.

So auch der Deutsche gern. Auf diesem Pfade
Naht frei entwickelt sich ein reich Gebild.
Auch dieses bittet: Schenkt ihm Gunst und Gnade!
Die bunten Züge mustert freundlich mild,
Alsdann vernehmt, ganz zur gerechten Stunde,
Was es verbirgt im tiefsten Hintergrunde.

Die Schreckenstage, die ein Reich erfährt,
Wo jeglicher befiehlt und keiner hört,
Wo das Gesetz verstummt, der Fürst entflieht
Und niemand Rat und niemand Rettung sieht,
Die schildr' ich nicht: denn ewig ungepaart
Bleibt solchem Fest Erinnerung solcher Art.

Doch dieses Bild führt uns heran die Zeit,
Wo Deutschland, in und mit sich selbst entzweit,
Vermorren wogte, Zepter, Krummstab, Schwert
Feindselig eins dem andern zugekehrt;
Der Bürger still sich hinter Mauern hielt,
Des Landmanns Kräfte kriegrisch aufgewühlt;
Wo auf der schönen Erde nur Gewalt,
Verschmißte Habsucht, kühne Wagnis galt.

Ein deutsches Ritterherz empfand mit Pein
In diesem Wust den Trieb, gerecht zu sein
Bei manchen Zügen, die er unternahm,
Er half und schadete, so wie es kam;
Bald gab er selbst, bald brach er das Geleit,
That Recht und Unrecht in Vermorrenheit,

So daß zuletzt die Woge, die ihn trug,
Auf seinem Haupt verschlingend überschlug;
Er, würdig-kraft'ger Mann, als Macht gering,
Im Zeitensturm unwillig unterging.

Ihm steht entgegen, selbstgewiß, in Pracht,
Des Pfaffenhofes listgesinnte Macht,
Gewandter Männer weltlicher Gewinn
Und leidenschaftlich wirkend Frauensinn.
Das wankt und wogt, ein streitend Gleichgewicht,
Die Ränke siegen, die Gewalt zerbricht.
Zur Seite steht des Landmanns Heiterkeit,
Der jedes Tags des leidlichen sich freut.
Und fernerhin Zigeuner zeigen an,
Es sei um Ordnung in dem Reich gethan.
Denn, wie die Schwalbe Sommer deutend schwebt,
So melden sie, daß man im Düstern lebt,
Sind räuberisch, entführen oft zum Scherz,
Wahrsagerinnen, Menschen Geist und Herz.

B i g e n n e r t o c h t e r (tritt vor).

Schwestern, wir wollen es nicht ertragen,
Wir wollen auch ein Wörtchen sagen.

(Zur Gesellschaft.)

Eure Gnade sei zu uns gekehrt!
Ihr verdammt uns nicht ungehört.

Werde wahrzusagen wissen,
Nicht weil wir die Zukunft kennen;
Aber unsre Augen brennen
Lichterloh in Finsternissen
Und erhellen uns die Nächte.

So kann unserem Geschlechte
Nur das Höchste heilig deuchten,

Gold und Perlen und Juwelen
 Können solcher edlen Seelen
 Himmelsglanz nicht überleuchten:
 Der allein ist's, der uns blendet.

Aber wenn wir abgewendet
 Stehn betroffen, lockt uns wieder
 Mutterlieb' so süß vom Throne
 Zu der Tochter, zu dem Sohne;
 Doch sie steigt vom Throne nieder
 Und beseligt niedre Hütte;

Kennet Wunsch, Bedürfnis, Bitte
 Längst, bevor sie ausgesprochen,
 Allem, allem thut sie Gnüge.
 Dafür leuchtet aus der Wiege
 Ihr ein Knösplein aufgebrochen,
 Eine Gegengabe Gottes!

Faust.

Mephistopheles (tritt vor).

Wie wag' ich's nur bei solcher Fackeln Schimmer!
 Man sagt mir nach, ich sei ein böser Geist;
 Doch glaubt es nicht! Fürwahr, ich bin nicht schlimmer,
 Als mancher, der sich hoch fürtrefflich preist.
 Verstellung, sagt man, sei ein großes Laster,
 Doch von Verstellung leben wir;
 Drum bin ich hier, ich hoffe, nicht verhaßter
 Als andre jene, vor und hinter mir.

Der kommt mit langem, der mit kurzem Barte,
 Und drunter liegt ein glattes Kinn,
 Ein Sultan und ein Bauer gleich von Arte
 Verstellen sich zu herrlichstem Gewinn,
 Euch zu gefallen. So, den Kreis zu füllen,
 Komm' ich als böser Geist mit bestem Willen.

Denn böser Wille, Widerspenstigkeit, Verwirrung
 Der besten Sache fährdet nicht die Welt,
 Wenn scharfes Aug' des Herrschers die Verirrung
 Stets unter sich in kräft'ger Leitung hält;
 Und wir besonders können sicher haufen,
 Wir spüren nichts; denn alles ist draußen.

Nun hab' ich mancherlei zu sagen,
 Es klingt beinah wie ein Gedicht;
 Beteur' ich's auch, am Ende glaubt ihr's nicht,
 So muß ich's denn wie vieles andre wagen.

Hier steht ein Mann, ihr seht's ihm an,
 In Wissenschaften hat er gnug gethan,
 Wie dieses Vieleck, das er trägt,
 Beweist, er habe sich auf vielerlei gelegt.
 Doch da er Kenntniß gnug erworben,
 Ist er der Welt fast abgestorben.
 Auch ist, um resolut zu handeln,
 Mit heiterm Angesicht zu wandeln,
 Sein Aeußeres nicht von rechter Art,
 Zu lang der Rock, zu kraus der Bart;
 Und sein Geselle, wohlbedächtig,
 Steckt in den Büchern übernächting,
 Das hat der gute Mann gefühlt
 Und sich in die Magie gewühlt.
 Mit Zirkeln und Fünfwinkelzeichen
 Wollt' er Unendliches erreichen,
 Er quälte sich in Kreis und Ring,
 Da fühlt' er, daß es auch nicht ging.

Gequält wär' er sein lebenslang;
 Da fand er mich auf seinem Gang.
 Ich macht' ihm deutlich, daß das Leben,
 Zum Leben eigentlich gegeben,

Nicht sollt' in Grillen, Phantasieen
 Und Spintifiererei entfliehen.
 So lang man lebt, sei man lebendig!
 Das fand mein Doktor ganz verständig,
 Ließ alsobald sich wohlgefallen,
 Mit mir den neuen Weg zu wallen.
 Der führt' uns nun zu andern Künsten;
 Die gute Dame war zu Diensten.
 An einem Becher Feuerglut
 That er sich eilig was zu gut.
 In einem Wink, eh man's versah,
 Stand er nun freilich anders da;
 Vom alten Herrn ist keine Spur,
 Das ist derselbe, glaubt es nur!

Und wenn euch dies ein Wunder deucht,
 Das übrige ward alles leicht.
 Ihr seht den Ritter, den Baron
 Mit einem schönen Kinde schon.
 Und so gefällt es meinem Sinn,
 Der Zauberin und der Nachbarin.
 Ich hoffe selbst auf eure Gunst!
 Im Alter Jugendkraft entzünden,
 Das schönste Kind dem treuesten Freund verbinden,
 Das ist gewiß nicht schwarze Kunst.

Braut von Messina.

Aurora (spricht).

Bedrängtes Herz! umstürmt von Hindernissen,
 Wo käme Rat und Hilfe mir heran!
 Gedankenlos, im Innersten zerrissen,
 Von allen Seiten greift die Welt mich an.
 Nur augenblicks möcht' ich den Jammer dämpfen,
 Der stehend schwer mir auf dem Busen liegt.

Ich soll mit mir, ich soll mit andern kämpfen;
Besieg' ich diesen Feind, der andre siegt.

So aus der Tiefe dieser Schlucht der Reinen
Blick' ich hinauf zum schmalen Himmelsklar!
Schon wird es besser! ach, ich durfte weinen!
Ein Sonnenabglanz heilt und hebt mich gar.
Und schon begegn' ich reiner Friedenstaube,
Die holde Zweige der Entführung bringt.
Ich irre noch, allein der Flug gelingt,
Ich sehe nicht, wohin, ich hoff' und glaube.

Doch wenn von dort, woher wir Heil erflehen,
Ein Blick, ein Donnerschlag erschreckt,
Sich Fels und Wald und Umblick von den Höhen
Mit schwergesenkter Nebelschichte deckt,
Uns Nacht am Tag umgibt, der Himmel flammet,
Seltsam geregelt, Strahl am Strahle strahlt,
In Schreckenszügen Feuerworte malt:
Das Schicksal sei's, das ohne Schuld verdammet!

So sprech' ich's aus im Namen dieser beiden;
Sie schauen starr, sie finden sich verwaist;
Von unverhofften, unverdienten Leiden,
Wie scheues Wild vom Järgergarn umkreist.
Vergebens willst du dir's vernünftig deuten;
Was soll man sagen, wo es bitter heißt:
Ganz gleich ergeht's dem Guten wie dem Bösen!
Ein schwierig Rätsel, rätselhaft zu lösen.

Uns zum Erstaunen wollte Schiller drängen,
Der Sinnende, der alles durchgeprobt.
Gleich unsern Geist gebietet's anzustrengen,
Das Werk, das herrlich seinen Meister lobt. —

Wenn Felsenriffe Bahn und Fahrt verengen,
 Um den Geängsteten die Welle tobt,
 Alsdann vernimmt ein so bedrängtes Flehen
 Religion allein von ewigen Höhen.

Cell.

Wie herrlich rasch tritt dieser Zug hervor!
 Sie bringen von Elysiums Gestaden
 Das Nachgefühl erhabner Thaten,
 Es lebt in ewigem Jugendflor.
 Doch immer ernst! — Was sie gewonnen,
 Im Dunkeln war es ausgedonnen,
 Mit Grausamkeit ward es gethan.
 Verwirrung folgt! An innern Kämpfen
 Hat stille Weisheit jahrelang zu dämpfen,
 Stets mühevoll ist ihre Bahn.

Nun kommen sie zu heitern Stunden:
 Am Schluß der Zeiten wird gefunden
 Der Freiheit aufgeklärter Blick.
 Was sie entrißen, wird gegeben,
 Und jeder wirkt im freien Leben
 Zu seinem und der andern Glück.

Die mit dem Fürsten sich beraten,
 Sie fühlen sich zu großen Thaten,
 Zu jedem Opfer sich bereit.
 Je einiger sie sich verbündet,
 Je sicherer ist das Glück gegründet
 Für jetzt und alle Folgezeit.

Wallenstein.

Ein Mann tritt vor, im Glanz der höchsten Thaten,
 Auf ihn gerichtet jeder Blick,
 Dem Schwieriges, Unmögliches geraten,
 Er dankt sich selbst das eigene Geschick.

Gewalt'ge Kraft, die Menschen aufzurufen,
 Sie zu befeuern kühnster That,
 Im Plane sicher, mit sich selbst zu Rat,
 Des Kaisers Günstling, nächst an Thron und Stufen.
 Die zarte Gattin gern an seiner Seite,
 Der Terzky Hochstirn, Theklas Jugendlicht,
 Max treugesinnt, so wie er thut und spricht:
 Welch ehrenvoll, welch liebevoll Geleite!
 Doch wir empfinden heimlich Angst und Grauen,
 Solch äüßres Glück im hellsten Licht zu schauen.

Woher denn aber dieses innre Zagen,
 Das ahnungsvoll in enger Brust erbebt?
 Wir wittern Wankelmuth und Mißbehagen
 Des Manns, der hoch und immer höher strebt.
 Und was kann gräßlicher dem Edlen heißen
 Als ein Entschluß, der Pflicht sich zu entreißen!

Da soll nun Stern zum Sterne deutend winken,
 Ob dieses oder jenes wohlgethan;
 Dem Irrtum leuchten zur verworrenen Bahn
 Gestirne falsch, die noch so herrlich blinken.

Der Zug bewegt sich, schwebt vorbei.
 Es war ein Bild. Das Herz ist wieder frei.

Wallensteins Lager.

Mephistopheles (spricht).

Gefährlich ist's, mit Geistern sich gesellen!
 Und wenn man sie nicht stracks vertreibt,
 Sie ziehen fort, ein und der andre bleibt
 In irgend einem Winkel hängen,
 Und hat er noch so still gethan,
 Er kommt hervor in wunderlichen Fällen. —
 Mich zieht die Kameradschaft an,
 In Reih' und Glied mit ihnen mich zu stellen.

Ich kenn' euch wohl, ihr seid die Wallensteiner,
 Ein löblich Volk, so brav wie unsereiner.
 Ihr kennt auch mich, wir sprechen frei;
 Mit einem Wort, daß ich das Lob vollende:
 Da, wo nichts ist, da habt ihr reine Hände.
 Doch das war damals, und ich war dabei.
 Seid ihr beisammen? Ja! Wachtmeister?
 Hier!

Die Kürassiere?

Hier!

Die Holt'schen Jäger?

Hier!

Kroaten?

Hier!

Ulanen?

Hier!

Die Marktetenderinnen? —

Ich sehe sie und spare meine Frage,
 Die fehlen nicht am Sonn- und Werkeltage.
 Wo viel verloren wird, ist manches zu gewinnen.

Ein Kind (springt hervor).

Ich bin ein Marktetenderkind,
 Und zwar von guten Sitten;
 Darum, wo hübsche Leute sind,
 Beständig wohlgelitten.

Soldaten lieb' ich, das ist wahr!
 Wer sollte sie nicht lieben?
 Da sie in jeglicher Gefahr
 Sich immer treu geblieben.

Ich ziehe wieder mit ins Feld:
 Kein Weg im Feld ist bitter.
 Es lebe St. Georg, der Held,
 Die Helden, seine Ritter!

Mephistopheles (zu den Soldaten).

Und ihr, verlaßt euch nur nicht weit,
Und merkt es wohl, es ist nun andre Zeit.
Die Herrscher wissen, was sie wollen,
Und ist ein großer Zweck erreicht,
So sollt ihr nicht von Land zu Lande tollern.
Parole bleibt: Subordination!
Und Feldgeschrei ist: Mannszucht! Nun davon!

Demetrius.

Tragödie (spricht).

Verstummt du, Schwester, trittst zurück verlegen,
Als wärst du hier ein fremder Neulingsgast?

Epos.

Gar vieles hat mir heut schon obgelegen,
Dem mannigfalt'gen Wort erlieg' ich fast.
Nun kommt mir noch ein Schwierigstes entgegen.
Wie fass' ich an, wie heb' ich diese Last?
Wer gäbe mir in dieser Zeiten Meere
Zu schwimmen Kraft! O, wenn's der Anfang wäre!

Ich seh' ein Reich vor meinem Blick gebreitet,
An Flüssen rasch, an grünen Ebnen klar,
Das immerfort sich vor den Augen weitet,
Zum grenzenlosen Raum verliert sich's gar.
In Städten, auf dem Lande, wie bereitet
Ihr eigen Glück die wohlgenährte Schar!
Das Feld ergrünt, der Handel wogt lebendig,
Sobald ein Herrscher mächtig und verständig.

Doch, ach! das Reich bis zu dem Fuß der Thronen
Von eiguem, bald von fremdem Blute rot:
Denn wilde Horden, fluge Nationen,
Heran sich drängend, führen Qual und Not;

Tartaren, Türken, Polen ohne Schonen,
 Auch Dänen, Schweden bringen, suchen Tod.
 So macht der Herrschaft, so des Raubs Gelüste
 Den Mittelpunkt des Reichs zu Graus und Wüste.

Da greift denn jeder, der sich tüchtig nähme,
 Nach Schwert und Zepter, wer den Feind vertreibt,
 Wer gräßlich straft, daß Unwill sich bequeme,
 Und dann zuletzt von allen übrig bleibt!
 Der Leichtsinn auch erringt sich Diademe,
 Bis aufgebracht ein Gegner ihn entleibt.
 So Boris, so Demetrius, Marina,
 In wildem Wust bald Rex und bald Regina.

So weder Liebe, Zutraun noch Gewissen
 Einheimischen und Fremden in der Brust,
 Bis nun erscheint, was alle längst vermissen:
 Ein Heldenproß, dem Land zu Glück und Lust.
 Er wird sich ins Geschick zu finden wissen,
 Es fügt sich ihm: daß alle, sich bewußt
 Des eignen Heils, dem Herrscherwort sich fügen,
 Sich bildend adeln, zu der Welt Vergnügen.

Nun klärt sich's auf, er kehrt in seine Schranken,
 Der Völker Schwall im ungemessnen Land;
 Nun wirken groß' und größere Gedanken,
 Erweitert Grenze, thätig innrer Stand;
 Für Wissenschaft und Kunst und Handwerk danken
 Die Völker, sonst von allem abgewandt;
 Wettkaisernd überträgt Bezirk Bezirken
 Kraft, Stärke, Reichthum, Schönheit, edles Wirken.

Turandot.

Altoum (spricht).

Vom fernen Osten, ja, vom fernsten her
 Zeigt sich Altoum, ein Monarch der Bühne;

Die Fabel hat ihn auf den Thron gesetzt,
 Mit manchem Prunk und Herrlichkeit begabt;
 Doch herrlicher als Kron' und Scepter glänzt
 An seiner Seite Tochter Turandot.
 Zwar sagt man von der Jungfrau schönem Chor,
 Die Herzen sämtlich seien räthselhaft;
 Doch dieser hat ein höchst subtiler Geist
 So viele Räthsel in den Kopf gesetzt,
 Daß mancher Freier scheiternd unterging.

Auch hat sie mich, das will ich gern gestehen,
 Zur langen Reise eigentlich genötigt;
 Und weil ich ihr doch nichts versagen kann,
 So führt' ich sie in ihrem Stolz herein.
 Manch Räthsel hatte sie sich ausgedacht,
 Den Geist zu prüfen dieses großen Hofs;
 Doch sie verstummt und raunt mir nur ins Ohr:
 Am Ende sei sie ihrer ganzen Kunst.
 Denn wie ihr schon die Träume wahr gemacht,
 So löset ihr auch jedes Räthsel auf.
 Und welches Wort sie immer sucht und wählt,
 In Redeknoten listig zu verstricken:
 Zum Beispiel Majestät und häuslich Wohl,
 Thron und Verdienst und rein verbreitet Glück,
 Das alles findet sie vor Augen klar.
 Sie gibt sich überwunden. Freundlich reicht
 Sie dem Bewerber Kalaf Herz und Hand,
 Befreundet mit Abdelma, mir gehorsam.
 Und so ist auch mein letzter Wunsch erfüllt,
 Wie tausend Wünsche heut befriedigt mogen.
 Wir ziehen gern, wenn auch besiegt, hinweg.

Da ich denn aber, wie ich eben sehe,
 Der Letzte bin, laßt für die Borderleute

Ein freundlich Wort mich sprechen! Wenn ich nämlich
 Dies kleine Volk als Masken präsentiere,
 So spricht sich's aus: das war ein Maskenzug.
 Doch wie den Kleinen unter Larvenmummung
 Ein kindlich Herz der lieben Mutter schlägt,
 So danken alle wir dem Tag des Glücks,
 Der uns vergönnte, dies Gefühl zu teilen.

Die Tochter mahnt mich, nicht zu viel zu reden,
 Und sie hat recht! Das Alter hört sich gern,
 Und wenn es auch nicht viel zu sagen hat.
 Wie soll ich hier als nur gezwungen schweigen,
 Wo grenzenloser Stoff die Rede nährt!
 Wo — Nun, ich gehe ja! — Sie mag es büßen,
 Wenn ich weit eher, als ich wollte, schwieg.

Epilog.

Die Elme.

Wenn der Elme Bach bescheiden,
 Schlängelnd still im Thale fließt,
 Ueberdeckt von Zweig und Weiden
 Halbversteckt sich weiter gießt,
 Hört er öftermal die Flöte
 Seiner Dichter treu und gut,
 Wenn der Glanz der Morgenröte
 Auf der sanften Woge ruht.

Vieles ist an mir entsprungen,
 Manches ward euch dargebracht,
 Und so ist es mir gelungen,
 Daß man mich zum Flusse macht.
 Will ein Reisender mich sehen,
 Wie die Donau, wie den Rhein,
 Ich verstecke mich, laß' ihn gehen;
 Denn ich bin doch gar zu klein.

Heute doch von tausend Flammen
 Glänzt die Fläche bis zum Grund,
 Heute nehm' ich mich zusammen,
 Deffne den verschämten Mund,
 Sonne mich im Jubelsaale,
 Spiegle Bilder Blick für Blick,
 Und als Fluß zum erstenmale
 Geh' ich mich dem Thal zurück.

Der Tag in Begleitung von Pallas und Minos führt Wissenschaften
 und Künste vor.

Aurora, Epos und Tragödie empfangen sie.

Tag.

Heil, o Schwestern, dem Bemühen,
 Wie ihr eure Pflicht gethan!
 Was die Dichtkunst euch verliehen,
 Führtet ihr mit Lust heran.

Nun mag sich Kunst und Wissenschaft erholen,
 Darstellen, wie sie sich zum Bild entwarf.
 Die Dichtkunst habt ihr wohl empfohlen,
 Die es doch weniger bedarf.
 Denn sie bricht, gleich einer Quelle,
 Felsen durch, wo's ihr gefällt,
 Und versendet ihre Welle
 Berghinab in alle Welt.

Doch diese hier, kein wandelbar Ereignis,
 Der Pflege wollen sie empfohlen sein;
 Drum führ' ich sie, ein gültig Zeugnis,
 Daß es vorlängst geschehn, mit mir herein.

So sprech' ich nun den hochverklärten Namen
 Amalia mit Ehrfurcht aus.
 Du winktest uns. Geräuschlos kamen
 Wir eine nach der andern, das zerstörte Haus,

Den Flammenraub, erbauten wir im stillen,
 Mit neuer Landschaft rings umzirk't.
 So ward es denn nach unsers Fürsten Willen,
 Des hohen Sohns, der unablässig wirkt.

Hier thronet er, der uns erheitert,
 Daß jede schnell das Beste schafft,
 Der unsern Wirkungskreis erweitert
 Zu Thätigkeiten jeder Kraft.

Hier thronet sie, die uns verbunden
 In stillen Tugenden erbaut,
 Sie, die in schreckensvollen Stunden
 Auf uns als Retterin geschaut.

Nun aber feiern sie im Glanze,
 Wo lebensfroh das Fest ergrünt. —
 Ihr tretet vor aus eurem Kranze,
 Ich rühm' euch, wie ihr es verdient.

Kommt her, geschäft'ge Dienerinnen,
 Unsterblich, unermüdet, reich,
 Was schön und nützlich, auszusinnen,
 Den Göttern des Olympus gleich.

(Sie deutet auf eine nach der andern.)

Himmelskunde.

Die zeichnet rein den Gang der Sphäre,
 Ihr Griffel regelt Nacht und Tag;
 Der launenhaften Atmosphäre,
 Dem Grillenwechsel forsch't sie nach.

Erdkunde.

Und diese hier vom Erdenrunde
 Erweitert wandernd Uebersicht;
 Erteilt von rasch erfahrner Kunde
 Dem Fürstenpaare treu Bericht.

Botanik.

Und Fürst und Fürstin schmücken diese,
 Daß sie sich selber wohlgefällt;
 Die Gegend wird zum Paradiese,
 Hier blüht die ganze weite Welt.

Feldbau.

Auch jene, die in ihrem Kreise
 Sich immer kräftig still bewegt,
 Nach alter, nach erneuter Weise
 Der Erde Fruchtbarkeit erregt,
 Den Menschen lehrt sich selbst genügen,
 Gefesselt gern am Boden bleibt,
 Indem sie mit gewissen Zügen
 Die lange reine Furche schreibt.
 Dagegen schaut sie mit Entzücken,
 Wie grün der neue Salm sich bläht
 Und auf der Berge festem Rücken
 Ein Stufenwuchs den Wald erhöht.
 Sie ist's, an der wir uns erbauen,
 Die uns im Lebenskreis belehrt,
 Auf die wir alle kindlich schauen:
 Gefördert sei sie, wie verehrt!

Die Künste.

Was die Künste sich erkühnen,
 Baukunst, Bildkunst, Malerei,
 Steht an Säulen, Mauern, Bühnen
 Einem günst'gen Blicke frei.
 Doch erregt durch euer Kommen,
 Haben sie es unternommen,
 Manchen Abend, manche Nacht
 Musterbilder dargebracht,
 Die ihr günstig aufgenommen.

Tonkunst.

Und diese, die sich gern in Töne sonst verbreitet,
 Sie zog mit uns im stillen fort;
 Im Takte hat sie uns geleitet
 Und gab uns manch melodisch Wort.

So stehn wir zuversichtlich alle
 Und schämen uns des Eigenlobes nicht;
 Ruhmredigkeit wär' es im andern Falle,
 Jedoch in diesem ist es Pflicht.
 Noch manche Tugend schmückt sich ungeduldig
 Und rüstet sich zur That geschwind:
 Denn Rechenschaft, wem wären wir sie schuldig,
 Wenn wir es nicht der Allerhöchsten find?
 Die Tochter hat sie uns gesendet,
 Der dienen wir und dem Gemahl;
 Wohin sich Blick und Finger wendet,
 Dahin bewegt sich unsre Zahl.
 Und schon den lieben Enkeln darf's nicht fehlen;
 Was gut und schön, im frohen Chor
 Begegnet es den jungen Seelen,
 Und freudig blühen sie empor. —

Nun aber an die Wiege! Diesen Sprößling
 Verehrend, der sich schnell entwickelnd zeigt
 Und bald herauf, als wohlgewachsner Schößling,
 Der Welt zur Freude hoch und höher steigt.
 Sein erster Blick begegnet unserm Kreise,
 Er merkt sich einer wie der andern Blick,
 Gewöhnet sich an einer jeden Weise,
 Gewöhnt sich an sein eigen Glück.

Er sei ein Harfner, dem die Musen
 Den Psalter wohlgestimmt gereicht,
 Und so gelingt's dem freien Busen:
 Denn alle Saiten schweben leicht,



Bereit zur Hand, bereit zum Klange,
 Ein Lied erfolgt, man weiß nicht wie. —
 Sein Leben sei im Lustgesange
 Sich und den andern Melodie.

Der pilgernde Genius.

Kinder (mit leeren, aber geschmückten Reisetafeln).

Tag.

Ach, warum schon unterbrochen!
 Warum trübst du unsern Blick?
 Schauen wir auf wenig Wochen
 Wie auf jahrelanges Glück,
 Wagen wir nicht auszusprechen,
 Wie uns diese Zeit ergötzt,
 Wo der Geist ohn' Unterbrechen
 Jegliche Sekunde schätzt.
 Soll uns das vorüber schwinden,
 Als wenn alles eitel sei?
 Klagend wir uns wieder finden:
 Alles, alles ist vorbei!

Genius.

Nicht vorbei! Es muß erst frommen:
 Großes in dem Lebensring
 Wird nur zur Entwicklung kommen,
 Wenn es uns vorüberging.
 Mögen frische Tafelpaare
 Glückliche zeichnen ihre Bahn!
 Wandle sie, zum neuen Jahre,
 Neu den Jhrigen heran.
 Wir, mit heitern Augenbraunen,
 Segnen sie von Ort zu Ort;
 Das Verstummen, das Erstaunen
 Bildet sich als Liebe fort.



Personal.

Prolog.

Genius	Frl. v. Grün.
Knaben	Nehbein, Ludecus.
Oktobcr	v. Posed.
November	v. Fritsch.
Dezember	Frl. v. Hagke.
Weihnachtskinder	v. Münchhausen. Hufschke. Gilde- meister.
Nacht	Grfn. Julie v. Egloffstein.
Schlaf	Frl. v. Schiller.
Träume	v. Stromberg. v. Heimrodt. Stichling. Vulpins.
Tragödie	Frl. Schopenhauer.
Komödie	Frl. v. Baumbach.
Epos	Frl. v. Werthern.

Festzug.

Ilme	Frl. v. Staff.
Musarion	Fr. Zwierlein.
Phanias	Pinther.
Oberon	G. v. Spiegel.
Titania	P. v. Spiegel.
Elfen	v. Fritsch. v. Fritsch. Dufour.
Feen	M. v. Spiegel. Gayl. Stich- ling d. ä.
Häion	v. Schend.
Amada	Frl. v. Milkau.
Fatime	Frl. v. Germar.
Barde	v. Könnert.
Neon	v. Seebach.
Neonis	Frl. v. Seebach.
Terpsichore	Frl. v. Herder.
Abdrastea	Frl. v. Froriep.

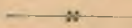
Cid	v. Thompson.
Kimene	Fr. v. Werthern.
Uraka	Frl. Rühlmann.
Mahomet	v. Stromberg.
Palmira	Frl. v. Niebecker.
Serbe	v. Werthern.
Georg	v. Pagke.
Göth von Verlichingen	v. Schiller.
Göthens Kind	v. Egloffstein.
Göthens Frau	Fr. v. Heimrodt.
Franz	Brunquell.
Maria	Frl. v. Hufeland.
Weißling	v. Gerstenberg.
Adelheid	Fr. Gille.
Brautführer	Bulpius.
Brautführerinnen	Frl. v. Herder. Müller. Hirt. Asverus.
Bräutigam	Stell.
Braut	Frl. v. Hering.
Zigeunerhauptmann	Müller.
Hauptmännin	Grfn. Beust.
Zigeunerinnen	Fr. Bulpius. Melos.
Zigeunermädchen	Frl. v. Stockhausen. v. Schiller. v. Witzleben. L. Müller. Th. Kirsten. v. Stein.
Faust, als Doktor	v. Buchwald.
Faust, als Ritter	v. Comnenos.
Wagner	v. Mandelsloh.
Mephistopheles	v. Goethe.
Zauberin	Fr. v. Germar.
Gretchen	Grfn. v. Beust.
Marthe	Fr. Schopenhauer.
Student	Schumann.
Bürgermädchen	Fr. Schuß. Frl. Kirsten.
Fürstin Mutter	Fr. v. Münchhausen.
Beatrice	Frl. Adermann.

Aurora	Grfn. Julie v. Egloffstein.
Gefler	v. Bülow.
U. v. Rudenz	Zwierlein.
B. v. Bruned	Frl. v. Sinclair.
Tell	v. Froiep.
Walther Fürst	v. Struve.
Werner Stauffacher	Niemer.
Melchthal	v. Wegner.
Tells Frau	Fr. v. Seebach.
Tells Kind	Prinz Metschersky.
Stauffachers Frau	Fr. Coudray.
Schweizerinnen	Frl. Geitsch. Seidel. Kämpfer.
Wallenstein	v. Linker.
Herzogin	Fr. v. Stein-Rochberg.
Thella	Grfn. Karol. v. Egloffstein.
Gräfin Terzky	Fr. Wenig.
Mag	Nicolovius.
Graf Terzky	v. Seebach.
Wachmeister	v. Wangerheim.
Trompeter	Grf. v. Keller.
Hollische Jäger	v. Häppler. v. Vibra.
Kürassier	Grf. v. Westerhold.
Kroaten	v. Groß. v. Struve.
Marktenderinnen	Frl. v. Münchhausen. v. Pogwisch.
Marktenderkind	Frl. v. Münchhausen.
Neirut	Leporides.
Ulanen	v. Waldungen. Coudray.
Dragoner	Sieber.
Zar Boris	v. Helldorf.
Aginia	Fr. Niemer.
Demetrius	v. Gager.
Romanow	Prinz Paul von Mecklenburg.
Marina	Frl. v. Linker.
Obowalsky	Hagenbruch.
Turandot	Fr. v. Spiegel.
Kaiser Altoum	v. Arnim.
Abelina	Fr. v. Goethe.

Kalaf	v. Baumbach.
Zelima	Fr. Lungershausen.
Pantalon	v. Hellsdorf.
Brighella	v. Fritsch.
Truffaldin	v. Hellsdorf.

Epilog.

Der Tag	Fr. v. Fritsch.
Pallas	Frl. v. Brawe.
Knaben	v. Heimrodt. v. Buchwald.
Klio	Fr. v. Linter.
Himmelskunde	Grfn. v. Fritsch.
Erdkunde	Frl. v. Harstall.
Ackerbau	Frl. v. Buttlar.
Botanik	Frl. Weyland.
Plastik	Frl. Kämpfer.
Baukunst	Frl. Salomon.
Malerei	Fr. v. Oleschaditsch.



Alphabetisches Register

der

Versanfänge sämtlicher in den Bänden I—IV enthaltenen Gedichte*).

(Die ersten 3 Bände sind mit I—III bezeichnet, der letzte Band trägt keine besondere Bezeichnung.)

	Seite		Seite
Aber wenn der Tag die Welt . . .	112	Alles in der Welt läßt sich	10
Abgeschlossen sei das Buch . . . II,	277	Alles kündet dich an I,	43
Abwesend ist kein Freund . . . II,	301	Alles seh ich so gerne I,	238
Ach, Cypresse, hoch zu schauen . II,	185	Alles, was du denkst II,	248
Ach, daß die innre II,	53	Alles will reden	79
Ach, ich kann sie nicht erwidern III,	81	Alles wünscht' ich zu haben . . . I,	257
Ach, ich war auch in diesem Falle II,	110	Als Auerhöfste bist du II,	165
Ach, ihr Götter, große Götter . . I,	324	Als an der Elb' ich die Waffen . II,	257
Ach, man sparte viel II,	96	Als der Knabe nach der Schule . II,	265
Ach, mein Hals ist ein wenig . . I,	247	Als Diogenes still I,	181
Ach, mein Mädchen verweist . . I,	246	Als Gellert, der geliebte, schied . I,	285
Ach, mit diesen Seelen I,	237	Als hätte, da wär' ich sehr	40
Ach, um deine feuchten Schwingen III,	96	Als ich auf dem Euphrat schiffte III,	72
Ach, unaufhalt'fam strebet . . . I,	203	Als ich einmal eine Spinne . . III,	61
Ach, was soll der Mensch verlangen I,	47	Als ich noch ein Knabe war . . . I,	6
Ach, wer bringt die schönen Tage I,	42	Als ich still und ruhig spann . . I,	134
Alexander und Cäsar I,	193	Als kleinen Knaben hab' ich . . II,	282
All unser redlichstes Bemühn . . .	53	Als kleines art'ges Kind I,	263
Alle Blüten müssen vergehn . . . I,	260	Als Knabe nahm ich mir's zur Lehre	59
Alle Freiheitsapostel I,	239	Als Knabe verschlossen II,	118
Alle Freude des Dichters I,	237	Als Luthers Fest II,	266
Alle Menschen, groß und klein III,	120	Als Minerva, jenen Liebling . . II,	41
Alle Neun, sie winkten mir oft . . I,	234	Als noch verkannt und sehr gering II,	92
Alle Pappeln hoch in Lüften . . II,	230	Als wenn das auf Namen ruhte III,	51
Alle ruhen, die gelitten II,	200	Als wenn ich auf den Maskenball .	25
Alle schöne Sünderinnen II,	103	Also das wäre Verbrechen . . . I,	221
Alle Schöpfung ist Werk der Natur I,	259	Also lustig sah es aus II,	314
Alle streben und eilen I,	265	Alle bärtige, sogar schwarze . . II,	309
Alle viere, mehr und minder . . I,	254	Alter gesellet sich gern der Jugend I,	259
Auerlieblichste Trostien	81	Alter Held schüht alte Bücher . . II,	306
Alles auch Meinende	82	Alter Mond, in deinen Phasen . .	49
Alles erklärt sich wohl I,	243	Alt-Tümmel sind ein böses Ding . .	50

*) Ein Register der Anfangsworte der in den Bänden V—XXXVI enthaltenen Gedichte wird dem 36. Band beigegeben werden.

	Seite		Seite
Am feuchten Fels	II, 301	Auf Kieseln im Bache	I, 46
Am Flusse kannst du stemmen	8	Auf Pergament Lieb' und Haß	51
Am heißen Quell	II, 271	Auf schweres Gewitter	II, 86
Am jüngsten Tag v. Gottes Thron	II, 139	Augen, sagt mir, sagt, was sagt ihr	I, 22
Am jüngsten Tag, wenn die	I, 274	Augenblicklich aufzuwarten	II, 307
Am Lehrling mäkelten sie	82	Aus des Regens düsterer Trübe	II, 334
Amerika, du hast es besser	90	Aus des düstern Klosterhafsen	II, 255
Amor bleibet ein Schalk	I, 194	Aus einer großen Gesellschaft	II, 109
Amor, der den schönsten Segen	330	Aus jenen Ländern echten	II, 258
Amor, nicht das Kind	I, 184	Aus tiefem Gemüth, aus der Mutter	2
An Bildern schleppt ihr	II, 132	Aus wie vielen Elementen	III, 6
An deinem Tage reget sich	333	Ausgeherrscht hat die Sonne	II, 180
An dem iden Strand des Lebens	II, 195	Autochthonisch, autobibaktisch	87
An dem reinsten Frühlingsmorgen	I, 10	Bakis ist wieder auferstanden	39
An den Wurzeln heiliger Eide	II, 337	Bald, es kenne nur jeder	I, 263
An der Finsternis zusammengegründ	3	Bald ist die Menge gesättigt	I, 186
An des lust'gen Brunnens Rand	III, 90	Bäume leuchtend	II, 229
An diesem Brunnen	II, 279	Bedecke deinen Himmel, Zeus	I, 317
An die Stelle des Genusses	II, 313	Bedenk', o Kind! woher sind diese	II, 99
An die Thüren will ich schließen	I, 110	Befindet sich einer heiter und gut	III, 48
An Trauertagen	II, 278	Befrei' uns Gott von s und ung	II, 130
An unsern himmlischen Vaters	49	Behandelt die Frauen	III, 40
An vollen Blüthelzweigen	III, 89	Behrangur, sagt man	III, 92
Anbete du das Feuer	104	Bei dem Glanze der Abendröthe	I, 11
Anders lesen Knaben den Terenz	60	Bei einer großen Wasserknot	II, 137
Andre zu kennen, das mußt	25	Bei mancherlei Geschäftigkeit	60
Angeboten an das Gute	II, 133	Bei Mondenschein im Paradies	III, 120
Angeboten du verflungner	I, 68	Bei so verworrenem Spiele	55
Anmutig Thal, du immergrüner	I, 286	Bei Tag der Wolken	II, 332
Anschau, wenn es dir gelingt	II, 335	Beim Staube deines Weges	III, 195
Anstatt daß ihr bedächtig steht	88	Benutze redlich deine Zeit	6
Anergert's jemand, daß es Gott	III, 55	Besonders wenn die Liberalen	104
Arm am Beutel	I, 131	Besser betteln als borgen	66
Arm und kleiderlos war	I, 246	Betrogen bist du zum Erbarmen	65
Armer Tobis, tappst am Stabe	II, 327	Betrübt euch nicht, ihr guten	III, 65
Ares Ares wird der Kriegsgott	II, 131	Beuge, Plakos, dem Pascha	II, 178
Art'ges Häuschen hab' ich klein	I, 357	Bewährt den Forscher	II, 67
Auch diese will ich nicht verschonen	42	Bilde, Künstler, rede nicht	II, 41
Auch die undankbare Natur	I, 228	Bilder so wie Leidenschaften	I, 203
Auch in der Ferne dir so nah	III, 87	Bin ich für eine Sache	74
Auch in Loden hab' ich mich	III, 27	Bist du denn nicht auch zu Grunde	20
Auch Vergangenes zeigt euch Bakis	I, 250	Bist du Gemüthliches Silber	II, 325
Auch vernehmet im Gedränge	I, 108	Bist du's nicht, so sei vergeben	II, 293
Auch von des höchsten Gebirgs	I, 214	Bist du von deiner Geliebten	III, 86
Auf Bergen in der reinsten Höhe	4	Bist undankbar, so hast nicht recht	92
Auf das empfindsame Volk	I, 261	Blas' erscheinest du mir	I, 251
Auf den Pinsel, auf den Kiel	II, 336	Blätter, nach Natur gestammelt	II, 64
Auf der recht- und linken Seite	II, 121	Bleibe das Geheimnis teuer	II, 334
Auf diesen Trümmern hab' ich	II, 295	Bleiben, Gehen, Gehen, Bleiben	I, 361
Auf ewig hab' ich sie verlieben	42	Bleibt so etwas, dem wir huld'gen	46
Auf großen u. auf kleinen Bruden	II, 73	Blumen sah ich, Edelsteine	II, 291
Auf, ihr Distichen, frisch	I, 254	Blumen und Gold zugleich	II, 274

Seite	Seite
Blumenkelche, Blumenglocken . . II, 255	Das ist eine von den großen . . . 9
Böcke, zur Linken mit euch . . . I, 239	Das ist einmal ein Philisterjahr II, 118
Brich doch mit diesem Lump sogleich 74	Das ist Italien, das ich verließ III, 230
Bringst du die Natur heran . . II, 155	Das junge Volk, es bildet sich ein . 13
Bulbul's Nachtlied III, 117	Das Kleinod, das Vergißmeinnicht II, 292
Bunte Blumen in dem Garten II, 291	Das Leben ist ein Gänsepiel . . III, 41
Calan empfahl sich Alexandern . . 103	Das Leben ist ein schlechter Spaß III, 40
Cäsar'n wär' ich wohl nie . . . I, 196	Das Leben wohnt in jedem Sterne 111
Cato wollte wohl andre 67	Das mach' ich mir denn 44
Chloe schwöret, sie liebt mich . . I, 241	Das Meer flutet immer III, 57
Christkindlein trägt die Sünden . . 17	Das Opfer, das die Liebe bringt . 70
Da das Alter, wie wir wissen . . II, 214	Das Rechte, das ich viel gethan . . 73
Da droben auf j. Berge, da stehet I, 65	Das Schlechte kannst du immer . . 76
Da droben auf j. Berge, da steh' ich I, 60	Das Schlimmste, was uns 69
Da du gewiß, wie du mir zugesagt II, 258	Das Segel steigt II, 205
Da du nun Suleika heigest . . III, 70	Das sind mir allzuböse Bissen . . . 9
Da er nun seine Strafe ging . . II, 91	Das Tüchtige und wenn auch falsch 43
Da hatt' ich einen Kerl zu Gast II, 70	Das Unser Vater ein schön Gebet . 1
Da ich viel allein verbleibe 106	Das Unvernünftige zu verbreiten . 83
Da ist's denn wieder II, 151	Das wär' dir ein schönes 8
Da kann man krank und fröhlich . 62	Das Wasser rauscht' I, 122
Da kommen sie von verschiedenen . 45	Das Weltregiment, über Nacht . . 62
Da loben sie den Faust 91	Das wirst du sie nicht überreden . 109
Da reiten sie hin 35	Das Wohl des Einzelnen . . . II, 221
Da siehst du nun, wie's einem geht 15	Das Zeitungsgechwister 75
Da sieht man, wie die Menschen II, 266	Daß Araber an ihrem Teil . . III, 5
Da steh' ich in der Fremde 317	Daß des Hauses Glanz sich mehre III, 63
Da steht man denn von neuem . . 47	Daß du die gute Sache liebst . . . 105
Da wächst der Wein, wo's Faß II, 107	Daß du nicht enden kannst . . III, 19
Da wird nicht mehr nachgefragt III, 105	Daß du zugleich mit dem heil'gen II, 290
Da, wo das Wasser 2	Daß Glück ihm günstig sei 26
Dagegen die Bauern in der Schenke 3	Daß ich mit Kränzen heute 299
Dagegen man auch nicht gerne . . 68	Daß ich schweige, verdrießt dich I, 245
Dämmerung senkte sich von oben II, 164	Daß im großen Jubeljahre . . II, 302
Dann ist einer durchhaus verarmt . . 12	Daß man in Güter dieser Erde II, 268
Darf man das Volk betrügen . . II, 119	Daß sie die Kinder erziehen 13
Das alles ist nicht mein Bereich . . 61	Daß sie miteinander streiten 4
Das alles sieht so lustig aus . . II, 64	Daß Suleika von Fußauf . . . III, 69
Das Alter ist ein höflich Mann II, 117	Daß von diesem wilden Sehnen . . 26
Das Beet, schon lockert I, 25	Daß wir solche Dinge lehren . . III, 137
Das Beste in der Welt 54	Daß zu Ulrich's Gartenräumen II, 296
Das Beste möcht' ich euch vertrauen 45	Dein Ostgeheiß weiß ich zu schätzen II, 255
Das Blatt, wo seine Hand geruht II, 256	Dein Testament vertheilt II, 268
Das geht so fröhlich II, 125	Deine Liebe, dein Kuß III, 132
Das Glück deiner Tage 13	Deine liebliche Kleinheit I, 256
Das Größte will man nicht erreichen II, 120	Deine Werke zu höchster Belehrung 86
Das holde Thal hat schon II, 274	Deine Zöglinge möchten dich . . . 29
Das Interim hat den Schalk 11	Deinem Blick mich zu bequemen III, 92
Das ist dein eigenes Kind nicht . I, 234	Deinen Vortheil zwar verstehst du . 77
Das ist die wahre Liebe I, 257	Delos' erstster Beherrscher . . . I, 184
Das ist doch nur der alte Dreck . . 78	Dem Arzt verzeiht 75
Das ist eine von den alten 80	Dem Dichter widm' ich mich . . II, 272

	Seite		Seite
Dem Dummnen wird die Ilias	II, 328	Der Maler wagt's	II, 63
Dem festlichen Tage	II, 356	Der Mensch erfährt, er sei auch . . .	13
Dem Geier gleich	I, 305	Der Mond soll im Kalender stehn . .	78
Dem Herren in der Wüste bracht' . .	II, 250	Der Morgen kam, es schreckten I, .	1
Dem Himmel wach' entgegen	II, 239	Der Musli las des Mikri	III, 19
Dem ist es schlecht in seiner Haut . .	64	Der Mutter schent' ich	9
Dem Scheidenden ist jede Gabe II, .	264	Der Olympos, der Kiffavos	II, 181
Dem Schnee, dem Regen	I, 60	Der Ost hat sie schon längst	39
Dem schönen Tag sei es geschrieben II,	249	Der Pfau schreit häßlich	II, 163
Dem Schützen, doch dem alten nicht I,	40	Der Pseudowandrer, wie auch dumm	83
Dem wir unsre Rettung danken II, .	257	Der's gebaut vor fünfzig Jahren II,	281
Den deutschen Männern gereicht's . .	97	Der Sinn ergreift und denkt	33
Den Einzigen, Zida	I, 339	Der Spiegel jagt mir	III, 45
Den ersten April mußt	II, 127	Der Storch, der sich von Frosch II, .	80
Den Gott der Puschereien	II, 322	Der Strauß, den ich gepflüdet . . I,	57
Den Gruß, den wir zum Anfang . . .	290	Der Tempel ist auch aufgebaut . . II,	48
Den Gruß des Unbekannten	III, 36	Der Teufel hol' das Menschengesch. II,	109
Den hochbestandnen Föhrenwald . .	30	Der Teufel, sie ist nicht gering . . .	64
Den Musenjahrestern fiel es ein II, .	77	Der trockne Bersemann	77
Den November, den dreißigsten II, .	282	Der Türmer, der schaut	I, 153
Den Reichthum muß der Reid	64	Der Vater ewig in Ruhe bleibt II, .	122
Den Vortheil hat der Dichter	57	Der Vogel ist froh in der Luft . . .	7
Denjenigen, der meine Scheitel III, .	195	Der Vorhang schwebet hin und her I,	16
Denk' an die Menschen nicht	88	Der Würdige, vom Rhein	88
Denk', o Herr, wenn du getrunken III,	113	Der Zeit, des Schreckens Narren II, .	167
Denkst du nicht auch an ein	55	Des Maurers Wandeln	II, 191
Denn bei den alten lieben Toten . .	11	Des Menschen Seele gleicht	I, 302
Denn steht das Trübste vor der . . .	4	Des Menschen Tage sind verflochten II,	204
Denn was das Feuer lebendig . . .	2	Deshalb er sich zur Unzeit	67
Denn was der Mensch in seinen I, .	339	Dich ergriff mit Gewalt	I, 177
Der Abgebildete vergleicht	II, 246	Dich hat Amor gewiß	I, 180
Der Aheje wird mancher Stoß	75	Dich, kleingeblümt Gefäß	II, 342
Der alte reiche Fürst	100	Dich verwirret, Geliebte	II, 145
Der Amtmann schnell	3	Dichten ist ein lustig Metier . . . I,	238
Der Anfang ist an allen Sachen schwer	285	Dichten ist ein Uebermut	III, 12
Der Berge denke gern	II, 264	Dichter gleichen Bären	27
Der Damm zerreißt	I, 121	Dichter lieben nicht zu schweigen I,	5
Der Deutsche ist gelehrt	II, 123	Die Abgeschiednen betracht' ich . II,	112
Der Dichter freut sich am Talent . .	94	Die abgestuhten, angetauchten . . II,	265
Der Dichtung Faden läßt sich . . .	II, 272	Die Art erklingt	30
Der du von dem Himmel bist	I, 68	Die beiden Lieben sich gar fein . . .	108
Der echte Moslem spricht	III, 125	Die Bergeshöhn warum so schwarz II,	182
Der entschließt sich doch gleich . . .	26	Die besten Freunde	II, 116
Der freudige Werther, Stella dann .	84	Die bleibt nicht aus	II, 151
Der Frühling grünte zeitig	II, 228	Die Blumen in den Wintertagen II,	227
Der Gotteserde lichten Saal	90	Die Bösen soll man nimmer	74
Der Heidenkaiser Valerian	II, 280	Die deutsche Sprache wird nun rein II,	254
Der Hypochonder ist bald kuriert . .	15	Die Deutschen sind ein gut	40
Der Kuckuck wie die Nachtigall II, .	163	Die Deutschen sind recht gute Leut' II,	140
Der lang ersehnte Friede naht . . .	338	Die du der Musen reinste Kost . . .	294
Der Liebende wird nicht irre gehn III,	71	Die echte Konversation	49
Der Liebsten Band und Schleife I, .	35	Die endliche Ruhe wird nur	3

	Seite		Seite
Die Engel stritten für uns . . . II,	138	Dieser ist mir der Freund . . . I,	261
Die Feinde, sie bedrohen dich . . .	85	Dieses Baums Blatt, d. v. Osten III,	74
Die Flut der Leidenschaft . . . III,	65	Dieses Geschlecht ist hinweg . . . I,	286
Die Franzosen verstehen uns nicht .	101	Dieses ist es, das Höchste . . . I,	253
Die Freundin war hinausgegangen II,	254	Dieses Stammbuch, wie man's . II,	224
Die Gegenwart weiß nichts von sich II,	269	Diesmal streust du, o Herbst . . I,	264
Die geschichtlichen Symbole . . .	108	Dir darf dies Blatt ein Rettchen I,	54
Die Gestalten gehn vorüber . . . II,	303	Dir mit Wohlgeruch zu kosen . . III,	68
Die gründlichsten Schulten . . . II,	322	Dir warum doch verliert	36
Die gute Sache kommt mir vor . .	105	Dir zu eröffnen mein Herz . . . III,	222
Die heil'gen drei König' I,	103	Doch am Morgen ward es klar II,	314
Die holden jungen Geister	59	Doch das ist gar kein groß Verdienst	18
Die ihr Felsen und Bäume bewohnt I,	178	Doch immer höher steigt II,	151
Die Jahre nahmen dir III,	41	Doch solcher Grenze II,	152
Die Jahre sind allerliebste Leut' II,	117	Doch würden sie, könnt' es	107
Die Jugend ist vergessen	73	Donnerstag nach Belvedere . . . I,	104
Die Jugend verwundert sich sehr . .	50	Doppelt gibt, wer gleich gibt . . .	18
Die klugen Leute gefallen mir nicht .	60	Draußen am Orte III,	131
Die Königin steht I,	147	Draußen zu wenig oder zu viel . .	20
Die Leidenschaft bringt I, 351. II,	271	Dreihundert Jahre hat sich schon II,	121
Die Lust zu reden kommt	5	Dreihundert Jahre sind vorbei . . .	52
Die Nachtigall, sie war entfernt II,	65	Dreih. Jahre sind vor der Thüre . .	52
Die Nebel zerrissen I,	48	Dringe tief zu Berges Gräften . I,	353
Die Perle, die der Muschel . . . III,	118	Drum danket Gott, ihr Söhne . . .	3
Die reitenden Helden	101	Du aber halte dich mit Liebe . . .	4
Die schön geschriebenen III,	79	Du bist auch am Rhein gewesen II,	314
Die schönen Frauen, jung und alt .	89	Du bist auf immer geborgen . . . III,	63
Die Schönheit hatte schöne Töchter II,	86	Du bist ein wunderlicher Mann . .	60
Die sich herzlich oft begrüßten . II,	266	Du bist König und Ritter I,	263
Die Sonne, Helios der Griechen III,	94	Du bist mein und bist so zierlich II,	127
Die Sonne kommt III,	75	Du bist sehr eilig, meiner Treu . .	12
Die stille Freude wollt ihr stören II,	165	Du, dem die Mäusen II,	245
Die strenge Grenze II,	151	Du erstaunest und zeigst I,	246
Die Tinte macht uns wohl	6	Du gefällst mir so wohl II,	95
Die Wächter sind gebändigt . . . III,	218	Du gehst, ich murre I,	294
Die Wanderjahre sind nun . . . I,	360	Du gehst so freien Angesichts . . .	63
Die Welt durchaus ist lieblich III,	102	Du gingst vorüber II,	271
Die Welt ist ein Sardellenalat . .	89	Du hast an schönen Tagen	33
Die Welt ist nicht aus Brei	27	Du hast dich dem allerverdräglichsten	49
Die Welt, sie ist so groß und breit II,	152	Du hast es lange genug II,	324
Die Xenien, sie wandeln zahm . . .	68	Du hast gar vielen nicht gedacht III,	65
Die Zeit, sie mäht so Rosen	18	Du hast nicht recht, das mag . . .	45
Dies Album lag so manches Jahr II,	297	Du hast so manche Bitte gewährt III,	66
Dies fehle deine rechte Hand . . . II,	308	Du hast uns oft im Traum gesehn I,	34
Dies unschuldsvolle fromme Spiel II,	288	Du hast Unsterblichkeit im Sinn . .	53
Dies zu deuten bin erbötig III,	72	Du habtest längst mir's angethan II,	270
Diese Federu, weiß' und schwarze II,	175	Du irrst, Salomo	51
Diese Gondel vergleich' ich I,	231	Du kleiner Schelm du III,	109
Diese Richtung ist gewiß II,	183	Du kommst doch über so viele . . II,	129
Diese Worte sind nicht alle	27	Du kommst nicht ins Ideenland . .	16
Diesem Ambos vergleich' ich I,	232	Du Kräftiger, sei nicht so still . .	33
Dieser alte Weidenbaum II,	339	Du magst an dir das Falsche . . .	17

	Seite		Seite
Du mit deinen braunen Locken III,	108	Ein frommer Maler II,	58
Du mußt dich niemals mit Schwur	9	Ein großer Reich II,	81
Du Narr, begünstige die Puscherei .	89	Ein guter Geist ist schon genug . II,	276
Du prophet'scher Vogel du . . . I,	77	Ein Herr mit zwei Gefind . . III,	62
Du sagst gar wunderliche Dinge . .	63	Ein jeder denkt in seinem Dunst . .	99
Du Schüler Howards II,	270	Ein Kaiser hatte zwei Kassiere III,	119
Du schweige künftig nicht so lange II,	295	Ein Kavalier von Kopf II,	99
Du sehnst dich weit hinaus	69	Ein kluges Volk wohnt nah dabei . .	27
Du siehst so ernst, Geliebter . . . I,	269	Ein Kranz ist gar viel 6	
Du sollst mit dem Tode 15		Ein Mägdlein trug man II,	82
Du staunest über die Königspracht . .	4	Ein Mann, der Thränen streng . . .	53
Du toller Wicht, gesteh nur offen II,	98	Ein Meister einer ländlichen . . II,	90
Du trägst sehr leicht 10		Ein neu Projekt ward vorgebracht .	93
Du treibst mir's gar zu toll 12		Ein Quidam sagt II,	111
Du vergehst und bist so freundlich III,	32	Ein rascher Sinn II,	305
Du verklagst das Weib I,	181	Ein reiner Reim wird wohl 81	
Du versuchst, o Sonne, vergebens II,	305	Ein Sadduzäer will ich bleiben . . .	96
Du wirkst nicht, alles bleibt 19		Ein Schiffer, wenn er nach beglückter	295
Du zierlicher Knabe, du komm III,	108	Ein Schnippchen schlägst du doch . .	81
Dünmer ist nichts zu ertragen III,	58	Ein schönes Ja, ein schönes Nein . . .	7
Dummes Zeug kann man viel 42		Ein Spiegel, er ist mir geworden III,	100
Dunkel ist die Nacht III,	61	Ein strenger Mann von Stirne . II,	329
Durch allen Schall und Klang III,	43	Ein Strom enttauscht umwölktem I,	267
Durch den Koran III,	181	Ein Talent, das jedem frommt . II,	310
Durch Feld und Wald zu schweifen I,	13	Ein teures Büchlein II,	241
Durch Vermittlung einer Feuren II,	268	Ein treuer Freund, der allen 320	
Durch Vernünfteln wird Poesie	21	Ein unverstämter Naseweis . . II,	72
Durcheinander gleiten sie her . . . I,	265	Ein Weisgen auf der Wiese stand I,	117
Durchlauchtigster, es naht sich . II,	222	Ein Werkzeug ist es II,	116
Durchsichtig erscheint die Luft	2	Ein wunderbares Lied II,	29
Edel sei der Mensch I,	322	Eine Dresche ist jeder Tag 13	
Ehle deutsche Häuslichkeit II,	307	Eine einzige Nacht an deinem . . . I,	244
Ehe wir nun weiter schreiten . . . II,	263	Eine Frau macht oft 7	
Ehre, Deutscher, treu und innig II,	286	Eine kannt' ich, sie war wie die Lilie I,	254
Ehre, die uns hoch erhebt II,	280	Eine Liebe hatt' ich I,	231
Ehret, von ihr auch wollt I,	187	Eine Schachtel Mirabellen II,	267
Eigenheiten, die werden schon	22	Eine Schwelle hieß ins Leben . . II,	279
Eile, Freunden dies zu reichen . II,	294	Eine Stelle suchte der Liebe . . . III,	39
Eile zu ihr II,	292	Einem möcht' ich gefallen I,	251
Ein Ablerjüngling hob die Flügel I,	315	Einem unverständigen Wort 66	
Ein alter Freund erscheint II,	250	Einen Chinesen sah ich in Rom . I,	182
Ein alter Mann ist stets ein König .	30	Einen Helden mit Lust preisen III,	60
Ein beweglicher Körper I,	253	Einen langen Tag über 29	
Ein bißchen Ruf, ein wenig Ehre . . .	95	Einen wohlgeschmückten vollen Becher I,	337
Ein Blick von deinen Augen I,	271	Einer Einzigen angehören I,	340
Ein Blumenglöckchen I,	14	Einer rollet daher I,	252
Ein braver Mann, ich kenn' ihn	7	Eines ist mir verdrießlich I,	198
Ein Bruder ist's II,	116	Eines kenn' ich verehrt I,	252
Ein Epigramm, ob wohl es gut sei I,	240	Eines Menschen Leben, was ist's I,	236
Ein Epigramm sei zu kurz I,	257	Eines wird mich verdrießen I,	186
Ein ewiges Kochen II,	131	Eingefroren sahen wir I,	264
Ein freundlich Wort kommt eines II,	262	Einheit ewigen Lichts zu spalten . .	108

Seite	Seite
Einmal nur in unserm Leben . II, 195	Es war ein Kind, das wollte nie . I, 148
Einsam schmüdt sich zu Hause . I, 243	Es war ein Knabe frech genug . I, 118
Einst ging ich meinem Mädchen . II, 105	Es war ein König in Thule . . I, 124
Emsig waltet der Pilger I, 253	Es war einmal ein braver Koch II, 67
Entferne dich nicht ganz und gar . . 51	Euch bedau'r ich, unglücksel'ge . I, 338
Entfernst du dich, du liebe Seele . . 52	Euch, o Grazien, legt I, 193
Enthusiasmus vergleich' ich gern II, 115	Euch, Präkonen des Piuschers . I, 265
Entweicht, wo düst're Dummheit . . 54	Eure Gärtnerei zu lernen . . . II, 184
Entwickle deiner Lüste Glanz . . II, 163	Eure Pfade zu bereiten 359
Entwöhnen sollt' ich mich I, 270	Ewig wird er euch sein I, 253
Entzwei' und gebiete 23	Fahrt nur fort nach eurer Weise . . 33
Enveri sag't's III, 58	Fallen ist der Sterblichen Los . I, 265
Epheu und ein zärtlich Gemüth . . 17	Fasstest du die Muse II, 61
Er, der einzige Gerechte III, 4	Fehlet die Einsicht oben I, 263
Er fliegt hinweg, dich zu umfassen II, 198	Fehlst du, laß dich's nicht betrüben . 50
Er hat euch die Gestirne gesetzt III, 4	Fehlt der Gabe gleich das Neue . II, 229
Er kommt, er naht II, 348	Feierlich sehn wir neben dem Doge I, 231
Er war — und wie bewegungslos II, 171	Feiger Gedanken I, 47
Erinnr' ich mich doch spät und früh II, 108	Fern erblick' ich den Wohn . . . I, 255
Erkenne dich! Was hab' ich da . . 25	Fern von gebildeten Menschen . I, 182
Erkenne dich! Was soll das heißen . 25	Ferner sind allhier zu finden . III, 129
Erlaubt sei dir, in mancherlei . II, 251	Fest bewahre der Würdigen Bild II, 297
Erlauchte Bettler hab' ich gekannt . 67	Feth Ali Schah III, 295
Erlauchter Gegner aller II, 302	Fetler grüne, du Laub I, 59
Erluchtet außen hehr II, 338	Find' in dieser Büchlein Reihe . II, 285
Gros, wie seh' ich dich hier . . . I, 178	Figürne sind aus jenen Höhen . . 342
Erst ein Deutscher, d. ein Schweiß II, 247	Flach bedeckt und leicht I, 177
Erst Empfindung, dann Gedanken II, 312	Flieh, Täubchen, flieh I, 358
Erst singen wir, der Hirsch so frei . 49	Flora, welche Jenas Gauen . . II, 298
Erst sieht er eine Weile I, 30	Fluß und Ufer, Land und Höhen II, 314
Es darf sich einer wenig büden . . 77	Fortzupflanzen die Welt I, 261
Es flattert um die Quelle II, 76	Frage nicht, durch welche Pforte III, 39
Es geht eins nach dem andern hin III, 40	Frankreichs traurig Geschick . . I, 239
Es hatte ein junger Mann . . . II, 326	Franztum drängt in diesen . . . I, 261
Es hatt' ein Knab' eine Taube . II, 70	Frauen sollen nichts verlieren . III, 128
Es ist doch meine Nachbarin . . . I, 19	Frech wohl bin ich geworden . . I, 242
Es ist ein Schnee gefallen I, 21	Freigebig ist der mit seinen Schritten 9
Es ist ein Schuß gefallen II, 98	Freigebiger wird betrogen . . . III, 42
Es ist nicht zu schelten II, 331	Fremde Kinder, wir lieben . . . I, 260
Es ist nichts in der Haut II, 62	Freudig war vor vielen II, 145
Es ist sehr schwer oft zu ergründen . 19	Freuet euch des wahren Scheins II, 148
Es klingt so prächtig III, 95	Freunde, flieht die dunkle Kammer II, 156
Es lacht der Mai II, 364	Freunde, treibet nur alles . . . I, 259
Es lehrt ein großer Physisus 98	Freundlich werden neue Stunden II, 276
Es ließe sich alles trefflich 8	Freisch! der Wein soll reichlich . I, 96
Es mag sich Feindliches ereignen . . 56	Froh empfind' ich mich I, 190
Es schlug mein Herz I, 49	Frohe Zeichen zu gewahren . . II, 334
Es schnurrt mein Tagebuch 57	Fromm sind wir Liebende I, 189
Es segne Gott III, 226	Frömmigkeit verbindet sehr 75
Es stecken mehr als fünfzig . . . III, 206	Früchte bringet das Leben . . . I, 258
Es steht ein junger Feigenstod . II, 66	Früh, wenn Thal, Gebirg . . . I, 342
Es war ein fauler Schäfer I, 33	Frühlingsblüthen sind vergangen . II, 278

	Seite		Seite
Fülleſt wieder Buſch und Thal . I,	70	Glücklich Land, alſo Gebraten . II,	308
Fünf Dinge bringen fünf . . . III,	35	Glücklich iſt, wer Liebe	18
Fünſzig Jahre ſind vorüber . . II,	197	Gönnet immer fort und fort	48
Für das Gute, für das Schöne . II,	248	Gott Dank, daß uns ſo wohl	101
Für mich hab' ich genug erworben .	81	Gott grüß euch, Brüder	71
Für und wider zu dieſer Stunde . .	83	Gott hab' ich und die Kleine	65
Fürſten prägen ſo oft I,	240	Gott hat die Gradheit ſelbſt	68
Ganz und gar bin ich ein armer . .	10	Gott hat den Menſchen gemacht . .	39
Gar manches artig iſt II,	62	Gott ſandte ſeinen rohen Kindern II,	77
Gar nichts Neues ſagt ihr mir . . .	71	Gott ſegne dich, junge Frau . . II,	42
Gar viele Länder hab' ich bereiſt III,	44	Götter, wie ſoll ich euch danken . I,	245
Gebildetes fürwahr genug . . . II,	310	Gottes iſt der Orient III,	4
Gebraten oder geſotten	9	Gottheiten zwei, ich weiß . . . II,	323
Geh' mir zu thun	23	Göttlicher Morpheus, umſonſt . . I,	214
Geburt und Tod betrachte' ich . . .	100	Grau und trüb und immer trüber II,	331
Gedenkſt du noch der Stunden . II,	97	Grausam erweiſet ſich Amor . . . I,	256
Gedichte ſind gemalte II,	76	Grenzloſe Lebenspein	61
Geh, gehorche meinen Winken . I,	89	Großen Fluß hab' ich verlaſſen II,	338
Geh' ich, ſo wird der Schade größer	58	Großer Brama, Herr der Mächte I,	167
Geh' dir denn das von Herzen . . .	55	Großer Brama, nun erkenn' ich I,	173
Geh' einer mit dem andern hin . II,	134	Grün iſt der Boden I,	182
Geh't's in der Welt dir endlich . . .	8	Gut, brav, mein Herr II,	54
Geld und Gewalt	100	Gut verloren, etwas verloren . . .	70
Gemüt muß verſchleiſen	26	Guten Ruf mußt du dir machen III,	65
Genieße, was der Schmerz	18	Guter Adler, nicht ſo munter . . II,	332
Gern hören wir allerlei gute Lehr .	65	Gutes thu rein... (Das überlieſtre) III,	58
Gern überſchreit' ich die Grenze . I,	237	Gutes thu rein... (Was du thuſt) III,	60
Gern wär' ich Ueberlieferung loſ . .	113	Gutes zu empfangen	30
Gerne hätt' ich fortgeſchrieben . . I,	223	Ha, ich bin der Herr der Welt . I,	324
Geschieht wohl, daß man einen . II,	56	Ha, ich kenne dich, Amor I,	244
Geſotten oder gebraten	9	Hab' ich euch denn je geraten . III,	52
Gefleht's, die Dichter des Orients III,	59	Hab' ich gerechterweiſe	32
Gestern war es noch nicht I,	249	Hab' ich tauſendmal geſchworen . II,	107
Getreuer Quark III,	65	Hab' oft einen dumpfen, düſtern I,	9
Gib acht, es wird dir allerlei . . II,	273	Habe nichts dagegen	78
Gib eine Norm	43	Haben da und dort zu mäſeln . . .	85
Gibt's ein Geſpräch	34	Haben's gekauft, es freut ſie daß . .	12
Gieße nur, tränke nur fort I,	233	Haben ſie von deinen Fehlern . . III,	37
Ging zum Pindus II,	287	Habt ihr das alles recht bedacht . .	50
Glänzen ſah ich das Meer I,	246	Habt ihr gelogen in Wort	45
Glaube dich nicht allzu gut	65	Habt von Sirenen gehört I,	184
Glaube mir gar und ganz	22	Haß, dir ſich gleich zu ſtellen III,	21
Glaube nur, du haſt viel gethan . .	7	Haß's' Dichtergänge III,	18
Glaubſt dich zu kennen	21	Halte das Bild der Würdigen . . I,	259
Glaubſt du denn, von Mund . . III,	54	Halte dich nur im ſtillen rein . . .	69
Glaubt nicht, daß ich faſele	96	Hand in Hand und Lipp' I,	41
Gleich den Winken des Mädchens I,	243	Hans Adam war ein Erdenkloß III,	7
Gleich iſt alles verſöhnt	19	Harre lieblich II,	185
Gleich ſei keiner dem andern . . . I,	260	Haſt deine Kaſtanien	9
Gleich zu ſein unter Gleichen . . .	16	Haſt den Unter feſt im Rheine . II,	279
Gleichniſſe dürſt ihr mir II,	327	Haſt du Bajä geſehn I,	233
Gleite fröhlich dahin I,	266	Haſt du das alles nicht bedacht . .	73

	Seite		Seite
Hast du das Mädchen gesehn . . . II,	127	Hör' und bewahre III,	25
Hast du die Welle gesehen . . . I,	251	Höre den Rat, den die Leier . . III,	34
Hast du einmal das Rechte	14	Hörest du, Liebchen, das muntre I,	193
Hast du es so lange wie ich	31	Hörst du reine Lieder singen . . II,	295
Hast du nicht gute Gesellschaft . . I,	243	Hudhub auf dem Palmenstädchen III,	31
Hat der alte Hegenmeister I,	154	Hudhub sprach: mit einem Blicke III,	31
Hat der Tag sich kaum erneuet . II,	218	Ich begegnet' einem jungen Mann II,	71
Hat man das Gute dir erwidert . . .	24	Ich bin der wohlbekannte Sänger I,	133
Hat Welscher-Hahn an seinem Kropf	34	Ich bin ein armer Mann	66
Hätt' ich gezaubert	80	Ich bin euch sämtlichen zur Last . .	68
Hätt' ich irgend wohl Bedenken III,	77	Ich bin so guter Dinge	38
Hätte Gott mich anders gewollt . .	48	Ich bin so sehr geplagt	105
Hatte sonst einer ein Unglück	101	Ich dacht', ich habe keinen Schmerz I,	352
Hebe selbst die Hindernisse . . . II,	184	Ich dachte dein, und Farben . . II,	259
Heilige Leute, sagt man I,	242	Ich denke dein, wenn mir der Sonne I,	43
Heiliger Ebnjau III,	18	Ich, Egoist! Wenn ich's nicht . . .	20
Heiliger lieber Luther	98	Ich ehre mir die Würde	90
Heiß mich nicht reden I,	108	Ich führ' einen Freund II,	54
Heitern Weinbergs II,	220	Ich gedachte in der Nacht . . . III,	69
Heimmet ihr verschmähten Freier . .	108	Ich ging im Felde I,	354
Herbstlich leuchtet die Flamme . . I,	192	Ich ging im Walde I,	14
Herein, o du Guter, du Alter herein I,	114	Ich ging mit stolzem II,	102
Herr Geist, der allen Respekt . . . II,	85	Ich gönnt' ihnen gerne	93
Herr Jesus, der die Welt III,	186	Ich hab' ihn gesehen I,	27
Herr, laß dir gefallen III,	63	Ich hab' mein Sach auf nichts . . I,	90
Herrin, jag', was heißt III,	98	Ich habe gar nichts gegen die Menge	40
Herrlich bist du wie Moschus . . . III,	81	Ich habe geliebet, nun lieb' ich . . I,	86
Herrlich ist der Orient III,	64	Ich habe nichts gegen die Frömmigkeit	97
Herz, mein Herz, was soll das geben I,	50	Ich habe nie mit euch gestritten . .	90
Herglich und freudevoll	341	Ich hätt' auch können Gemeinde . .	96
Heute geh' ich, komm' ich wieder . .	24	Ich hielt mich stets von Weisern . .	87
Heute hast du gut gegessen . . . III,	111	Ich hör' es gern, wenn auch	32
Heute steh' ich meine Wache . . . III,	130	Ich kam von einem Prälaten . . II,	267
Hielte diesen frühen Segen I,	82	Ich kann mich nicht bereden lassen .	105
Hier hilft nun weiter II,	121	Ich kenn' ein Blümlein I,	125
Hier im stillen gedachte I,	179	Ich komme bald, ihr goldnen . . II,	240
Hier ist's, wo unter eignem . . . II,	68	Ich liebe mir den heitern Mann II,	114
Hier liegt ein überschlechter	80	Ich möchte dieses Buch wohl gern III,	89
Hier sah ich hin II,	313	Ich reide nichts, ich laß' es gehn . .	59
Hier sind wir versammelt I,	100	Ich rufe dich, verrufnes Wort . . .	28
Hier, wo noch ihr Platz II,	259	Ich sah mich um an vielen Orten . .	5
Hiezu haben wir Recht und Titel . .	84	Ich sah mit Staunen u. Vergnügen III,	118
Himmel, ach! so ruft man aus . . II,	247	Ich schon bis an den neunten Tag II,	244
Hingesunken alten Träumen . . . II,	165	Ich soll nicht auf den Meister . . .	16
Hinter jenem Berge wohnt I,	23	Ich tadl' euch nicht	63
Hoch auf dem alten Turme steht I,	67	Ich trat in meine Gartenthür . . II,	87
Hochbeglückt in deiner Liebe . . . III,	71	Ich träumt' und liebe	17
Hoffnung beschwingt Gedanken . . I,	340	Ich wandle auf weiter	1
Homer ist lange mit Ehren genannt II,	61	Ich wär' noch gern II,	112
Hör' auf die Worte harnum horum II,	120	Ich weiß, daß mir nichts angehört I,	72
Hör' auf doch, mit Weisheit	31	Ich weiß es wohl und spottete viel I,	30
Hör' ich doch in deinen Liedern III,	64	Ich weiß nicht, was mir hier . . I,	71

	Seite		Seite
Ich wollt' euch große Namen sagen . . .	98	Immerhin und immerfort . . .	II, 183
Ich wollt', ich wär' ein Fisch . . . I,	17	In allen guten Stunden . . .	I, 81
Ich wollte gern sie gelten lassen . . .	93	In brauner Rapp' und Rutte . . .	II, 207
Ich wünsche mir eine hübsche Frau . .	65	In deinem Liebe walteten . . .	II, 127
Ich zieh' ins Feld	43	In deine Reimart hoff' ich . . .	III, 20
Ich zweifle doch am Ernst . . . I,	275	In deiner Nothen Banden . . .	III, 207
Ihr edlen Deutschen wißt noch nicht . .	84	In der Dämmerung des Morgens I,	245
Ihr Gläubigen, rühmt nur	96	In der Gondel lag ich gestreckt . .	I, 230
Ihr guten Dichter ihr	43	In der Urzeit seien Menschen . . .	74
Ihr guten Kinder	86	In der Wüsten ein heiliger Mann II,	69
Ihr Herz ist gleich dem Himmelreich II,	104	In des Papißons Gestalt . . .	I, 38
Ihr kommt, Gebildetes	II, 304	In des Weinstocks herrliche Gaben . .	19
Ihr könnt mir immer ungeschämt . . .	92	In diesen letzten Stunden	289
Ihr laßt nicht nach	II, 114	In einer Stadt, wo Parität . . .	II, 74
Ihr lieben Leute, bleibt dabei . . .	III, 62	In früher Zeit, noch froh u. frei II,	250
Ihr liebt und schreibt Sonette . . . I,	275	In Harren und Krieg	II, 140
Ihr meint, ich hätt' mich gewaltig . . .	11	In Hygieas Form	II, 269
Ihr möchtet gern den brüderlichen II,	321	In keiner Gilde kann man sein . .	107
Ihr müßt mich nicht	II, 112	In meinem Revier	12
Ihr nennt mich einen fargen Mann III,	61	In seiner Werkstatt Sonntags früh II,	1
Ihr schmähet meine Dichtung	85	In tausend Formen magst du dich III,	103
Ihr schwarzen Neugelein	I, 105	In welchem Weine hat sich . . .	III, 106
Ihr seht uns an mit scheelem Blick . .	76	In wenig Stunden	1
Ihr sucht die Menschen zu benennen . .	24	In's holde Leben wenn dich	32
Ihr verblühet, süße Rosen	I, 45	In's Innre der Natur	II, 156
Ihr zählt mich immer	14	In's Sichere willst du dich betten . .	36
Ihrer sechzig hat die Stunde . . . II,	284	In's Teufels Namen	58
Ihrer viele wissen viel	23	Invocavit, wir rufen laut . . .	II, 102
Im Atemholen sind zweierlei . . .	5	Irrtum verläßt uns nie	I, 260
Im Auslegen seid frisch und munter . .	43	Irr-Tümer sollen uns plagen . . .	51
Im Dorfe war ein groß Gelag . . .	II, 81	Ist das Chaos doch beim Himmel II,	292
Im ernsten Weinhaus war's . . . I,	343	Ist dein Geschenk wohl angekommen .	64
Im Felde schleich' ich still und wild . .	I, 69	Ist dem Gezücht Verdienst	85
Im Grenzenlosen sich zu finden . . .	II, 143	Ist denn das klug und wohlgethan . .	28
Im holden Thal	II, 287	Ist der Vater auf Geld eressen . . .	100
Im Innern ist ein Universum . . .	II, 141	Ist doch keine Menagerie	I, 324
Im Namen dessen, der sich selbst II,	140	Ist endlich der Aether	4
Im Nebelgeriesel	I, 107	Ist erst eine dunkle Kammer	107
Im neuen Jahre Glück und Heil . . .	5	Ist es denn wahr, was man gesagt II,	223
Im Schlafgemach, entfernt v. Feste . .	I, 38	Ist es dir Ernst, so zaudre	I, 245
Im Waterlande schreibe	20	Ist es möglich, Stern der Sterne III,	96
Im Vatikan bedient man sich . . .	II, 84	Ist Konfordat und Kirchenplan . . .	98
Im weiten Mantel	I, 267	Ist's denn so großes Geheimnis . .	I, 241
Im Zimmer wie im hohen . . .	II, 257	Ist's in der Näh?	68
Immer den? ich, mein Wunsch . . .	20	Ist's möglich, daß ich, Liebchen III,	72
Immer für Weiber und Kinder . . .	I, 186	Ja, das ist das rechte Gleis	38
Immer halt' ich die Liebste . . .	I, 229	Ja, die Augen waren's	III, 26
Immer muß man wiederholen	46	Ja, ich rechne mir's zur Ehre . . .	94
Immer lieblich, immer heiter . . .	II, 128	Ja, in der Schenke hab' ich auch III,	104
Immer strebe zum Ganzen	I, 259	Ja, lieben ist ein groß Verdienst III,	25
Immer war mir das Feld	I, 256	Ja, schelte nur und fluche fort . . .	15
Immer wieder in die Weite . . .	I, 359	Ja, vom Jupiter rollt ihr	I, 249

	Seite		Seite
Ja, wer eure Verehrung	10	Klopstock will uns	I, 185
Januar, Februar, März	7	Klug und thätig und fest	I, 264
Je mehr man kennt, je mehr	110	Knabe sah ich, Fächerknabe	I, 20
Jedem rechtlichen Bemühen	69	Komm her, wir setzen uns	76
Jeder Edle Venedigs	I, 232	Komm, Liebchen! komm, umwinde III, 75	
Jeder geht zum Theater hinaus	88	Komm mit, o Schöne, komm mit I, 15	
Jeder ist doch auch ein Mensch . II, 115		Kommt, Brüder, sammelt euch . II, 158	
Jeder Jüngling sehnt sich	I, 344	Kommt ein wandernder Fürst . I, 249	
Jeder solcher Lumpenhunde	76	Könige wollen das Gute	I, 239
Jeder Weg zum rechten Zwecke	70	Königen, sagt man, gab die Natur I, 179	
Jeder zeigt hier, was er vermag I, 265		Konstitutionell sind wir alle	104
Jeglichen Schwärmer schlägt	I, 239	Konversationslexikon heißt's	72
Jene garstige Bettel	III, 111	Kränken ein liebendes Herz	I, 258
Jene machen Partei	I, 262	Künstler, dich selbst zu adeln	59
Jene Menschen sind toll	I, 240	Künstler, wird's im Innern steif II, 63	
Jetzt, da jeglicher liebt	I, 223	Künstler, zeigt nur den Augen	54
Jetzt fühlst der Engel	II, 240	Lang und schmal ist ein Weg	I, 248
Jetzt war das Bergdorf abgebrannt II, 84		Lange haben die Großen	I, 240
Johannes erst in der Wüste	II, 337	Lange Tag' und Nächte stand . I, 314	
Johannisfeuer sei unverwehrt	76	Langeweile ist ein böses Kraut	12
Junge Huren, alte Nonnen	II, 326	Längst schon hält' ich euch gern . I, 241	
Jüngst pflückt' ich einen Wiesenst. II, 77		Laß deinen süßen Rubinenmund III, 86	
Jupiter Pluvius, heut erscheinst du I, 233		Laß den Weltenspiegel	III, 102
Käm' der liebe Wohlbekannte	I, 106	Laß dich, Geliebte, nicht reu	I, 188
Kannst dein Schicksal widerstehen II, 114		Laß dich nur in keiner Zeit	III, 60
Kannst du die Bedeutung lesen . II, 335		Laß dir von den Spiegeleien . . II, 275	
Kannst du, o Grausamer	I, 190	Laß doch, was du halb vollbracht	60
Kannst du, schöne Pächtrin	I, 144	Laß im Irrtum sie gebettet	35
Raum an dem blauerem Himmel I, 229		Laß mein Aug' den Abschied	I, 33
Raum daß ich dich wieder habe III, 90		Laß mich ruhen, ich schlafe	I, 250
Raum hatt' ich mich in die Welt	16	Laß Neid und Mißgunst	11
Raum wendet der edle Werner	109	Laß nur die Sorge sein	12
Rehre nicht in diesem Kreise	I, 72	Lasset Gelehrte sich sanken	I, 89
Rehre nicht, liebliches Kind	I, 237	Lasset heut am edlen Ort	II, 213
Rein Stündchen schleiche	71	Lasset heut im edeln Kreis	I, 87
Rein tolleres Verjehn kann sein	15	Lasset uns die Nacht erhellen . . II, 343	
Rein Wesen kann zu nichts	II, 143	Lasset walten, lasset gelten	106
Keine Gluten, keine Meere	110	Laßt euch einen Gott begeistern . II, 111	
Keine lockt mich, Ranunkeln	I, 255	Laßt euch mit dem Volk nur ein	104
Keinen Keiner wird man finden III, 46		Laßt euch nur von Pfaffen sagen	97
Keiner bescheidet sich gern	I, 263	Laßt euch, o Diplomaten	III, 99
Kenne wohl der Männer Blicke III, 73		Laßt fahren hin d. allzu Flüchtige II, 196	
Kennst du das herrliche Gist	I, 257	Laßt mich das Alter im Stich	46
Kennst du das Land	I, 112	Laßt mich nur auf meinem Sattel III, 4	
Kennst du das Spiel	34	Laßt mich weinen, unbeschränkt III, 93	
Kennst du die herrliche Wirkung I, 257		Laßt mir den Phäaker schlafen . II, 316	
Kinder werfen den Ball	I, 259	Laßt mir die jungen Leute nur	14
Klarster Stimme, froh an Sinn II, 299		Laßt nach vielgeprüftem Leben . II, 306	
Kleid' eine Säule	9	Laßt zahme Xenien immer walten	56
Klein ist unter den Früsten	I, 235	Lebe wohl auf Wiedersehn	II, 305
Kleine Blumen, kleine Blätter . I, 53		Leben muß man und lieben	I, 258
Klingeln hör' ich	I, 252	Lebst im Volk, sei gewohnt	5

	Seite		Seite
Behret, es ziemet euch wohl . . . I,	258	Mann mit zugeknöpften Taschen II,	120
Behrting, du schwankest I,	263	Manuskripte besitz' ich I,	256
Reiche Silberwolken schweben . . I,	22	Märchen, noch so wunderbar . . . I,	112
Dichtlein schwimmen auf d. Strome I,	353	Märkte reizen dich zum Kauf. . . III,	37
Lieb' um Liebe, Stund' III,	81	Matt und beschwerlich II,	188
Lieb' und Leidenschaft 52		Mauern seh' ich gestürzt I,	250
Liebchen, ach, im starren Bunde III,	28	Mäuse laufen zusammen I,	249
Liebchen, kommen diese Lieder . . I,	73	Medschnun heißt, ich will III,	52
Liebe stößest du ein I,	244	Mein altes Evangelium II,	56
Liebe leidet nicht Gesellen 31		Mein Beichtiger II,	106
Liebe Mutter, die Gespielen . . . II,	104	Mein Erbteil wie herrlich III,	58
Liebe will ich liebend I,	267	Mein Gesicht lag III,	195
Liebesbücher und Jahrgebichte . . . 27		Mein Haus hat kein' Thür . . . I,	356
Liebesqual verschmächt mein Herz II,	108	Mein Kopf im Staub III,	195
Liebevoll und frank und frei . . . II,	185	Mein Mädchen ward mir ungetreu I,	12
Lieblid ist des Mädchens Blick III,	35	Mein süßes Liebchen, hier . . . I,	273
Lieblid ist's, im Frühlingsgarten II,	289	Meine Dichterglut war sehr 16	
Lieblid und zierlich II,	938	Meine Liebste wollt' ich heut . . . I,	334
Liebt' ich dich als Kleine II,	186	Meinst du denn alles 98	
Lieft' das Brot, wie die Hasen . . . 8		Meinst du es redlich mit solchen . . 91	
Liegt dir Gestern klar und offen . . 69		Memento mori gibst's genug . . II,	333
Lina, dir zum neuen Jahr II,	281	Mephisto scheint ganz nah zu sein . 100	
Lothen, haltet mich gefangen . . . III,	85	Mich ängstigt das Verhängliche . . II,	165
Luna, solcher hohen II,	184	Mich ergreift, ich weiß nicht wie I,	84
Lustrum ist ein fremdes Wort . . . II,	282	Mich freuen die vielen Guten . . . 16	
Mache der Schwärmer sich Schüler I,	231	Mich nach- und umzubilden . . . III,	49
Mache zum Herrscher sich der . . . I,	232	Mich verwirren will das Irren III,	4
Macht's einander nur nicht sauer . . 21		Mir fehlt ein Held II,	166
Mächtig bist du, gebildet zugleich I,	250	Mir gab' es keine größere Pein . . . 8	
Mag der Grieche seinen Thron . . . III,	11	Mir genügt nicht eure Lehre 111	
Mag's die Welt zur Seite weisen . . 80		Mir ist das Volk zur Last 105	
Mag sie sich immer ergänzen . . . III,	87	Mir will das kranke Zeug 33	
Maguetes Geheimnis 3		Mir will ewiger Durst III,	193
Magst du einmal mich hintergehen . 24		Mit Botanik gibst du dich ab . . . I,	243
Mahaddh, der Herr der Erde . . . I,	164	Mit der Deutschen Freundschaft III,	47
Mahomet Schems-ed-din III,	16	Mit der Welt muß niemand leben . . 61	
Mamfell, so launisch wie ein Kind II,	234	Mit des Bräutigams Behagen . . . I,	128
Man hat ein Schimpf Lied 23		Mit diesem Verfatilen 72	
Man ist gewohnt, daß an d. höchsten II,	228	Mit diesen Menschen umzugehen . . 79	
Man kann nicht immer zusammen . . 17		Mit dieser Welt ist's keiner Wege . . 30	
Man könnt' erzogene Kinder 67		Mit einem Herren steht es gut . . . 6	
Man mäktelt an der Persönlichkeit . 48		Mit Flammenschrift war innigst I,	276
Man sagt, Sie sind ein Misanthrop II,	110	Mit Kirchengeschichte was hab' ich . 96	
Man soll nicht lachen 80		Mit Liebe nicht, nur mit Respekt . . 79	
Man soll sich nicht mit Spöttern . . 17		Mit Mädchen sich vertragen . . . I,	92
Man zieht den Toten 73		Mit meinem Willen mag's geschehn 10	
Manch gutes Werk II,	136	Mit Narren leben 15. 34	
Manche Äbne sind mir Verdruß I,	198	Mit Säulen schmückt II,	304
Mancherlei hast du versäumt 234		Mit seltsamen Gebäuden 59	
Manches Herrliche der Welt . . . II,	333	Mit sich selbst zu Rade gehn 68	
Manches können wir nicht verstehn . 38		Mit unsern wenigen Gaben 75	
Manches ward indeß erfahren . . . II,	297	Mit Wiberlegen, Bedingen 109	

	Seite		Seite
Mitten im Getümmel mancher . . . I,	54	Nichts leichter als dem Dürftigen . . .	25
Mitternachts weint' III,	29	Nichts taugt Ungebulb	26
Möcht' ich doch wohl besser sein II,	97	Nichts vom Vergänglichen	32
Möchte gern lustig zu euch treten . .	99	Nichts wird rechts und links	106
Modergrün aus Dantes Höhle	54	Niedergangen ist die Sonne . . . III,	114
Möge dieß der Säng' er II,	356	Niederträchtigers wird nichts	27
Möget ihr das Licht zerstückeln II,	155	Niemand liebst du, und mich . . . I,	241
Morgendämmerung wandte . . . III,	206	Niemand muß hereinrennen	47
Morgennebel, Zila I,	298	Niemand soll ins Kloster gehn	97
Müde war ich geworden I,	236	Niemand will der Dichter (ältere Faj- sung von: Nichts wird rechts und links)	106
Muntre Gärten lieb' ich mir . . . II,	249	Niemand wird sich selber kennen . .	87
Mußt nicht vor dem Tage fliehen III,	69	Nikias, trefflicher Mann I,	220
Mußt nicht widerstehn II,	114	Nimm dem Prometheus I,	258
Mustersstuhl für Schmerz II,	289	Nimmer will ich dich verlieren III,	86
Myr' und Lorbeer hatten sich . . . II,	274	Noch bin ich gleich von euch	73
Nach diesem Frühlingsregen . . . I,	78	Noch einmal wagst du I,	345
Nach Korinthus von Athen . . . I,	158	Noch ist es Tag, da rühre . . . III,	57
Nach Mittage saßen wir I,	7	Noch spukt der babylonische Turm . .	11
Nachahmung der Natur II,	62	Nord und West und Süd III,	1
Nachdem einer ringt	29	Not lehrt beten I,	232
Nachts, wann gute Geister schweifen	112	Nun auf und laßt verlauten . . . II,	196
Nachtwiese, dich geht man . . . I,	255	Nun denn! Eh wir von hinnen II,	166
Närrisch, daß jeder in seinem Falle III,	62	Nun ist's geschahn, dir hat . . . II,	258
Natur gab dir so schöne Gaben . . II,	324	Nun laßt auch niederwärts . . . II,	154
Natur und Kunst, sie scheinen . . II,	94	Nun sieht der Ritter II,	240
Nehmt nur mein Leben hin	66	Nun, so legt euch, liebe Nieder III,	141
Neigung besiegen ist schwer . . . I,	257	Nun verlaß' ich diese Hütte . . . I,	34
Nein, das wird mich nicht kränken . .	82	Nun weißt man erst, was Rosenknope II,	164
Nein, frechere Wette II,	256	Nur dasjenige Gesicht III,	195
Nein, für den Poeten ist's	100	Nur die Fläche bestimmt I,	265
Nein, heut ist mir das Glück	13	Nur fort, du braune Feze, fort I,	141
Nein, hier hat es keine Not . . . II,	108	Nur heute, heute nur laß dich	8
Nein, ich habe nichts versäumt . . .	24	Nur stille, nur bis morgen früh . .	81
Nesten, wie find' ich euch schön . . I,	255	Nur wenig ist's, was ich verlange III,	76
Nennen dich den großen Dichter III,	112	Nur wer die Sehnsucht kennt . . . I,	108
Neumond und geküßter Mund	7	Nur wer von Allah begünstiget ist III,	44
Newtonisch Weiß II,	328	O, daß der Sinnen doch III,	87
Nicht alles ist an eins gebunden . . .	21	O des süßen Kindes I,	181
Nicht am Morgen allein I,	186	O du Iosef, leidbliches Mädchen I,	332
Nicht am Susquehanna II,	252	O fände für mich ein Bräutigam II,	105
Nicht Augenblicke fleh' ich still . . .	94	O Freiheit süß der Presse	41
Nicht Gelegenheit macht Diebe III,	70	O gib vom weichen Pfühle . . . I,	62
Nicht größern Vorteil	24	O ihr Tags- und Splitterrichter . .	78
Nicht ist alles Gold II,	313	O laß die Jammerklagen	35
Nicht jeder kann alles ertragen . . .	42	O liebliche Theres I,	8
Nicht jeder wandelt nur	5	O schönes Mädchen du I,	330
Nicht mehr auf Seidenblatt III,	102	O wären wir weiter I,	149
Nicht soll's von ihrer Seite kommen II,	256	O Welt, vor deinem häßlichen . . .	79
Nicht über Zeit- noch Landgenossen . .	20	O Welt, wie schamlos III,	44
Nicht Zukünftiges nur I,	248	O wie achtet' ich sonst auf alle . . I,	245
Nichts ist zarter als die Vergangenheit	52		

	Seite		Seite
O wie fühl' ich in Rom	I, 191	Sag' uns doch, warum deine	94
O wie ist die Stadt so wenig	I, 101	Sag' uns Jungen doch auch was	59
O wie festig ward mir !	III, 30	Sag', was enthält die Kirchengesch.	96
Ob der Koran von Ewigkeit sei	III, 105	Sag', was könnt' uns Mandarinen II,	162
Ob du der Klügste seist	I, 264	Sag', was zählst du	I, 251
Ob du wachst, das kümmert	I, 264	Sage deutlicher, wie und wenn	66
Ob ich Erd'iches denk' und sinne III,	5	Sage mir ein weiser Mann	76
Ob ich liebe, ob ich hasse	89	Sage mir keiner	49
Ob Mutter, Tochter, Schwester	II, 337	Sage mir, mit wem zu sprechen	88
Odem Wege, langen Stunden	II, 278	Sage mir, was das für Pracht	103
Offen steht sie! doch geheime	II, 335	Sage mir, was mein Herz	III, 25
Oft erklärt ihr euch	I, 235	Sage, Muse, sag' dem Dichter	II, 135
Oft in tiefen Mitternächten	I, 330	Sage, thun wir nicht recht	I, 240
Oftmals hab' ich geirrt	I, 246	Sage, warum dich die Menschen	57
Oft wenn dir jeder Trost entflieht	22	Sage, wie es dir nur gefällt	58
Ohne Fastnachtstanz	II, 126	Sage, wie lebst du? Ich lebe	I, 243
Ohne Schrittschuh	II, 126	Saget, Steine, mir an	I, 187
Ohne Umschweife	26	Sagst du Gott, so sprichst du	102
Pfeifen hör' ich fern im Busche	II, 315	Sagt es niemand, nur den	III, 15
Pflegten wir kristallen Glas	II, 219	Sagt nur nichts halb	51
Pöbel wagst du zu sagen	I, 262	Sagt, was füllt das Zimmer	I, 255
Prächtig habt ihr gebaut	I, 185	Sagt, wie könnten wir das Wahre	46
Prangt mit den Farben Aurorens I,	255	Sah ein Knab' ein Röslein stehn I,	8
Preiße dem Kinde die Puppen	I, 261	Sah gemalt in Gold und Rahmen II,	216
Priester werden Messe singen	II, 155	Saiten rühret Apoll	I, 185
Prüft das Geschick dich	III, 57	Sämtliche Künste lernst	I, 235
Pusteln, großes deutsches Wort	II, 329	Sanft wie ein Morgentraum	332
Rasch herein und nicht gegaubert	351	Sanftes Bild dem sanften Bilde II,	230
Raum und Zeit, ich empfind' es I,	256	Sangreich war dein Ehrenweg	II, 300
Reich ist an Blumen die Flur	I, 254	Sankt Johannes im Rot	I, 233
Reichen Beifall hattest du erworben II,	306	Sarkophagen und Urnen	I, 229
Reicher Blumen goldne Ranken	II, 263	Saß ich früh auf einer Felsen Spitze II,	51
Reichte die schädliche Frucht	I, 181	Saturnus eigne Kinder frißt	II, 126
Reitest du bei einem Schmied III,	36	Schadet ein Irrtum wohl	I, 260
Republiken hab' ich gesehn	I, 263	Schädliche Wahrheit, ich ziehe	I, 260
Reuchlin, wer will sich ihm	82	Schaff, das Tagwerk	I, 72
Richtet den herrschenden Stab	I, 258	Scharfsinnig habt ihr	II, 132
Ringlein kauft! geschwind	II, 185	Schenke, komm, noch einen Becher III,	112
Römisch mag man's immer	II, 281	Schide dir hier den alten Göhen II,	243
Ros' und Lilie morgentaulich. III,	10	Schilt nicht den Schelmen	77
Röfels Pinsel, Röfels Kiel	II, 308	Schlaß' ich, so schlafst du mir	10
Rosenknospe, du bist	I, 354	Schläfst du noch immer	I, 234
Ruf' ich, da will mir keiner	57	Schlanker Bäume grüner Flor	II, 339
Ruhig am Arsenal	I, 233	Schlimm ist es, wie doch wohl III,	66
Ruhig soll ich hier verpassen	31	Schlummer und Schlaf	I, 178
Sag', du hast wohl viel gebichtet III,	74	Schlüssel liegen im Buche	I, 250
Sag' mir doch, von deinen Gegnern	71	Schmerzen, welche dich berührten II,	294
Sag' mir, warum dich	II, 120	Schmüdt die priesterlichen Hallen II,	210
Sag' mir, was ein Hypochondrist	15	Schneide so kein Gesicht	74
Sag' mir, worauf die Bösen sinnen	29	Schon entronzt sich jedes Gesicht I,	238
Sag' nur, warum du in manchem	47	Schon wälzen schnelle Räder	II, 232
Sag' nur, wie trägst du	32	Schon erhebt sich der Aglei	I, 254

Seite	Seite
Schön und köstlich ist die Gabe III, 31	Sich selbst zu loben III, 54
Schöne Kinder trägt ihr I, 234	Sich zu schmücken begierig I, 183
Schönste Tugend einer Seele I, 39	Sie betrog dich geraume Zeit 65
Schreibt er in Reski III, 89	Sie entzückt mich und täuscht I, 257
Schroffe Felsen, weite Meere II, 339	Sie glauben miteinander 12
Schüler macht sich der Schwärmer I, 232	Sie haben dich, heiliger Haß III, 21
Schütte die Blumen nur I, 208	Sie haben uns herausgeschickt 287
Schwänden dem inneren Auge I, 256	Sie haben wegen der Trunkenheit III, 198
Schwärmt ihr doch zu ganzen 106	Sie tauen längst an dem schlechten 79
Schwarz und ohne Licht II, 309	Sie machen immerfort Chausseen 72
Schwarz und weiß, eine Totenschau 4	Sie malträtieren dich 75
Schwarzer Schatten ist über III, 14	Sie möchten gerne frei sein 61
Schwarzes Fahrzeug teilt II, 177	Sie sagen, das mutet 11
Schwer erhalten wir uns I, 199	Sie saugt mit Bier II, 78
Schwer, in Waldes Busch u. Buchse II, 80	Sie schelten einander Egoisten 55
Schwester von dem ersten Licht I, 37	Sie streiten mit der Körperwelt 4
Schwimme, du mächtige Scholle I, 266	Sie thäten gern große Männer 79
Sechs Begünstigte des Hofes III, 138	Sie wollten dir keinen Beifall 83
Schäundzwanzig Groschen 27	Sieben gehn verhüllt I, 249
Sch' ich an andern große Eigenschaften 19	Siehe, schon nahet der Frühling I, 266
Sch' ich den Pilgrim I, 230	Siehst du das, wie ich es sah II, 313
Sch' ich die Werke der Meister an II, 113	Siehst du die Pomeranze I, 329
Sch' den Felsenquell I, 299	Sieht man den schönsten Stern II, 350
Sch' den Vogel! er fliegt I, 252	Sind die im Unglück II, 119
Sei das Werte solcher Sendung II, 94	Sind die Zimmer sämtlich I, 186
Sei das Wort die Braut genannt III, 16	Sind es Kämpfe, die ich sehe I, 336
Sei deinen Worten Lob und Ehre 45	Sind Gesilde türkisch worden II, 177
Sei die Zierde des Geschlechts II, 276	Singen sie Blumen II, 283
Sei du im Leben wie im Wissen 112	Singet nicht in Trauertönen I, 110
Sei einmal ehrlich nur 58	Sik' ich allein III, 104
Sei gefühllos, ein leichtbewegtes I, 294	So hab' ich endlich von dir III, 116
Sei nicht so heftig, sei nicht 97	So hab' ich wirklich dich verloren I, 44
Seid doch nicht so frech, Epigramme I, 240	So hätt' ich mich denn wieder 292
Seid ihr verrückt, was fällt 99	So hoch die Nase reicht 57
Seid ihr wie schön gepukte Braut 45	So ist denn Rief aus unsrer 85
Seid, o Geister des Hains I, 179	So kommt denn auch das Dichtergenie 20
Seid willkommen, edle Gäste II, 61	So lang man nüchtern ist III, 106
Seien sie stets wie Späne III, 207	So laß doch auch noch diese 77
Seine Toten mag der Feind III, 126	So laßt mich scheinen I, 109
Seit jenen Zeilen bis zum heut'gen II, 272	So laßt mir das Gedächtnis 65
Seit sechzig Jahren seh' ich 40	So schauet mit bescheidenem Blick II, 150
Seit vielen Jahren hab' ich still II, 125	So schließen wir, daß in die Läng' 27
Seinwärts neigt sich dein Hälschen I, 237	So sei doch höflich 84
Selbst ein so himmlisches I, 181	So singet laut den Pissalu II, 187
Selbst erfinden ist schön I, 259	So soll die orthographische Nacht II, 328
Selig bist du, liebe Kleine II, 189	So still und so sinnig 36
Seltam ist Propheten Lied I, 248	So umgab sie nun der Winter III, 67
Sehe mir nicht, du Grobian III, 107	So verwirret mit dumpf I, 237
Sibyllinisch mit meinem Gesicht 68	So wälz' ich ohne Unterlaß II, 109
Sich im Respekt zu erhalten III, 59	So wandelt hin, lebendige II, 303
Sich in erneutem Kunstgebrauch II, 94	So war es recht 307
Sich läßt die junge Frau 89	So weit bracht' es Muley III, 105

	Seite		Seite
So widerstrebe, das wird	60	Süßes Kind, die Perlenreihen III,	78
So wie der Papst auf seinem	87	Tadelt man, daß wir uns lieben II,	270
So wie Moses, kaum geboren . . II,	337	Tadel nur nicht, was tadeltst	74
So wie Titania II,	103	Tage der Wonne I,	58
Sogar dies Wort hat nicht	1	Talisman in Karnool III,	3
Solcher Bande darf sich niemand III,	66	Talismane werd' ich in dem Buch III,	56
Soll auch das Wort II,	228	Tausend, aber tausend Stimmen . . .	311
Soll dein Kompaß	3	Tausend Fliegen hatt' ich	8
Soll denn dein Opferrauch . . . II,	85	Teilen kann ich nicht das Leben . . .	111
Soll der Reider zerplagen	64	That und Leben III,	206
Soll dich das Alter nicht verneinen II,	333	Thu nur das Rechte	6
Soll es reichlich zu dir fließen . . .	64	Thun die Himmel sich auf . . . I,	250
Soll ich dir die Gegend zeigen III,	69	Thust deine Sache und thust	44
Soll ich von Smaragden reden III,	28	Thut dir jemand was zulieb	18
Soll man dich nicht aufz . . . III,	60	Thut ein Schiff sich doch hervor III,	16
Soll man euch immer und immer . .	63	Tiefe Stille herrscht im Wasser . . I,	48
Sollen die Menschen nicht denken II,	119	Titius, Cajus, die wohl	44
Sollen dich die Dohlen nicht	73	Töchterchen, nach trüben Stunden II,	283
Sollen immer unsre N ieder . . . II,	331	Tolle Zeiten hab' ich erlebt . . . I,	239
Sollt' einmal durch Erfurt fahren III,	41	Totengräbers Tochter	89
Sollt' es wahr sein, was uns . . . I,	183	Trage dein Uebel	107
Sollt' ich mich denn so ganz . . . I,	268	Traurig, Midas, war dein Geschick I,	247
Sollt' ich nicht ein Gleichnis . . . III,	15	Treu wünsch' ich dir II,	290
Sonst war ich Freund von Narren II,	89	Triebst du doch bald dies	36
Sonst warst du so weit	37	Trink, o Jüngling, heil'ges . . . I,	36
Sonst wenn man den heiligen III,	55	Tritt in recht vollem, klarem Schein II,	82
Sonst wie die Alten jungen	103	Troddnet nicht, troddnet nicht . . I,	69
Sorge, sie steigt mit dir zu Roß I,	256	Trüge gern noch länger II,	112
Sorglos über die Fläche weg . . . I,	48	Trunken müssen wir alle sein . . III,	105
Spaltet immer das Licht I,	185	Tuberoze, du ragest hervor . . . I,	255
Spät erklingt, was früh erklang I,	5	Tulpen, ihr werdet geschossen . . I,	255
Sprich, unter welchem Himmelsz III,	83	Ueber allen Gipfeln ist Ruh . . . I,	69
Sprich, wie du dich immer . . . II,	132	Ueber Berg und Thal	34
Sprich, wie werd' ich die Sperlinge . I,	252	Ueber die Wiese den Bach herab II,	69
Sprichst du von Natur und Kunst II,	126	Ueber ein Ding wird viel geplaudert	13
Spricht man mit jedermann . . . II,	130	Ueber meines Liebchens Neugeln III,	33
Spruchwort bezeichnet Nationen . .	25	Ueber Moses' Beisnam stritten . . .	86
Spüte dich, Kronos I,	308	Ueber's Niederträchtige III,	53
Stämme wollen gegen Stämme . .	34	Ueber Thal und Fluß getragen . I,	64
Stark von Faust, gewandt II,	262	Ueber Wetter- und Herrenlaunen II,	113
Statt den Menschen in den Thieren II,	249	Ueberall trinkt man guten Wein . .	54
Staub ist eins der Elemente . . . III,	13	Ueberall will jeder obenauf sein III,	59
Stehn uns diese weiten Faltten . . I,	177	Uebermacht, ihr könnt es spüren III,	48
Steht vor dem Finstern	4	Uebermütig sieht's nicht aus . . . II,	339
Steine sind zwar kalt und schwer II,	301	Ueberzeugung soll mir niemand . .	64
Sterne werden immer scheinen . . . II,	336	U'm Vergl. I,	105
Strenge Fräulein zu begrüßen . . II,	123	Um Mitternacht ging ich I,	342
Stürzt der rüstigste Läufer I,	265	Um Mitternacht, ich schlief . . . I,	341
Suche nicht verborgne Weiße . . . II,	335	Um Mitternacht wohl sang' ich an II,	19
Suche nicht vergebne Heilung	15	Um so gemeiner es ist I,	241
Süß, den sprossenden Klee I,	231	Umsonst, daß du ein Herz zu lenken I,	31
Süße Freundin, noch einen . . . I,	219	Umstülpen führt nicht ins Weite . .	47

	Seite		Seite
Unbesonnenheit ziert die Jugend . . .	91	Ursprünglich eignen Sinn	110
Und als die Fische gesotten . . . II,	138	Verdammen wir die Jesuiten	84
Und das beschäftigt dich so sehr II,	127	Verdoppelte sich der Sterne Schein .	3
Und die Liebe, die Blumen . . . I,	258	Verfahre ruhig, still	81
Und doch bleibt was Liebes immer	45	Verfliehet vielgeliebte Lieder . . I,	45
Und doch haben sie recht . . . III,	22	Verflucht sei, wer nach falschem . .	102
Und Essex nicht? Unselige	303	Verfluchtes Volk, kaum bist du frei	102
Und frische Nahrung, neues Blut I,	56	Verirrtes Büchlein, kannst . . . II,	299
Und morgen fällt St. Martins I,	151	Verpflanze den schönen Baum . . I,	292
Und selbst den Leuten du bon ton	28	Ver schon' uns Gott III,	59
Und sie in ihrer warmen Sphäre .	89	Verstanden hat er vieles recht . .	106
Und so bleibt auch in	4	Verständige Leute kannst du irren .	75
Und so geschah's! II,	352	Berteilet euch nach allen . . . II,	141
Und so haltet, liebe Söhne	55	Verweile nicht und sei dir selbst .	26
Und so heb' ich alte Schätze . . . I,	360	Verweist du in der Welt . . . III,	45
Und so kommt wieder zur Erde . .	2	Verwünschter weiß ich nichts . . I,	92
Und so sag' ich zum letztenmale II,	157	Verzeihe mir, du gefällst mir nicht .	58
Und so tändelt' ich mir I,	247	Verzeiht einmal dem raschen Wort .	29
Und so war das Wenige III,	128	Viel Geduldetes, Genossnes . . . II,	289
Und so will ich, ein- für allemal .	39	Viel Gewohnheiten darfst du haben	22
Und sollen das Falsche	47	Viel gute Lehren stehn II,	285
Und sollst auch du und du und du	28	Viel ist, gar viel mit Worten . . .	313
Und wärst du auch zum fernsten . .	8	Viel Lieb' hab' ich erlebt	18
Und warum geht es nicht . . . II,	326	Viel Männer sind hoch zu verehren II,	117
Und warum sendet III,	88	Viel Rettungsmittel bietest du . . .	12
Und was die Menschen meinen . . .	37	Viel Wunderkuren gibst's	78
Und was im Pend-Nameh steht III,	36	Viele der Veilchen zusammengeknüpft I,	254
Und was sich zwischen beide	3	Viele duftende Gloden I,	254
Und weiterhin im Mai II,	127	Viele Gäste wünsch' ich heut . . . I,	91
Und wenn darauf zu höher	151	Viele Köche versalzen den Brei . . .	11
Und wenn der Mensch in seiner Qual I,	316	Vieles gibt uns die Zeit I,	260
Und wenn die That bisweilen . . .	37	Vieles hab' ich versucht I,	231
Und wenn er ganz gewaltig nießt .	63	Vieles kann ich ertragen I,	241
Und wenn man auch den Tyrannen	61	Vieljähriges dürft' ich euch	56
Und wenn sie zuletzt erfrieren . II,	251	Vier Tieren auch verheißten war III,	136
Und wenn was umzuthun wäre . .	47	Voll und Knecht und Ueberwinder III,	82
Und wenn wir unterschieden . . . II,	154	Voll Loden kraus ein Haupt . . . III,	27
Und wer durch alle die Elemente .	2	Volle sechsundsiebzig Jahre	55
Und wer franzet oder brüet . . . III,	54	Vom heut'gen Tag III,	56
Und wie das Trübe verdunstet . . .	4	Vom Himmel sank in wilder . . . III,	117
Und will das Licht sich dem Trübsten	4	Vom Himmel steigend Jesus . . . III,	129
Und wird das Wasser sich	2	Vom Vater hab' ich die Statur . . .	113
Und wo die Freunde verkaufen . . .	73	Von allen Dingen, die geschehn . II,	256
Ungebildet waren wir unangenehm	14	Von allen schönen Waren I,	29
Ungezähmt so wie ich war . . . III,	43	Von Berges Luft, dem Aether . . . II,	260
Unmöglich ist's, den Tag II,	135	Von deinem Liebesmahl II,	122
Uns gaben die Götter I,	296	Von dem Berge zu den Hügeln I,	360
Unser Dank, u. wenn auch trübig II,	194	Von der Rose meines Herzens . . II,	185
Unserm Meister, geh, verpfaunde III,	304	Von heiligen Männern	31
Unter den Felsen III,	148	Von Jahren zu Jahren	44
Unter diesen Vorbeerbüschchen . . .	I, 278	Von Osten will das holde Licht II,	227
Unter halb verwelkten Maien . . . I,	355	Von Sängern hat man viel . . . II,	172

	Seite		Seite
Von so jarten Miniaturen . . .	II, 277	Warum ziehst du mich unwiderstehl. I,	51
Von Warburgs Höhn	343	Was alle wollen, weißt du schon III,	22
Von wem auf Lebens- u. Wissensb. II,	88	Was Alte lustig jungen	95
Von wem ich es habe	I, 135	Was ärgerst du dich	22
Vor den Wissenden sich stellen III,	42	Was auch als Wahrheit oder Fabel	53
Vor die Augen meiner Lieben . II,	312	Was bedächtig Natur	I, 179
Vor vierzehn Tagen harrten wir II,	200	Was bedeutet die Bewegung . III,	93
Voriüber führt ein herrliches . . II,	227	Was brachte Lotman nicht hervor III,	64
Woh contra Stolzberg	II, 327	Was dem Auge dar sich stellt . II,	280
Wagt ihr, also bereitet	II, 148	Was dem einen widerfährt	43
Wahnsinn ruft man dem Ralchas I,	248	Was dem Enkel sowie dem Ahn frommt	25
Wahrlich, es scheint nur ein Traum I,	264	Was den Jüngling ergreift . . . I,	259
Wann magst du dich am liebsten . .	18	Was der Dichter diesem Bande II,	300
Wann wird der Herr seine	57	Was die Großen Gutes thaten . . .	103
War doch gestern dein Haupt . . . I,	185	Was die Weiber lieben und hasen .	89
War schöner als der schönste Tag II,	164	Was doch Bunt es dort verbindet III,	9
War unerfättlich	I, 270	Was doch die größte Gesellschaft . .	103
Wär' ich ein häusliches Weib . . I,	242	Was eben wahr ist aller Orten . . .	26
Wär' nicht das Auge sonnenhaft . .	53	Was ein weiblich Herz erfreue . . I,	26
Wäre Gott und Eine	65	Was erschrickst du	I, 251
Wärt ihr, Schwärmer, im Stande I,	260	Was erst still gekieimt in Sachen II,	298
Wartet nur, alles wird sich schiden	99	Was euch die heilige Pressfreiheit . .	41
Warum bekämpfst du nicht	75	Was fragst du viel, wo will's . . .	11
Warum bin ich vergänglich . . . I,	258	Was gehst du, schöne Nachbarin I,	75
Warum bist du, Geliebter	I, 198	Was gibt uns wohl	14
Warum bist du so hochmütig	63	Was Gutes zu denken	II, 112
Warum denn aber bei unsern	103	Was haben wir denn da gefunden . .	72
Warum denn wie mit einem Wesen	105	Was haben wir nicht für Kränze . .	102
Warum du nur oft so unhold bist III,	107	Was hast du denn? Unruhig	56
Warum erklärst du's nicht	32	Was hast du uns absurd genannt . .	44
Warum hat dich das schöne Kind . .	21	Was hat dich nur von uns entfernt	67
Warum ich Kopaliste bin	83	Was hat dir das arme Glas gethan	27
Warum ich wieder zum Papier I,	272	Was hätte man vom Zeitungsraum	69
Warum ist alles so räthelhaft . . II,	108	Was heißt denn Reichtum . . . III,	44
Warum ist Wahrheit fern und weit III,	61	Was heißt du denn Sünde	48
Warum lebst du dein Mäulchen I,	235	Was heißt schonender Tadel . . . I,	186
Warum magst du gewisse Schriften	25	Was helfen den Jungfern	89
Warum man so manches leidet . . .	38	Was hilft's dem Pfaffenorden III,	59
Warum mir aber in neuerer Welt . .	31	Was hör' ich draußen vor d. Thor I,	113
Warum nur die hübschen Leute . . .	65	Was ich dort gelebt, genossen . II,	312
Warum, o Steuermann	94	Was ich in meinem Haus ertrag' . .	67
Warum siehst du Tina verdammt II,	254	Was ich mich auch sonst erkühnt II,	288
Warum stehen sie davor	II, 339	Was ich mir gefallen lasse	19
Warum tanzen Bübchen	3	Was ich nicht weiß	22
Warum treibt sich das Volk	I, 231	Was ich sagen wollt'	41
Warum uns Gott so wohl gefällt . .	21	Was, ihr mißbilliget	III, 56
Warum werden die Dichter beneidet	20	Was im Leben uns verdrückt . II,	66
Warum will sich Geschmach . . . I,	261	Was in der Schenke waren heute III,	109
Warum willst du das junge Blut . .	58	Was in der Zeiten Bilderjaal . . .	5
Warum willst du dich von uns . . .	28	Was in Frankreich vorbei ist . . I,	262
Warum willst du nicht mit Gewalt	32	Was ist das Heiligste	I, 262
Warum zauberst du so	18	Was ist denn aber beim Gespräch II,	129

Seite	Seite
Was ist denn deine Absicht gewesen . . . 29	Wein macht munter 65
Was ist denn die Wissenschaft . . . 72	Weinet nicht, geliebte Kinder . . II, 118
Was ist denn Kunst und Altertum II, 132	Weint, Mädchen, hier bei Amors I, 40
Was ist der Himmel II, 133	Weiß hat Newton gemacht . . . I, 243
Was ist ein Philister 92	Weiß ich doch, zu welchem Glück II, 185
Was ist heilig? I, 262	Weiß wie Ailien, reine Kerzen . II, 162
Was ist schwer zu verbergen . . III, 6	Weißt du, worin der Spaß . . . 36
Was ist Weißes dort am grünen I, 173	Weite Welt und breites Leben . II, 140
Was klagst du über Feinde . . III, 58	Welch eine bunte Gemeinde . . III, 61
Was krähst du mir II, 96	Welch ein Getümmel füllt . . II, 7
Was lassen sie denn übrig zuletzt . . 56	Welch ein glänzendes Geleite . . II, 311
Was lehr' ich dich vor allen Dingen 61	Welch ein heftig Gedränge . . . I, 232
Was machst du an der Welt . . III, 57	Welch ein himmlischer Garten . . I, 180
Was mich tröstet in solcher Not . . 51	Welch ein lustiges Spiel . . . I, 245
Was mit mir das Schicksal gewollt I, 213	Welch ein Mädchen ich wünsche I, 234
Was nicht zusammengeht . . . II, 111	Welch ein verehrendes Gedränge II, 323
Was nützt die glühende Natur . II, 56	Welch ein Wahnsinn ergriß . . I, 238
Was räucherst du nun 10	Welch ein wunderbar Exempel . . . 92
Was reich und arm II, 130	Welch ein Zustand, Herr, so späte III, 110
Was reimt der Junge 99	Welch Geißle, wo entsteht . . II, 179
Was schmückst du die eine Hand III, 64	Welch hoher Dank II, 300
Was schnitt dein Freund für ein . . 24	Welch ungewöhnliches Getümmel II, 14
Was soll ich nun vom Wiedersehen I, 346	Welch Vermächtnis, Brüder . . III, 122
Was soll ich viel lieben 25	Welche Frau hat einen guten . . . 7
Was soll mir aber euer Hohn . . . 93	Welche Schrift ich zwei-, ja dreimal I, 257
Was Spelunke nun sei I, 242	Wem ich ein besser Schicksal . . . 66
Was verkürzt mir die Zeit . . . III, 35	Wem wohl das Glück die schönste . . 19
Was viele singen und sagen . . . 95	Wem zu glauben ist, redl. Freund I, 260
Was wär' ein Gott II, 141	Wen die Dankbarkeit geniert . . . 92
Was waren das für schöne Zeiten . . 89	Wen du nicht verlässest, Genius I, 310
Was widert dir der Trank so schal II, 110	Wen ein guter Geist besessen . . II, 285
Was will die Nadel nach Norden . . 3	Wende die Füßchen zum Himmel I, 237
Was will von Quedlinburg heraus 83	Wenn am Tag Zenith und Ferne II, 333
Was willst du, daß von deiner . . 36	Wenn auch der Held sich selbst . . 101
Was willst du lange vigiliren . . 19	Wenn auf beschwerlichen Reisen I, 243
Was willst du mit den alten . . . 35	Wenn das Talent verständig waltet II, 288
Was willst du, redend zur Menge . 67	Wenn der Freund auf blankem II, 307
Was willst du untersuchen . . III, 61	Wenn der Jüngling absurd ist . . . 43
Was wir denn sollen 33	Wenn der Körper ein Kerker ist III, 107
Was wir Dichter ins Enge 95	Wenn der Mensch die Erde schähet III, 125
Was wir in Gesellschaft singen . I, 74	Wenn der Mond ist auf der Welle II, 169
Was wird mir jede Stunde . . III, 29	Wenn der Pinsel ihm die Welt II, 336
Was zieht mir das Herz so . . . I, 63	Wenn der schwer Gedrückte klagt III, 57
Wasser holen geht die reine . . . I, 168	Wenn der uralte, heilige Vater . I, 320
Wasser ist Körper und Boden . . I, 264	Wenn die Liebste zum Erwidern II, 193
Wasserfülle, Landesgröße . . . II, 314	Wenn die Neben wieder blühen . . I, 42
Wede den Amor nicht auf . . . I, 178	Wenn die Zweige Wurzeln . . . II, 251
Welch ein Lüftchen II, 186	Wenn dir's bei uns nun nicht . . . 64
Welch, Sorgen, von mir I, 178	Wenn dir's in Kopf und Herzen II, 114
Weil so viel zu sagen war . . . II, 286	Wenn du am breiten Flusse wohnst II, 78
Weimar, das von vielen Freuden II, 297	Wenn du auf dem Guten ruhst III, 50
Wein, er kann dir nicht behagen III, 106	Wenn du dich selber machst . . II, 113

	Seite		Seite
Wenn du dich im Spiegel besiehst	I, 355	Wer befehlen kann, wird loben	III, 43
Wenn du haßt, das ist wohl schön	80	Wer beschiden ist, muß dulden	II, 115
Wenn du laut den einzelnen	I, 263	Wer das Dichten will verstehen	III, 143
Wenn du mir sagst, du habest	I, 192	Wer dem Publikum dient	16
Wenn durch das Volk die grimme	I, 273	Wer den Dichter will verstehen	III, 275
Wenn ein Edler gegen dich fehlt	15	Wer die Körner wollte zählen	II, 261
Wenn ein kluger Mann der Frau	7	Wer geboren in bößten Tagen	III, 56
Wenn einem Mädchen, das uns	II, 106	Wer Gott ahnet, ist hoch	21
Wenn einen würdigen Niedermann	II, 100	Wer Gott vertraut	1
Wenn einer auch sich überschütt	33	Wer hat's gewollt	II, 299
Wenn einer schiffet und reiset	13	Wer hätte auf deutsche Blätter acht	99
Wenn Gott so schlechter Nachbar	III, 58	Wer in der Weltgeschichte lebt	29
Wenn Gottheit Ramarupa	II, 152	Wer in mein Haus tritt	III, 63
Wenn ich auf dem Markte geh	II, 128	Wer ist das würdigste Glied	I, 263
Wenn ich dein gedenke	III, 88	Wer ist denn der souveräne Mann	23
Wenn ich den Scherz will ernsthaft	5	Wer ist denn wirklich ein Fürst	I, 263
Wenn ich doch so schön wär'	I, 16	Wer ist der edlere Mann	I, 262
Wenn ich dummi bin, lassen sie	63	Wer ist der glücklichste Mensch	I, 259
Wenn ich kenne den Weg	44	Wer ist ein unbrauchbarer Mann	57
Wenn ich, liebe Mili	I, 56	Wer kann gebieten	III, 32
Wenn ich mal ungeduldig werde	II, 119	Wer Lacerten gesehn	I, 241
Wenn ich mir in stiller Seele	II, 292	Wer Marmor hier und Erz	II, 227
Wenn ich nun gleich das weiße	I, 272	Wer mit dem Leben spielt	70
Wenn ich nun im holden Haine	II, 318	Wer müht sich wohl im Garten	II, 215
Wenn ihr's habt und wenn	II, 313	Wer nie sein Brod	I, 110
Wenn im Unendlichen daselbe	111	Wer Ohren hat, soll hören	9
Wenn, in Wolken und Dünste	I, 244	Wer recht will thun immer	17
Wenn jemand sich wohl	7	Wer reitet so spät durch Nacht	I, 120
Wenn Kindesblick begierig schaut	113	Wer schweigt, hat wenig	III, 62
Wenn Kranz auf Kranz	II, 285	Wer sich der Einsamkeit ergibt	I, 109
Wenn links an Baches Rand	III, 9	Wer sich nicht nach der Dede streckt	7
Wenn man auch nach Mekka triebe	III, 64	Wer sich selbst und andre kennt	II, 133
Wenn man fürs Künftige	6	Wer uns am strengsten kritisiert	21
Wenn man von einem Orte	286	Wer vernimmt mich? ach	I, 329
Wenn mit jugendlichen Scharen	II, 278	Wer will denn alles	II, 121
Wenn Phöbus' Rosse	II, 311	Wer will der Menge widerstehn	32
Wenn's jemand ziemt, zu sprechen	II, 259	Wer wird von der Welt verlangen	III, 53
Wenn schönes Mädchen sorgen will	II, 330	Wer Wissenschaft und Kunst	97
Wenn sich auf hoher Meeresflut	297	Westen mag die Luft regieren	111
Wenn sich der Hals des Schwanes	I, 248	Wie aber kann sich Hans von Eyck	II, 63
Wenn sich lebendig Silber	II, 270	Wie alles war in der Welt	104
Wenn sie aus deinem Korbe	73	Wie an dem Tag	II, 151
Wenn sie gleich dein Fest	II, 308	Wie auch die Welt sich stellen mag	67
Wenn über die ernste Partitur	II, 287	Wie aus einem Blatt	II, 298
Wenn von dem stillen Wasserpiegel	II, 153	Wie beflag' ich es tief	I, 261
Wenn von der Ruhmverklärerin	339	Wie bist du so ausgeartet	91
Wenn vor dem Glanz	II, 342	Wie das Gestirn ohne Haß	38
Wenn was irgend ist geschehen	II, 315	Wie David königlich	II, 134
Wenn zu den Reihen der Nymphen	I, 180	Wie dem hohen Apostel	I, 240
Wenn zu der Regentwand	III, 8	Wie d. Goldschmieds Bazarlädchen	III, 83
Wer aber recht bequem ist und faul	9	Wie die Pflanzen zu wachsen	6
Wer auf die Welt kommt, baut	III, 63	Wie doch, betrügerischer Wicht	33

	Seite		Seite
Wie du mir oft, geliebtes Kind	I, 40	Wie wollten die Fischer	21
Wie einer denkt, ist einerlei	44	Wieder einen Finger schlägt	III, 135
Wie einer ist, so ist sein Gott	57	Wilde Stürme, Kriegeswogen	II, 334
Wie es dir nicht im Leben ziemt	31	Will der Feder zartes Malten	II, 336
Wie es in der Welt so geht	62	Will der Reid sich doch zerreißen	III, 59
Wie etwas sei leicht	III, 56	Will einer in die Wüste	10
Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis	112	Will einer sich gewöhnen	77
Wie gerne sah' ich jeden stolzieren	35	Will ich euch aber Bedanten	44
Wie hast du an der Welt noch Lust	51	Will in Albions Bezirken	II, 330
Wie hast du's denn so weit	95	Will Licht einem Körper	4
Wie herrlich leuchtet	I, 52	Will sich's wohl ziemen	II, 277
Wie ich so ehrlich war	III, 38	Will Vogelfang dir nicht	8
Wie ihr denkt oder denken sollt	37	Wißt dich nicht gern vom Alten	59
Wie im Auge mit fliegenden	107	Wißt du das Gute thun	14
Wie im Morgenglanze du rings	I, 319	Wißt du den März	II, 127
Wie im Winter die Saat	I, 256	Wißt du den getreuen Eckart sein	II, 113
Wie irrig wähest du	III, 30	Wißt du dich als Dichter	48
Wie ist denn wohl ein Theaterbau	72	Wißt du dich am Ganzen	2
Wie ist dir's doch so halbe	35	Wißt du dich deines Wertes	10
Wie Kirichen und Beeren behagen	21	Wißt du die Blüten	I, 182
Wie kommt's, daß du so traurig bist	I, 61	Wißt du dir aber das Beste thun	6
Wie kommt's, daß man an jedem	III, 60	Wißt du dir ein gut Leben	70
Wie konnte der denn das erlangen	25	Wißt du dir ein hübsch Leben	II, 115
Wie lang wirst ohne Hand	III, 191	Wißt du Großes dich erlöhnen	II, 336
Wie lange harren wir	II, 345	Wißt du immer weiter schweifen	I, 49
Wie mag ich gern und lange leben	50	Wißt du ins Unendliche schreiten	1
Wie man die Könige verlegt	109	Wißt du, mein Sohn, frei bleiben	I, 262
Wie man Geld und Zeit verthan	I, 229	Wißt du mich sogleich verlassen	I, 341
Wie man mit Vorsicht	III, 281	Wißt du mit mir haufen	14
Wie man nur so leben mag	II, 134	Wißt du mit reinem Gefühl	I, 244
Wie mancher auf der Geige	79	Wißt du nichts Unnützes kaufen	12
Wie mancher Mißwillige schnuffelt	84	Wißt du schon gierlich erscheinen	I, 265
Wie mir dein Buch gefällt	II, 331	Wißt du uns denn nicht auch	60
Wie mit innigstem Behagen	III, 101	Wißt du, was doch Genesene	40
Wie nimmt ein leidenschaftlich	I, 5	Wißt du Weihrauch's Geruch	65
Wie reizt doch das die Leute	72	Wißt lustig leben	5
Wie's aber in der Welt zugeht	93	Wir, die Deinen, wir vereinen	331
Wie sie klingen, die Pfaffen	I, 231	Wir haben dir Klatsch auf Geklatz	90
Wie sind die vielen doch beklissen	87	Wir haben nun den guten Rat	III, 304
Wie sieht mir das Liebchen	I, 356	Wir kennen dich, du Schalk	II, 157
Wie so bunt der Kram gewesen	I, 278	Wir kommen in vereinten Chören	319
Wie soll ich meine Kinder	74	Wir litten schon durch Rotebue	II, 329
Wie sollen wir denn da	72	Wir quälen uns immerfort	66
Wie sollt' ich heiter bleiben	III, 87	Wir reiten in die Kreuz	II, 73
Wie ungehickt habt ihr	III, 57	Wir sind emsig, nachzuspüren	III, 33
Wie verfährt die Natur	I, 261	Wir sind vielleicht zu antik	37
Wie viel Keffel verlangt du	I, 252	Wir singen und sagen	I, 129
Wie von der künstlichsten Hand	I, 236	Wir sollten denn doch auch einmal	II, 320
Wie, wann und wo? Die Götter	1	Wir streben nach dem Absoluten	II, 129
Wie weißt du dich denn so	39	Wird nur erst der Himmel	1
Wie weit soll das noch gehn	41	Wird uns eine rechte Qual	13
Wie wir einst so glücklich waren	I, 187	Wirst du deinesgleichen	3

	Seite		Seite
Wirßt du die frommen Wahrheitswege	69	X hat sich nie des Wahren	45
Wirßt du in den Spiegel blicken	II, 307	Zart Gedicht, wie Regenhogen	16
Wirßt nicht bei jedem	94	Zarte, schattende Gebilde II,	296
Wisse, daß mir sehr mißfällt . . III,	66	Zarter Blumen leicht Gewinde . II,	290
Wißt ihr denn, auf wen der Teufel	III, 17	Zeig' ich die Fehler des Geschlechts	33
Wißt ihr denn, was Liebchen . . III,	106	Zerbrach einmal eine schöne Schale	III, 118
Wißt ihr, wie auch der Kleine . . I,	262	Ziehn die Schafe von der Wiese	II, 162
Wißt ihr, wie ich gewiß I,	239	Zierde wärst du der Gärten . . . I,	255
Wo Anmaßung mir wohlgefällt . .	14	Zieret Stärke den Mann I,	201
Wo die Rose hier blüht I,	177	Zierlich Denken und süß Erinnern .	17
Wo hast du das genommen . . . III,	45	Zücht'ge den Hund, den Wolf . . .	8
Wo ist der Lehrer, dem man glaubt	21	Zu dem Guten, zu dem Schönen	II, 297
Wo ist einer, der sich quälet . . . II,	124	Zu dem Strande, zu der Barke	II, 359
Wo Jahr um Jahr die Jugend	II, 221	Zu der Apfelverkäuferin II,	83
Wo kluge Leute zusammenkommen	III, 121	Zu des einzigen Tages Feste . . . II,	340
Wo Parteien entstehen I,	262	Zu des Rheins gestreckten Hügeln	II, 312
Wo recht viel Widersprüche	34	Zu Epheus ein Goldschmied . . . II,	60
Wo willst du klares Bächlein hin	I, 137	Zu erfinden, zu beschließen . . . II,	65
Wofür ich Allah höchlich danke	III, 62	Zu genießen weiß im Prachern	III, 38
Woher der Freund so früh u. schnelle	I, 139	Zu Goethes Denkmal was zählt .	92
Woher ich kam? III,	39	Zu lieblich ist's, ein Wort I,	46
Wohin du trittst, wird uns II,	231	Zu Regenschauer und Hagelschlag	II, 88
Wohin er auch die Blicke II,	304	Zu verschweigen meinen Gewinn .	94
Wohin willst du dich wenden	71	Zu würdiger Umgebung II,	226
Wohin wir bei unsern Gebrechen . .	64	Zuerst im stillsten Raum II,	295
Wohin, wohin? Schöne Müllerin	I, 135	Zum Beginnen, zum Vollenben	II, 335
Wohl erleuchtet, glühend-milde . .	313	Zum Erinnern schöner Stunden	II, 288
Wohl kamst du durch, so ging . . .	95	Zum Kessel sprach der neue Topf	III, 119
Wohl unglücklich ist der Mann . .	10	Zum starren Brei erweitert	52
Wohl, wer auf rechter Spur	54	Zünde mir Licht an I,	196
Wollen die Menschen Bestien sein .	14	Zur Erinnerung trüber Tage . . II,	288
Wollt', ich lebte noch hundert Jahr	II, 325	Zur Trauer bin ich nicht gestimmt	I, 352
Wolltet ihr in Leipzigs Gauen . . II,	139	Zwanzig Jahre ließ ich gehn . . III,	1
Woniglich ist's, die Geliebte . . . I,	247	Zwar die vierundzwanzig II,	217
Worauf alles ankommt	22	Zwei der feinsten Lacerten I,	242
Worauf kommt es überall an	III, 12	Zwei Personen, ganz verschieden	II, 79
Wort und Bild II,	310	Zwei Worte sind es, kurz I,	277
Worte, die der Dichter spricht . . II,	306	Zweie seh' ich, den Großen I,	248
Worte sind der Seele Bild II,	315	Zweierlei Arten gibt es I,	263
Wunderlichstes Buch der Bücher	III, 26	Zweimal färbt sich das Haar . . . I,	251
Wundern kann es mich nicht . . . I,	242	Zwischen dem Alten I,	74
Wüß' ein künstlerisch Bemühen	II, 311	Zwischen heut und morgen	6
Würdiger Freund, du runzelst . . I,	226	Zwischen Lavater und Bascdow	II, 100
Wüßte kaum genau zu sagen . . . I,	360	Zwischen oben, zwischen unten . . II,	332
Wüßte nicht, was sie Bessers . . .	8	Zwischen Weizen und Korn . . . I,	57

Biblioteka UJK Kielce

UJK



0472971

